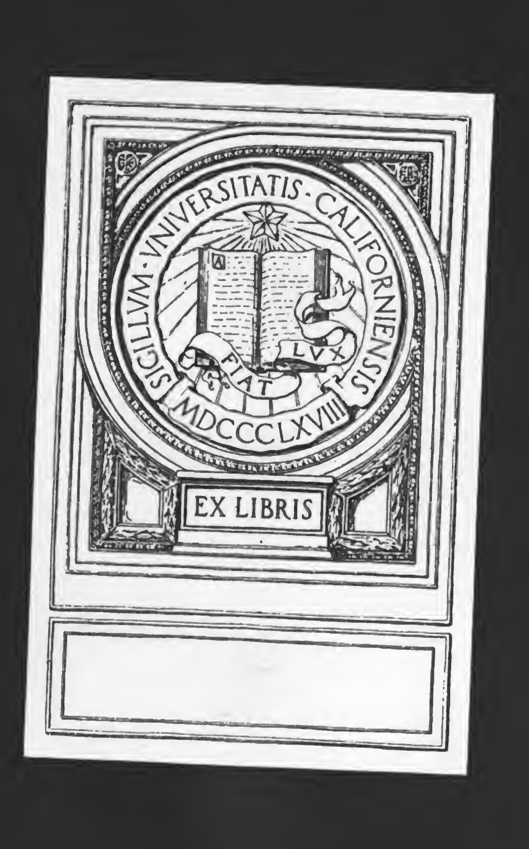
Jacob Wimpheling

Bernhard Schwarz


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Pädagogische Reformatoren

vor der Reformation.

In Biographieen dargestellt

von

Bernhard Schwarz.

I. Jacob Wimpheling, der Altvater des deutschen Schulwesens.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1875.

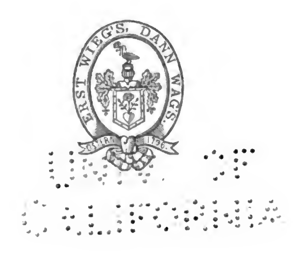
Jacob Wimpheling,

der

Altvater des deutschen Schulwesens.

Von

Bernhard Schwarz,
ev. Prediger an St. Petri in Freiberg i. S.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1875.

Vorwort.

Mit dem in unserer Zeit sich vollziehenden Aufblühen des Schulwesens überhaupt geht ganz natürlich Hand in Hand auch eine immer vollständigere Darstellung der Geschichte dieses Faches. Gleichwohl kann es Niemand entgehen, daß die Geschichtsschreibung auf diesem Felde noch bedeutende Mängel aufzuweisen hat. Vor allem fällt hier der Umstand in die Augen, daß man bisher vorzugsweise nur der pädagogischen Entwickelung von der Zeit der kirchlichen Reformation ab Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Ich will damit nicht etwa der wissenschaftlichen Pädagogik einen Vorwurf machen. Es ist dies vielmehr der nothwendige und natürliche Charakter des Anfangsstadiums der Geschichte des Schulwesens. Auch die moderne protestantische Kirchengeschichte ist diesen Weg gegangen. Sie hat ebenfalls in ihren Anfängen vor allem jener großen Zeit, in der die Reformation factisch vollzogen wurde, ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Erst die neueste Zeit hat weiter zurückgegriffen auf die Vorläufer jener großen Umwälzung; sie ist noch damit beschäftigt, immer umfassender all' die Motoren ans Licht zu ziehen, die dazu

beitrugen, daß die immer mehr anwachsende Lawine endlich ins Rollen gebracht wurde. So mußte auch die Geschichte der Pädagogik anfänglich bei jener großen Zeit einsetzen, die factisch den hellen Tag auch eines rationelleren Unterrichtswesens heraufführte. Indessen darf auch sie hierbei nicht stehen bleiben. Auch sie muß sich bewußt werden, daß jene Zeit für sie nur das Ende eines längeren Gährungsprozesses war; daß auch ihre großen Reformatoren als Vorläufer schon wieder andere Männer vor sich hatten, die, wenn auch mit noch nicht so abgeklärtem Detailblick, doch bereits dasselbe Ziel in den Umrissen wenigstens ins Auge faßten. Die nicht unbedeutende Zahl dieser pädagogischen Vorreformatoren finden wir im Allgemeinen in der Armee des der kirchlichen Erneuerung unmittelbar vorausgehenden und auch für diese bedentsamen deutschen Humanismus, obgleich eine nicht unbeträchtliche Menge der Vertreter dieser wissenschaftlichen Bewegung wie der Kirche so auch der Schule weniger nahe treten.

Unter diesen pädagogischen Vorreformatoren ragt aber ganz besonders, wenn auch nicht durchgängig seinen positiven Leistungen doch der Zeit nach und durch den Umstand, daß er zum erstenmal den Widerstand gegen das alte, verrottete, scholastische Schulwesen und den Anfang einer gesünderen Methodik in eine Art wissenschaftlich-theoretisches System gebracht hat, Jacob Wimpheling hervor. Derselbe aber gerade ist es, der von allen seinen mitstrebenden Zeitgenossen verhältnißmäßig bis jetzt noch am Wenigsten gekannt ist. Ein Blick auf die Literatur über ihn möge das darthun. Die erste Arbeit, die ihn behandelte, erschien allerdings noch bei seinen Lebzeiten. Sie lieferte Tritemius in seinem bekannten Buche: „Catalogus illustrium virorum etc.“ (ein Exemplar befindet sich in einem

Sammelbande der Leipziger Universitätsbibliothek). Dasselbe bietet, wie es kaum anders sein konnte, nur eine ganz kurze, nackte Aufzählung der Hauptschicksale und -Schriften unseres Autors. Einige Jahre später gab er selbst eine zwar gedrängte, immerhin aber höchst werthvolle Skizze seines Lebens in der „Expurgatio contra detractores“, 1512 (abgedruckt in der weiter unten zu nennenden Schrift Riegger's: „Amoenitates etc.“, p. 419 sq.).

Eine wirkliche Würdigung seiner Pädagogik aber können wir natürlich von ihm selbst, zumal er durch große Bescheidenheit sich auszeichnete, nicht erwarten, besonders da die kleine Schrift eine Tendenzschrift gegen seine ihn der Unruhe bezüchtigenden Gegner ist. Eine solche Würdigung, wenn gleich nur in kurzen Andeutungen gegeben, finden wir in einem vortrefflichen Briefe des großen Erasmus an Joh. Blattenus (Erasmi opp., T. III [epp.], P. II, p. 1141. Lugdun. Batav.), der eine Art Nekrolog auf den eben heimgegangenen Wimpheling, den Erasmus persönlich kannte, bildet. Schon bei Lebzeiten aber vergessen, fand der verdiente Mann erst wieder — von einigen kleineren beiläufigen Darlegungen (wie die von Moscherosch vor der „Germania“ 1649, die mannigfach falsch ist, und die bei Riegger, S. 173 angeführten, mehr untergeordneten Arbeiten) abgesehen — erst circa 250 Jahre nach seinem Tode, diesmal aber in eingehendster Weise, eine Bearbeitung durch den Freiburger Professor juris Joh. Anton Riegger. Derselbe gab nemlich 1775 in Ulm ein Werk unter dem Titel heraus: „Amoenitates literariae Friburgenses“ in 3 fascic., von denen die beiden letzten ausschließlich über Wimpheling handeln (circa 420 enggedruckte Seiten in 8°). Dies Werk enthält ein außerordentlich umfangreiches, mit größtem Fleiße zusammengetragenes

Material, darunter ein ziemlich erschöpfendes Verzeichniß der Schriften Wimphelings, eine Menge bis dahin ungedruckter, theilweise nicht mehr vorhandener Briefe von Wimpheling oder an ihn, und andere meist zuverlässige und wichtige Notizen. Auf dieses Werk wird jeder kommende Bearbeiter wieder zurückgehen müssen. So werthvoll diese Arbeit aber auch ist, so ist sie gleichwohl doch eben weiter nichts als eine objective Stoffanhäufung, die der systematischen Zusammenstellung und subjectiven Verwerthung immer noch bedurfte. Leider aber hat gerade die nächstfolgende wirklich entwickelte Darstellung Wimphelings in Erhard, „Geschichte des Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung u. s. w.“ (1827), Bd. I, S. 428 ff., der Riegger'schen Grundlage entbehren müssen und ist daher — bei manchem Guten — unvollständig, zum Theil auch ungenau geblieben. Besseres lieferte schon Röhrich in seiner „Geschichte der Reformation im Elsaß“ (1830), Thl. I, obgleich sein Buch, seiner Tendenz entsprechend, gerade die pädagogische Seite unseres Mannes nicht erschöpfend behandeln konnte. Etwas mehr bietet in dieser Hinsicht erst: Strobel, „Vaterländische Geschichte des Elsaß“ (Straßburg 1843), Thl. III. Gut in der Beurtheilung, wenn gleich ebenfalls nur ganz kurz, ist das Schriftchen: „Notices sur Wimpheling consideré principalement dans ses rapports avec l'église et les écoles“ par G. A. Schwalb (Strassbourg 1851), desgleichen der Artikel: „Wimpheling“, in Herzogs „Theologischer Realencyklopädie“, Bd. XVIII (1864) [C. Schmidt], obgleich er auch hier, der Tendenz des Werkes angemessen, mehr von der theologischen Seite betrachtet ist. Auch weist der Verfasser selbst über seine, durch den Raum eingeschränkte, Arbeit hinaus auf eine künftige, den modernen Ansprüchen entsprechende, ein=

gehendere Monographie, wie sie des so bedeutenden Mannes würdig sei. Eine solche erschien denn auch 1867 in Berlin (in Commission bei Mitscher und Röstell) unter dem Titel: „Jacob Wimpheling. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Humanisten von Dr. Paul von Wiskowatoff.“ (238 Seiten.)

Das große Verdienst dieser Schrift ist es, Wimphelings Schriften und das Riegger'sche Material zum erstenmal kritisch gesichtet und in durchaus ansprechender Weise verwerthet zu haben.

Aber auch an dieser Darstellung haften, von kleineren Irrthümern, die wir gelegentlich in unserem Buche berichtigen wollen, abgesehen, doch noch zwei bedeutendere Mängel. Zuerst sind in der Besprechung des Locher-Wimpheling'schen Streites nur die Wimpheling'schen Schriften benutzt worden, in Folge welcher Einseitigkeit auf Locher wie auf Wimpheling ein falsches, wenn auch dem letzteren günstiges Licht fällt. Wohl entschuldigt sich Wiskowatoff damit, daß er sich die Locher'schen Schriften nicht habe verschaffen können. Wir können indessen eine solche Ausflucht nicht gelten lassen. Es wäre unerläßliche Pflicht des Verfassers als gründlichen Bearbeiters gewesen, diese Schriften so lange zu suchen, bis er sie gefunden oder die Gewißheit erlangt hätte, daß sie nicht mehr vorhanden seien. Dieses Suchen aber war im vorliegenden Falle nicht schwer, da auf mehreren Bibliotheken sich noch Locher'sche Schriften vorfinden, außerdem Zarnke in seiner Ausgabe von Sebastian Brants „Narrenschiff“ und Stintzing in seiner Monographie über „Ulrich Zasius“ (die Wiskowatoff beide gekannt, ja öfters citirt hat) ausdrücklich die Orte angeben, wo gerade die einschlagende Streitschrift Lochers zu finden ist. Somit kann Wisko-

watoff überhaupt nicht, wenigstens nicht ernstlich, nach diesen für die vollständige Beurtheilung Wimphelings so wichtigen Quellen gesucht haben. Diese wissenschaftliche Lücke auszufüllen, zugleich unter Benutzung der unterdeß über Locher erschienenen eingehenderen Schrift von Dr. Hehle in Ehingen (der ersten wirklich wissenschaftlichen, weil auf Lochers Schriften basirten Darstellung Lochers) ist ein Zweck, aber immerhin nur ein Nebenzweck unseres Buches. Der eigentliche Hauptzweck ist ein anderer, und damit kommen wir auf das, was uns als der eigentliche Grundfehler der Wiskowatoff'schen Arbeit erscheint. Wiskowatoff hat nemlich in eingehender, für den Augenblick wirklich bestechender Beweisführung darzuthun versucht, daß Wimpheling nicht ein Pädagog im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern — um es kurz zu sagen — vielmehr ein Theolog gewesen sei. Diese auf einigen Seiten offen ausgesprochene Ansicht zieht sich natürlich dann durch das ganze Buch hindurch und giebt dem gesammten Urtheil über Wimpheling eine ganz bestimmte Färbung. Allein diese Grundansicht des Werkes ist eine falsche. Wimpheling war — genau betrachtet — wirklich ein echter und zwar ein großer, bedeutender, epochemachender Schulmann [1]). Dies nachzuweisen ist der eigentliche Zweck unseres Buches. Daraus erklärt sich aber auch die ganze Art unserer Darstellung. Die nichtpädagogischen Schriften Wimphelings müssen für uns zurücktreten, was um so mehr geschehen kann, als Wiskowatoff sie eingehend bespricht; dagegen müssen unsere ganze Aufmerksamkeit die Arbeiten von ihm in

---

1) Diese Ansicht findet sich auch — wenn gleich nur kurz angedeutet — in der neuesten, sonst ganz nach Wiskowatoff gefertigten Arbeit über Wimpheling, einem Artikel von Hense im „Archiv für Literaturgeschichte" (Leipzig 1872, herausgeg. von Gosche), Bd. II, S. 321—339.

Anspruch nehmen, die irgendwie auf die Schule Bezug haben. Daher wir von diesen Excerpte bieten, wie sie in gleich eingehender Weise Wiskowatoffs Buch nicht liefern konnte. Ferner vermochten wir uns, sollte jene Beurtheilung Wimphelings vollständig begründet, sein Verdienst um die Schule in das rechte Licht gesetzt werden, eine kurze Darlegung der Verhältnisse des deutschen Schulwesens vor ihm als Einleitung nicht ersparen; endlich mußte auch in einer kurzen Skizze seines Lebens besonders auf die von ihm geübte pädagogische Thätigkeit aufmerksam gemacht werden. Hierbei sei gleich bemerkt, daß wir diese Skizze des besseren Überblicks halber in zusammenhängender Darstellung geben, getrennt von den Auszügen aus seinen Schriften, die wir in einen zweiten Theil verlegt haben.

Diese ganze Betrachtungsweise Wimphelings aber, die wir für die allein berechtigte halten, dürfte die erste in ihrer Art sein, da die Geschichte der Pädagogik bisher ihn fast gar nicht beachtet, in ihrem neuesten und größten Werke aber (Schmidt, Geschichte der Pädagogik, 3. Auflage, herausgeg. von W. Lange, 1873) nur ganz kurz (1¼ Seite) und ohne tieferes Eingehen auf seine pädagogischen Arbeiten und Verdienste behandelt hat.

Schließlich sei es uns vergönnt, nur noch darauf hinzuweisen, daß, da von den Schriften Wimphelings keine Gesammtausgabe existirt, dieselben vielmehr überallhin zerstreut und sehr selten geworden sind, es als ein großer Gewinn anzusehen war, daß uns dieselben ohne alle Schwierigkeit und vollständig zugänglich gemacht wurden. Ich kann daher nicht umhin, den hochgeehrten Bibliotheksverwaltungen der Universitäten Leipzig, Tübingen, Freiburg und der Stadt Hamburg für ihre ausnehmend freundliche Zuvorkommenheit, eventuell selbst höchst nütz-

liche Unterstützung mit Rath und That auch an dieser Stelle noch meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen.

Sollte übrigens mein Unternehmen, besonders beim pädagogischen Publikum, eine freundliche Aufnahme finden, so würde ich, wie schon auf dem Titelblatte angedeutet, später noch die übrigen Hauptmatadore aus jener großen Zeit der pädagogischen Erneuerung in chronologischer Reihenfolge auf gleiche Art vorführen.

So gehe denn das Büchlein hin und trage an seinem Theile mit dazu bei, dem hochheiligen Werke der Jugenderziehung immer mehr auch die wissenschaftliche Stellung zu erwerben und zu sichern, die ihm gebührt [1]).

---

1) Schon im Voraus wollen wir bemerken, daß wir bei Anführung wenigstens der selteneren der von uns benutzten Quellenschriften immer auch den Ort, wo diese zu finden sind, nennen wollen. Dabei erlauben wir uns gleich den Wunsch auszusprechen, daß in ähnlichen Fällen dasselbe Verfahren von allen Autoren eingehalten werden möchte, um ihren Genossen, resp. Nachfolgern, die zeitraubende, mühevolle und oft noch dazu erfolglose Arbeit des Suchens nach dem betreffenden Material zu ersparen.

Inhaltsverzeichniss.

Erster Theil.

Wimphelings Leben.

Seite

Erstes Kapitel: Einleitung. Das deutsche Schulwesen vor Wimpheling.

I. Die niedere Schule 1
II. Die höhere Schule (Universität) 17
III. Die ersten Anfänge einer rationelleren Pädagogik . . 28

Zweites Kapitel: Das Auftreten Wimphelings.

I. Sein Heimathsland 37
II. Sein Geburtsort 42
III. Seine Geburt, Familienverhältnisse und erste Ausbildung. (1450—1464.) 46
IV. Wimphelings erste Universitätsstudien in Freiburg i. B. (1464—1468.) 49
V. Wimpheling als Student in Erfurt. (1468—1469.) . 57
VI. Wimphelings letztes Studium und erste Lehrthätigkeit in Heidelberg. (1469—1483.) 62
VII. Wimpheling als Domprediger in Speier und im Zenith seiner Pädagogik. (1484—1498.) 68
VIII. Wimphelings zweite Lehrthätigkeit in Heidelberg. (1498 bis 1501.) 73
IX. Wimpheling in Straßburg als Privatmann. Erster (Murner'scher) Streit. (1501—1503.) 76

Seite

X. Wimpheling in Basel und Freiburg. Practisch-pädagogische Thätigkeit in letzterer Stadt, Rückkehr nach Straßburg. Streit mit den Mönchen, Schwaben und Schweizern. (1503—1508.) 84

XI. Wimpheling in practisch-pädagogischer Thätigkeit zum zweiten Mal in Freiburg, zu gleichem Zweck dann in Heidelberg. Locherscher Streit. (1508—1510.) . . . 93

XII. Wimpheling auf Veranlassung seines Kaisers in Straßburg mit Politik beschäftigt. Zurück nach Heidelberg. Stillleben im Schwarzwalde. Letzte pädagogische Schrift. Wechselnder Aufenthalt in Schlettstadt und Straßburg. Gründung zweier Gelehrtenvereine. (1510 bis 1520.) 106

XIII. Wimpheling als Gegner der Reformation mit seinen Freunden zerfallen und vielfach angefeindet, stirbt zuletzt in der Vergessenheit. (1520—1528.) 113

Zweiter Theil.

Wimphelings Schriften, soweit sie sich auf die Pädagogik beziehen.

I. Allgemeines 119

II. Wimphelings pädagogische Hauptschrift: „Der Wegweiser" 122

III. Wimphelings zweite theoretisch-pädagogische Schrift: „Über die rechte Unterweisung u. s. w." 151

IV. Wimphelings bedeutendstes Schulbuch: „Die Jugend" . 153

V. Wimphelings „Abriß der deutschen Geschichte" . . . 165

VI. Wimphelings Schrift „Deutschland", an den Rath der Stadt Straßburg 180

VII. Wimphelings „Fürstenspiegel" 188

VIII. Zusammenfassende Winke für die Gesammtbeurtheilung Wimphelings 193

Erster Theil.

Wimphelings Leben.

Erstes Kapitel.

Einleitung. — Das deutsche Schulwesen vor Wimpheling [1]).

I.

Die niedere Schule.

Das deutsche Schulwesen lag von Anfang an in den Händen der Kirche, wie es denn, da bis ins Mittelalter die geistige Bildung fast ausschließlich im Besitz der Geistlichen war, gar nicht anders sein konnte. Von den Trägern der Wissenschaft mußte auch ihre Fortpflanzung ausgehen. Somit haben wir in diesem Umstande an sich noch kein Übel zu erblicken, müssen vielmehr das Verdienst der alten Kirche hieran anerkennen.

1) Man wird das große Verdienst Wimphelings nicht recht zu würdigen im Stande sein, wenn man nicht einen genaueren Einblick in den Verfall des Schulwesens vor ihm, besonders in die scholastische Unmanier hat, deren Hauptbekämpfer er genannt werden muß. Wir gestatten uns daher, hier vorerst eine eingehendere Darlegung der deutschen Pädagogik vor seinem Auftreten zu geben.

Natürlich war es ferner, daß dieser erste deutsche Unterricht, den die christlichen Missionare in den von ihnen gegründeten Klöstern einführten, eine kirchliche Zweckbeziehung hatte. Denn den christlichen Missionaren unseres Landes mußte es vor allem daran liegen, sich Mitarbeiter für ihr großes Bekehrungswerk heranzuziehen. Das war die Bestimmung, die die ersten Schulen Deutschlands, die Klosterschulen, hatten. Doch nahmen gar bald schon auch andere Knaben als die dem Ordensleben von frühester Jugend an geweihten „Oblati" an dem Unterrichte Theil, der aber natürlich trotzdem theologisch gefärbt blieb [1]).

Erst Karl der Große war es, dem die Idee der Schule als Volksbildungsanstalt aufging. Doch mußte auch er noch zu ihrer Verwirklichung, entsprechend den ganzen damaligen Zeitverhältnissen und seiner eigenen Gebundenheit an die Kirche, an letztere anknüpfen.

In klarer Erkenntniß der wissenschaftlichen Untüchtigkeit der damaligen Geistlichkeit suchte er darum vor allem hier helfend einzuwirken [2]).

Aber über diese Voraussetzung seiner pädagogischen Pläne brachte er es im Wesentlichen nicht hinaus. Wohl blühten zu seiner Zeit ganz vortreffliche Klosterschulen auf, so die zu Fulda unter Rhabanus Maurus, desgleichen die zu Halberstadt, vom dortigen Bischof Haymo gegründet, und die des Klosters Reichenau bei Constanz unter dem bekannten Walafried Strabo [3]), indessen waren all' diese Anstalten im Grunde doch nichts Anderes als theologische Präparandenschulen. Denn einmal that das Volk selbst nichts, die Schule zur Selbstständigkeit und

1) Daher die spätere Eintheilung in scholas internas und externas.

2) Siehe Näheres hierüber bei Lender, Beiträge zur Geschichte der Studien und des wissenschaftlichen Unterrichts in hiesiger Stadt — Schulprogramm (Constanz 1833), Kap. 1, § 1 u. 2. Dort ist auch das interessante Rundschreiben, das Karl der Große in Schulangelegenheiten 787 an alle Bischöfe und Äbte seines Reiches erließ, abgedruckt.

3) Vgl. hierzu Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung 2c., Bd. I, S. 65 f.

Allgemeinheit zu erheben. Fehlte es ihm doch noch an aller Werthschätzung der Bildung. Und zwar wurde dieser Uebelstand im Verlaufe des kampferfüllten Mittelalters eher schlimmer als besser. Ein Zeitgenosse Wimphelings noch, Peter Schott, muß klagend ausrufen [1]: „Ich bin genöthigt, bei meinen Landsleuten zu bleiben, wo Gelage und Waffen mehr Anklang finden als die Wissenschaften." Ein anderer, Jacob Locher, seufzt darüber [2]), daß in dem Landsknechtsgetümmel Deutschlands das in Italien angezündete Fünklein seiner dichterischen Begeisterung wieder zu erlöschen drohe. Und Wimpheling selbst bespricht an vielen Stellen seiner Schriften die Barbarei in seinem Vaterlande [3]). Das Volk drängte sich nicht zu den Schulen — wodurch gewiß gar bald solche auch außerhalb der Klostermauern angelegt worden wären —, sondern es blieb dabei, daß nur die herzukamen, die selbst wieder in den geistlichen Stand eintreten wollten. — Auf der anderen Seite that auch die Kirche in engherzigster Weise alles, die Schule und mit ihr die ganze Wissenschaft aufs engste an sich zu ketten. Immer umfassender wußte sie die Zweckbeziehung auf sich zu gestalten. Schon bei dem bereits genannten Rhabanus Maurus trat solche Einseitigkeit heraus [4]). Nach ihm soll man die Rhetorik studiren, um die figürlichen Redensarten der heiligen Schrift zu verstehen, die Poesie, um das richtige Tonmaß der Gesänge zu finden, die Dialektik, um die Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen, die Arithmetik, um die geheimnißvollen Ziffern der heiligen Schrift zu entziffern, die Geometrie, um sich von den heiligen Gebäuden richtige Vorstellungen zu machen, die Astronomie endlich zur Bestimmung der kirchlichen Festtage.

So wurde die ganze Wissenschaft mehr und mehr nur

---

1) In seinen Lucubrat. ed. Wimpheling.

2) S. Hehle, Der schwäbische Humanist Jacob Locher Philomusus, eine kultur- und literarhistorische Skizze (Ehingen 1873) I. Thl., S. 15.

3) So in seiner „Germania" ed. Moscherosch, p. 22 u. a.

4) Diese seine Ansichten stellt er auf in seiner Schrift: De institutione clericali, s. bei Erhard a. a. O., Bd. I, S. 66.

theologische Hilfswissenschaft, Gelehrter und Geistlicher bald ganz identisch.

Aber nicht nur, daß die Wissenschaft in dieser Weise von der Theologie bestimmt wurde, sie wurde gar bald auch, wo sie mit dieser in Conflict zu gerathen schien, gänzlich verdrängt. Besonders mußten die alten Klassiker, diese unversiegbare Quelle guten Geschmacks, weil dem Heidenthum angehörig und angeblich der Moral anstößig, bald völlig aus der Schule weichen [1]).

An ihre Stelle traten die zumeist dürftigen Dichter der ersten christlichen Jahrhunderte mit ihren ungeschickten Formen, ihrem verdorbenen Latein und dem theilweise wenigstens ungesunden oder doch trockenen Legenden- und Dogmenstoff. Ja bald mußten selbst diese weichen [2]) und der Jugend blieb am Ende statt aller fleischernen Nahrung nur das dürre Knochengerippe lateinischer Grammatik. Aber auch dieses selbst wieder wurde nur in der unnatürlichsten Weise zerstückt und verschoben den Schülern vorgelegt. — Denn nachdem der Stoff der Pädagogik corrumpirt war, geschah ein Gleiches auch mit der Methode. Die enge Verbindung mit der Theologie führte nemlich auch alle Mängel der letzteren in die Schule ein; ließ sie, wie Röhrich richtig bemerkt, „mit der Kirche steigen und fallen“. Unglücklicherweise aber eilte ja gerade damals die Kirche ihrem tiefsten Verfalle entgegen. Einer der Hauptmotoren dieses Verfalles war nun aber der Scholastizismus, der gar bald sich auch in die niedere Schule einzudrängen wußte. Und zwar machte er sich hier, indem er sich des allein noch übergebliebenen Unterrichtsstoffes, der lateinischen Grammatik bemächtigte, als die Sucht geltend, die einfachsten grammatischen Regeln, Ausdrücke, Grundsätze und dergleichen mit Einschluß dessen, was entweder nicht erklärt zu werden braucht

1) Wir werden sehen, daß selbst Wimpheling von dieser Einseitigkeit sich noch nicht ganz losmachen konnte, während völliges Brechen mit dem Alten in dieser Hinsicht das größte Verdienst Lochers sein dürfte.

2) Der beste Beweis hierfür ist, daß ja Wimpheling in seinem „Isidoneus“ (s. hinten den Auszug) für ihre Wiedereinführung in die Schule sich verwendet.

oder nicht erklärt werden kann, mit Aufwand der ganzen Formalphilosophie, ja selbst weitester metaphysischer Abschweifungen in haarspaltendster Weise darzulegen, wodurch der an sich so engbegrenzte Stoff zu einer so riesenhaften Masse anwuchs, daß das eigentliche Ziel der Grammatik, die Erlernung der Sprache, ganz absorbirt, die Grammatik Selbstzweck wurde, ja endlich der Schüler selbst in der ausgedehntesten Schulzeit über einen kleinen Theil derselben nicht hinauskam [1]. — Daß diese Unterrichts-Art oder richtiger -Unart nicht nur intellectuell, sondern auch moralisch den schlimmsten Einfluß übte, indem sie nicht nur den Kopf verwirrte, sondern auch das Herz verdarb, das beweist vor allem ein bedeutsamer Umstand. Die spinöse Erklärungssucht der Lehrer erzeugte nemlich nothwendigerweise auch in den Schülern den Trieb, alles begrifflich sich zurecht zu legen und die Waffen, die sie ihre Meister stets verwenden sahen, nun auch selbst in die Hand zu nehmen; so erwuchs die für diese Zeit so charakteristische Disputirwuth, die, da es ihr nur auf den Kampf, durchaus nicht auf die Sache ankam, für die sie kämpfte, sich bald ohne Unterschied an alles wagte und endlich nicht mehr nur dem Unnützen, sondern auch dem Unwahren diente, dabei aber auch durch die stete und alleinige Erregung der Streitsucht und Leidenschaft eine unglaubliche Verrohung der Schüler herbeiführte.

Da speziell jener völlig entartete grammatikalische Unterricht es ist, den bekämpft und siegreich durchbrochen zu haben das Merkmal und Verdienst Wimphelings ist, so dürfte es nicht unangebracht, ja für das volle Verständniß der Schriften und für die volle Würdigung der Bestrebungen unseres Autors geradezu nöthig sein, diese pädagogische Unmanier durch einige speziellere Darlegungen noch eingehender zu beleuchten.

Das Lehrbuch für den ersten lateinischen Unterricht war

1) Diese allgemeineren Darlegungen werden in den Auszügen aus Wimphelings pädagogischen Werken, die wir hinten geben werden, ihre nähere Begründung und Erläuterung durch die dort allenthalben verstreuten interessantesten Einzelnotizen über diese Unmanier finden. — Ausführlicheres findet sich auch bei Erhard a. a. O., S. 106f.

seit dem 12. Jahrhundert die „ars“ des Älius Donatus, eine kurze Unterweisung über die acht Redetheile in Fragen und Antworten, welche nach Erfindung der Buchdruckerkunst unzählige Auflagen erlebte. — Zur Einübung der hier gebotenen trockenen Regeln wurden im Anfang die Fabeln des Maximian gelesen [1]). Da aber diese gemäß der oben gekennzeichneten kirchlichen Engherzigkeit gar bald als „nugae“ erscheinen mußten, so machte sich ein Minorit Alexander Gallus de Villa dei in Paris daran, eine ausführlichere den Donatus voraussetzende, in leoninischen (d. h. solchen, in denen Cäsur und Versende sich reimt) Hexametern abgefaßte Grammatik auszuarbeiten, die gleichsam Fleisch und Blut zu dem von Donatus gegebenen Gerippe liefern sollte. Dieses nachmals so bekannt gewordene Buch erschien unter dem Titel: „Doctrinale“ im Jahre 1209 [2]). Dies von seinem Verfasser in 12 Kapitel getheilte Buch wurde von Späteren wieder in drei Theile zerlegt, von denen man aber nicht selten nur einen oder zwei in der Schule durchzunehmen fertig brachte.

Charakteristisch für dies Buch wie für jene Zeit überhaupt aber ist es, daß der Verfasser es selbst für „clericuli“, für solche, die Geistliche werden wollen, bestimmt, woraus man ersieht, daß Gelehrter und Geistlicher, Studirender und Theologiestudirender eben als identisch betrachtet wurden [3]).

War nun auch diese poetische Grammatik ein überaus schwerfälliges und unpractisches Machwerk, so konnte sie von einem Lehrer, der geschickt zu kürzen und die besseren Parthieen von den schlechteren zu scheiden wußte, wie dies Ludwig

---

1) Vgl. den 3. Vers des gleich zu nennenden Alexander: jamque legent pueri pro nugis Maximiani etc. in Zarnke, Sebastian Brants Narrenschiff (1854), S. 346 ff.

2) Ausführlicheres über dieses Buch siehe bei Zarnke a. a. O., woselbst auch einzelne Stellen aus demselben abgedruckt sind — und den Auszug, den wir hinten von dem „Isidoneus“ des Wimpheling geben werden.

3) vs. 1: „Scribere clericulis paro doctrinale novellis“ — bei Zarnke a. a. O.

Dringenberg und Wimpheling selbst that [1]), immerhin noch mit Vortheil verwendet werden. Aber statt der Verkürzung kam es vielmehr zu einer Vermehrung. Denn es erschienen in der Folge immer neue und immer riesenhaftere Commentare sowohl zum Donatus, als auch wieder zum Commentar des Donatus, zum Alexander. Noch im Jahre 1509 erschien ein solcher von Hermann Torrentinus zu Köln. Weil aber sein Autor sich erkühnt hatte, an dem von ihm commentirten Alexander Einiges zu ändern, so wurde er von den scholastischen Doctoren als Ketzer verklagt [2]). Zu solch' wirklich kanonischem Ansehen konnte in jener Zeit dies elende grammatische Machwerk kommen und dürfen wir daher unserem Wimpheling es nicht allzusehr anrechnen, wenn er noch nicht ganz mit demselben zu brechen wagte, müssen vielmehr den Freimuth anerkennen, mit dem er wenigstens in der Hauptsache den unantastbaren Alexander zu verdrängen oder doch unschädlich zu machen wußte.

Einige solcher Commentare und zwar zuerst einen über den Donatus wollen wir uns zur klaren Vergegenwärtigung ihres Verfahrens jetzt einmal näher ansehen [3]).

Der Titel desselben lautet: (Magnus Hundt) Expositio Donati cum quibusdam novis ac pulcherrimis notatis secundum viam Doctoris Sancti (1492).

1) Vgl. die hinten vom „Isidoneus" gegebenen Auszüge.

2) Röhrich, Die Schule zu Schlettstadt eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung, in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie, Bd. IV, S. 205.

3) Siehe die Auszüge aus den Originalen bei Zarnke a. a. O., aus denen ich die interessantesten Stellen, so schwer mir das auch oft wegen des schauderhaften Lateins und der philosophischen termini wurde, übersetzt habe. Dabei mußte freilich auch eine Anzahl für die deutsche Wiedergabe völlig ungeeigneter Ausdrücke unverändert stehen bleiben. — Ich glaube übrigens um so mehr zu einer derartigen eingehenden Betrachtung des pädagogischen Scholastizismus berechtigt zu sein, als derselbe in seinen interessanten Einzelheiten allgemein wenigstens — besonders unter der Lehrerwelt selbst — noch fast gar nicht bekannt ist und von den bisherigen pädagogischen Geschichtswerken meist nur oberflächlich behandelt wird.

„Das Buch des Donatus“, so beginnt die in schwerfälligen Perioden gegebene Ausführung, „sei zur Unterweisung der Knaben gegeben, wie schon der Name besage, denn Donatus heiße: (donum natis) Geschenk für die Geborenen, d. h. Knaben [1]), weshalb es denn auch kein Vorwort gebrauche, durch das nach Cicero die Hörer wißbegierig, aufmerksam und geneigt würden, da nun schon von selbst der Sinn der Hörer auf das Buch hingelenkt werde, zu dessen leichterer Durchforschung er zuerst über den Titel des Buches reden wolle, welcher laute: es beginnt der Dialog des Donatus über die acht Redetheile glücklich (incipit dialogus Donati de partibus orationis octo feliciter); darin sei nemlich alles befaßt, was man im Eingang der Bücher zu sagen pflege; denn zuerst werde die causa formalis berührt, da dialogus zur Angabe der Form gebraucht werde. Denn Dialog komme her von dia, welches zwei heiße, und logus, welches Rede bedeute; dialog sei gewissermaßen eine Rede zweier, und das sei eben die Art, die dieser Donatus für seinen Zweck zu belehren einhalte. Und ganz besonders belehrend sei diese Art, weil sie den Geist zur Wißbegierde entzünde. — Wenn er aber hinzufüge: des ‚Donatus‘, so sei die causa efficiens mota gegeben schon durch den Namen selbst. In der (oben gegebenen) Ableitung desselben aber liege die causa efficiens movens. Wenn er dann aber hinzufüge: ‚über die Redetheile‘, so liege darin zuerst die causa materialis circa quam, was gleichbedeutend ist mit Subject. Weiter aber auch die causa finalis, denn das Ziel der gegenwärtigen speziellen, wie jeglicher Wissenschaft überhaupt sei vollständige und vollkommene Erkenntniß ihres Subjects, woraus folge, daß das Subject des vorliegenden Buches der ‚Redetheil‘ sei. — Beweis: weil alle Darlegungen dieses Buches

1) Ein Beispiel ähnlicher damals üblicher barbarischer Ethymologie haben wir in einem dem Alexander ähnlichen Lehrbuche, dem Gräcista, wo Diabolus abgeleitet wird von dis und bolus, quia diabolus facit duos morsellos, corpus et animam. In köstlicher Parodie auf solche Ableitungsart erklären die epist. obscuror. z. B. magister von magis und ter, weil ein Magister dreimal mehr (ter magis) weiß als ein Anderer.

auf den ‚Redetheil' sich bezögen, gleichsam wie auf das Subject, — was inductiv erhelle, denn es werde hierin gehandelt vom nomen, insofern es ein Redetheil sei, desgleichen vom pronomen, insofern es ein Redetheil sei u. s. w., also sei der Redetheil Subject des Buches."

Doch nicht genug damit. Er stellt nun für diese ganz unwesentlichen Behauptungen sich selbst Gegenbeweise entgegen mit immer gleich darauf folgender Widerlegung, von denen wir die auffälligsten herausheben wollen.

Gegenbeweis: der „Redetheil" ist Subject im ersten Theil des Alexander, also nicht im Donatus. Denn das Subject darf seine Grenzen nicht überschreiten.

Widerlegung: wenn auch das Subject nicht die Grenzen seiner betreffenden Wissenschaft überschreiten darf, so doch die Grenzen des einzelnen Buches, wo nemlich das eine Buch dem anderen in der gleichen Wissenschaft sich zugesellt, wie es hier der Fall ist; denn die Wissenschaft im Donatus und im ersten Theile des Alexander ist die gleiche, wenn es auch zwei verschiedene Bücher sind.

Gegenbeweis: kein Complexum (Sammelname, d. h. ein mehrere Dinge mit e i n e m Namen umfassendes Wort) kann Subject sein, aber „Redetheil" ist ein Complexum, also kann es nicht Subject unseres Buches sein.

Widerlegung: „Redetheil" ist kein Complexum der Sache nach, wenngleich dem Namen nach, welcher hervorgeht nicht aus der Sache selbst, sondern aus der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß, die nicht allen Dingen Spezialnamen beilegen kann, denn die Dinge sind unbegrenzt, die Namen aber begrenzt; daher bezeichnet e i n Name Mehreres und eine an sich incomplexe Sache wird erst durch den Namen als Complexum angezeigt. Bemerkung: unsere Erkenntniß erkennt nicht immer das Wesen des Dinges, das sie bestrebt ist, durch einen Namen auszudrücken, daher kann sie den Namen nicht von dem Wesen der Sache entnehmen, weil die Namengebung nur geschieht von dem uns Bekannteren, und weil die Eigenschaften eines Dinges uns zuweilen bekannter sind als das Wesen; deswegen geschieht

von ihnen aus wie so häufig, die Namengebung, woher, wenn das Ding durch eine einzige Eigenschaft erkannt wird, ihm ein einfacher Name von dieser Eigenschaft her beigelegt wird. Aber wenn es durch viele Eigenschaften erkannt wird, so ist sein Name ein Complexum. So kommt auch der Name „Redetheil" von vielen Eigenschaften her; so ist das Wort wohl complex, die Sache selbst aber incomplex.

Bemerkung: Donatus ist doppelt zu verstehen. In einer Art ist es nomen proprium und bezeichnet so die causa propinqua efficiens mota. Die causa efficiens prima et remota ist Gott, welcher thätig ist durch die causae secundae mediantes, gleichsam wie durch Werkzeuge. — In anderer Art ist es nomen appellativum und bezeichnet so die causa efficiens mota, wie oben dargelegt wurde.

Aufgeworfene Frage: Warum wird nicht dictio oder terminus zum Subject gemacht, da doch (cum tamen!) dictio, terminus, pars orationis dasselbe bedeuten? Erwiederung: weil „Redetheil" mehr der Grammatik entspricht. Denn die Grammatik ist die Wissenschaft vom Ausdruck (scientia vocalis), weil sie die Worte nur in ihrer Bedeutung für den Vortrag betrachtet, wie der heilige Thomas sagt. Der „Redetheil" aber bezieht sich auf die Worte bloß in Hinsicht auf den Vortrag, terminus aber bezieht sich auf die vorgestellte Sache, insofern es die Operation des Denkens „begrenzt". Daher spricht der Logiker von den „termini". Dictio endlich wird auch nach dem heiligen Thomas nicht auf die Bezeichnung, sondern auf die bezeichnete Sache bezogen, die bezeichnete Sache aber fällt nicht unter die Betrachtung der Grammatik, also ist „Redetheil" mit Recht als Subject gebraucht.

Eine andere Frage: Weshalb sind die „Redetheile" überhaupt vorhanden?

Die weitläufige Beantwortung dieser Frage ergiebt sogar noch ein finis remotus des Buches zu dem oben angegebenen finis propinquus, welches war: klare Erkenntniß des Subjects, d. h. des Redetheils.

Bemerkung: „Redetheil" kann doppelt aufgefaßt werden,

einmal als ein einziges Wort, und so ist es die Bezeichnung oder Mitbezeichnung einer Sache; — oder als zwei Wörter, und so bezeichnet es einen actus, so aber wird es hier nicht gebraucht.

Hierauf folgt nachstehende Tabelle:

Der Redetheil Die vernünftige Seele Der Grammatiker	ist Subject der Wissenschaft dieses Buches	attributionis inhaesionis principale completum sive denominatione.

Es fragt sich endlich: in welche grammatische Spezies der Redetheil einzureihen ist.

Antwort: in die Etymologie, welche handelt vom Ursprung und Eigenschaften der Wörter; weil aber die Wissenschaft dieses Buches handelt von dem „Redetheil", so gehört auch dies Buch der Etymologie an.

Nun erst beginnt der Text: „Wie viele giebt es der Redetheile"; und nun wird jeder folgende Satz in derselben Weise bis zum Ende commentirt wie der Titel. — Hierauf folge auch die Beschreibung eines Commentars zum Alexander. Der Titel desselben lautet: Prima pars doctrinalis Alexandri cum sententiis notabilibus et vocabulorum lucida expositione nonnullisque annexis argumentis cum eorum replicis . . . ad novellorum in grammatica incipientium profectum adjunctis.

Nach einem schwülstigen, mit Bibelstellen gespickten Vorwort heißt es:

„Zum Anfang sei folgende Untersuchung angestellt: es fragt sich, welcher Art war der Erfinder der grammatischen Wissenschaft?

Er war Naturphilosoph und Grammatiker, weil er das rechte Verhältniß der Bezeichnungsweisen betrachtete; die Bezeichnungsweisen aber werden ursprünglich von den Seinsweisen der Dinge hergenommen. Die Erkenntniß der letzteren gehört nun zwar dem Metaphysiker an, sie gebraucht aber Worte, deren Betrachtung dem Grammatiker angehört, also war er zugleich Grammatiker und Naturphilosoph.

Gegenbeweis: vor der Erfindung der Grammatik gab es

keine Grammatik. Also war der Erfinder der Grammatik kein Grammatiker.

Widerlegung: der erste Erfinder der Grammatik hatte eine unvollkommene Grammatik von Natur, die er auf dem Weg des Empfindens, des Gedächtnisses und des Experiments vervollständigte.

Es fragt sich aber wieder, ob die Grammatik wirklich von Natur eingepflanzt sein kann?

Lösung: die vollkommene Grammatik, die ein bewußter Zustand ist, wohnt uns nicht von Natur ein, sondern die unvollkommene Grammatik.

Gegenbeweis: die Naturanlagen sind dieselben bei allen Menschen. Aber die Grammatik ist nicht dieselbe bei Griechen und Lateinern, weil die einen die, die andern jene Wörter gebrauchen, also ist die Grammatik nicht von Natur eingepflanzt.

Lösung: wenn auch die Grammatik nicht dieselbe ist, was das Materialprinzip anlangt, wie der beigebrachte Beweis darthut, so ist sie doch dieselbe in Bezug auf das Formalprinzip, das unveränderlich ist.

Es fragt sich weiter, was das Subject der ganzen Grammatik ist. Antwort: die Ausdrucksweise."

Dies wird nun ausführlich mit pro und contra abgehandelt, wobei meist die ganz gleichen Beweismittel wie in dem zuerst besprochenen Buche zur Verwendung kommen, z. B. daß das Subject nicht die Grenzen überschreiten, d. h. daß es nicht irgendwie außer der betreffenden Wissenschaft liegen dürfe, daß ein Complexum nicht Subject sein dürfe, wogegen wiederum geltend gemacht wird, daß die Ausdrucksweise nur nach dem Wortlaut, nicht nach der Sache ein Complexum sei; ferner daß unsere Seele Subject der Grammatik sei, aber nur inhaesionis, nicht attributionis.

Nun wird weiter gefragt, was denn das Subject jenes ersten Theiles sei. Lösung: „Es ist die vox literata articulata. Vox literata ist nemlich der Laut, welcher mit Buchstaben oder Sylben geschrieben werden kann, wie Mensch, Esel. Die voces illiteratae sind die dagegen, die nicht mit Buchstaben

oder Sylben geschrieben werden können, wie die Naturlaute." Hierauf wird unterschieden articulatio prima, die Beilegung des Namens zur Bestimmung von Essenz oder Accidenz, und articulatio secunda; „die letztere ist die Verbindung eines Redetheiles mit einem anderen unter gehöriger Anordnung der Redeweisen".

In dieser Weise wird nun der Faden noch lange mit Beweisen und Gegenbeweisen fortgesponnen, ehe man an den Text gelangt, wo dasselbe schreckliche Manöver immer wieder sich erneuert.

Andere gingen daran, den Alexander, da er ja auch Lesebuch sein sollte, Wort für Wort durchzunehmen und auch nicht eins ohne Erklärung zu lassen, was zum Theil wieder in Versen geschah. Eine der einfachsten derartigen Zerstückelungen des Doctrinale, die viel verbreitet wurde, ja später selbst wieder mehrfache Ueberarbeitung fand, ist folgendes Buch, das wir noch kurz in Augenschein nehmen wollen: Dicta Sinthis super prima parte Alexandri (1487).

„Scribere clericulis paro doctrinale novellis" — in diesem einleitenden Verse hat Alexander die vier Gründe dieses Buches angegeben, die in folgenden Versen (Hexametern) sich darstellen: Scribere das giebt dir den formalen Grund, doch doctrinale den materialen, paro bezeichnet die causa efficiens, clericulis novellis aber ergiebt die causa finalis. Ebenso hat scribere fünf Bedeutungen, zuerst bedeutet es: anordnen, einordnen, wie im 2. Buch Mose, wo Mose sagt: „Herr, erlaß diesem Volk diese Schuld", d. h. jene ihre Sünde, oder tilge mich aus dem Buche des Lebens, in welches du mich geschrieben, d. i. eingeordnet hast; 2) bezeichnet es: etwas im Gedächtniß behalten, woher die vulgäre Redensart: ich habe mir das ins Herz geschrieben, d. h. fest dem Gedächtniß eingeprägt. Und so ist es in folgender Stelle zu nehmen: „Schreibe, selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben;" 3) bezeichnet es: Buchstaben aufs Papier hinmalen, woher man sprichwörtlich sagt:

„Wer das Schreiben nicht kennt, der meint, es sei keine Arbeit,
Drei der Finger nur schreiben, doch der ganze Körper arbeitet";

4) bezeichnet es: verursachen, woher Hiob sagt: du schreibst gegen mich Bitterkeit, d. h. du bringst mir Bitterkeit; 5) bedeutet es: etwas schriftlich darlegen. So in der Redensart: schreibt eure Absicht. Diese fünf Bedeutungen fassen die folgenden Verse zusammen:

„Er ordnet, prägt sich ein, bringt zu Papier, verursacht,
So viel Geistesthätigkeiten pflegt scribere zu bedeuten."

Desgleichen ist clericulis Deminutivum vom Nomen clericus. Clericus ist ein homo literatus mit gottgeweihtem Charakter, der Spezies nach zum göttlichen Dienst abgeordnet. Hierauf wird clericus weitschweifig abgeleitet von dem griechischen clerus, i. e. sors, und die Ausführung wieder mit einem Vers besiegelt. „Oder", so fährt der Autor fort, „es kommt her von cleros, d. h. Ruhm, Streit, weil die Cleriker ruhmreich im Streit sein sollen, welcher zwischen Leib und Seele besteht, oder zwischen der Vernunft und dem sinnlichen Trieb. Andere Streitigkeiten, die nicht zum Heil der Seele gehören, verwehrt die Vernunft und zu ihnen soll der Cleriker nicht geneigt sein. Denn

‚Ein kriegslust'ger Gottesmann, ein geiles Mädchen,
Baumblüth' im Monat März — das hat schlimmes Ende.'"

In ähnlicher Weise und immer wieder mit eingewobenen Versen wird dann paro, doctrinale und novellus erläutert, bei letzterem z. B. bemerkt, daß es ein Deminutivum nur dem Worte, nicht der Sache nach sei, in letzterer Hinsicht vergrößere es vielmehr, denn novus sei einer, der noch gar nichts wisse, novellus dagegen einer, der bereits etwas mit den Elementen vertraut sei.

Auf diese Weise wuchs der im Vergleich damit noch knappe Alexander zu einer unförmlichen Masse wüsten Stoffes an. Und wenn man nun bedenkt, daß vor Erfindung des Druckens gar nicht, nach derselben bei den immerhin noch horrend hohen Bücherpreisen nur höchst selten die Schüler Exemplare dieser Lehrbücher in den Händen haben konnten, vielmehr ihnen dieser Stoff vorgelesen und dann von ihnen auswendig gelernt wurde,

so wird man die Mühseligkeit und Langsamkeit eines solchen Unterrichts ermessen, und wenn man dazu noch hinzurechnet, daß die Lehrer, mit dem von anderen gegebenen Interpretationsstoff noch nicht zufrieden, nun auch ihrerseits wieder die verschiedenen philosophischen und grammatischen Ausdrücke in hergebrachter Breite erklärten, so wird man den Ausdruck Labyrinth, mit dem Wimpheling die scholastische Schule brandmarkt, nicht ungerechtfertigt finden [1]).

Doch brachte dies verrottete Schulwesen nicht nur eine intellectuelle und, wie wir bereits sahen, indirecte moralische Schädigung der Schüler mit sich; die wirklich über alle Maßen gesteigerte Unsittlichkeit in den meisten Klöstern des späteren Mittelalters, von denen bekanntlich ein Zeitgenosse sagte, daß in ein Kloster gehen so schlimm sei als in ein Bordell gehen [2]), wurde von den mönchischen Lehrern natürlich auch in ihre Schulen verpflanzt und trug dort die schrecklichsten Früchte [3]).

---

1) Luther nennt sie nicht weniger treffend „carnificinae“, Schindereien.

2) Aehnlich lautet auch ein Ausspruch Geilers von Kaisersberg: „Die Frauenklöster, die nicht reformirt sind, sind nicht Klöster, sondern Hurenhäuser.“ Und ein andermal sagt er: „Wenn du einen Mönch siehst, so zeichne dich mit dem Kreuz, denn ist der Mönch schwarz, so ist er der Teufel, ist er weiß, so ist er seine Mutter, ist er grau, so hat er ein Theil mit ihnen beiden.“ Aussprüche, die um so bedeutsamer sind, als Geiler ein ganz treuer Sohn der Kirche war. Vgl. Ammon, Geiler v. K. (1826). — Von ähnlichen Klagen sind die Schriften aller ernsteren Zeitgenossen voll.

3) Dies bezeugt z. B. Luther in seiner Schrift: „An die Bürgermeister und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen“ (1524). Nachdem er nemlich die intellectuelle Schädigung des alten Schulwesens hervorgehoben, fährt er fort: „Ich schweige das schändliche, lästerliche Leben, darinnen die edle Jugend so jämmerlich verderbet ist.“ Man vergleiche ferner die hinten im Auszug aus dem „Isidoneus“ mitgetheilte Stelle, wo Wimpheling die Lehrer ermahnt, ihre Schüler nicht zu ihren postillons d'amour zu machen! Den besten Einblick in das ganze verkommene Mönchswesen jener Zeit gewähren aber die köstlichen Epistolae obscur. vir., deren bestes testimonium veritatis das ist, daß sie von den verhöhnten Dunkelmännern selbst bekanntlich eine Zeit lang für echt gehalten wurden.

Wohl mußte der letztgenannte Uebelstand sich in der anderen Art der damaligen Schulen, in den nicht in ein Kloster gebannten, sondern in freierer Weise nur mit einem Domherrncapitel verbundenen Anstalten, den sogenannten Collegiat- oder Domschulen [1]) weniger fühlbar machen.

Freilich hatten hier die zum Unterricht verpflichteten Domherren, die „Scholastici", wie man sie nannte, besonders als sie in späterer Zeit sich zumeist aus hohen Adeligen recrutirten, sich allmählig bis auf den Titel die lästige Bürde vom Hals zu schaffen gewußt und von ihnen kärglich besoldeten besonderen Lehrern aufgebürdet, während sie die reiche Pfründe genossen, gerade so wie sie auf dem Dorfe Vikare für das Predigen anstellten, — allein gerade dieser Umstand war der Schule günstig. Denn so bekam man doch Leute, die wenigstens einigermaßen im Unterrichten geübt waren. So ist rühmend zu nennen die Domschule zu Constanz, in der der berühmte Jurist Ulrich Zasius seine Ausbildung erhielt (um 1470) [2]). — Aber einmal waren diese Art Schulen meist weniger zahlreich als die Klosterschulen, dann aber war es natürlich, daß auch an ihnen im Allgemeinen wenigstens die von uns gekennzeichneten Mängel hafteten, die die Kirche, an die ja auch sie geknüpft waren, wie das ganze Geistesleben jener Zeit überhaupt aufwies.

Was nun aber diese mittelalterliche Schule überhaupt der Universität in den also verbildeten Schülern für Material lieferte, kann man sich nach dem Angeführten leicht vorstellen, zumal wenn man noch hinzunimmt, daß die Jünglinge in damaliger Zeit überhaupt sehr früh, meist mit dem 13. bis 16. Lebensjahre, der Hochschule zueilten. — Das möge denn den Uebergang zu einer kurzen Betrachtung des deutschen Universitätswesens des späteren Mittelalters bilden, die hier um so mehr am Platze sein dürfte, als die Grenze zwischen niederem und höherem Schulwesen (welches letztere damals eben

---

1) Näheres über sie bei Erhard a. a. O., S. 67 ff.

2) Vgl. Lender a. a. O., und Stintzing, Ulrich Zasius (1857), S. 6 ff.

nur die Universität bildete) in jener Zeit, wenn auch äußerlich markirt, doch durchaus nicht innerlich scharf gezogen war, insofern als der Unterrichtsstoff bei beiden in mancher Hinsicht fast der gleiche war, und weiter auch die Hauptmängel beider im Wesentlichen sich als dieselben ergeben dürften. Endlich aber kommt hier noch in Betracht, daß unser Wimpheling auch um die Reformirung der Hochschulen sich bemüht und wesentliche Verdienste errungen hat.

II.

Die höhere Schule (Universität).

Es ist bekannt, daß, während lange schon Italien, Frankreich, England, selbst Spanien und Portugal Universitäten aufzuweisen hatten, nur Deutschland derselben entbehrte und die Lernbegierigen auf beschwerlichen und nicht ungefährlichen Wegen [1]) und mit Aufwand bedeutender Kosten nach Italien eilen mußten, um dort eine höhere Ausbildung sich zu verschaffen, — ein Uebelstand, der den weniger Bemittelten die letztere überhaupt unmöglich machte [2]). Daher blieb schon dadurch unser Deutschland in seiner geistigen Ausbildung hinter den angeführten Völkern damals zurück [3]). — Erst Karl IV.,

1) Viele wurden auf diesen ihren Studienwegen angefallen und beraubt (so z. B. ein Ulrich von Hutten), was bei der damaligen allgemeinen Unsicherheit der Straßen in Folge des Raubritterthums nur natürlich war.

2) So dem bekannten Rector der Schlettstädter Schule, Ludwig Dringenberg; siehe hinten bei Besprechung dieser Schule.

3) Schreiber giebt in seiner Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. B. (Freiburg 1857), Thl. I, S. 5 u. 6 eine chronologische Uebersicht der Gründungen der Universitäten im Abendland. Darnach entstand Salerno schon 1075 (?), Bologna 1110, privilegirt 1158, Padua 1222, Neapel 1224, Rom 1245, Paris 1140, Valencia 1209, Coimbra (Portugal) 1279, Oxford 1141 u. s. w.

der Mann, den sonst mancher wohlverdiente Tadel trifft, war es, welcher 1348 die erste deutsche Universität in Prag gründete. Nach dem so einmal gegebenen Anstoß aber wuchsen bald auch anderwärts Hochschulen empor, so zu Wien und Köln [1]).

Gleich den Elementarschulen trugen aber auch diese höheren Lehranstalten, wie es eben in den Verhältnissen und dem Charakter der damaligen Zeit lag, von vornherein ein entschieden kirchliches Gepräge. „Ursprung, Form und äußere Haltung zeigen sie auf gleiche Weise im innigen Verbande mit den Factoren des kirchlichen Lebens, ja als eine der wichtigsten Stützen des hierarchischen Prachtbaues, den jene Zeit aufführte." [2]) War es doch das kirchliche Oberhaupt zu Rom, dessen ausdrücklicher Befehl allein sie ins Leben rief. So heißt es in der Stiftungsbulle Urbans V. (von Avignon datirt, 1365) [3]): „Wir verordnen, daß in gedachter Stadt ein studium generale sei und dasselbe für immerwährende Zeiten daselbst blühe ꝛc." [4]) — Aehnlich ist übrigens der Wortlaut in allen anderen Stiftungsbullen [5]).

Daß das theologische Element selbst die übrigen Facultäten beherrschte, beweist der Umstand, daß z. B. auf dem Gebiete der Jurisprudenz das kanonische Recht im Anfang

---

1) Siehe Näheres hierüber bei Erhard a. a. O., Bd. I, S. 153 ff. Desgleichen bei Kampschulte, Die Universität Erfurt u. s. w. (Trier 1858), Thl. I, S. 3 ff.

2) Kampschulte a. a. O.

3) Vgl. Stintzing a. a. O., S. 326.

4) Interessant ist die Gründungsgeschichte Freiburgs, wie sie Schreiber giebt a. a. O., S. 7. Das Erste war hier, daß Bischof Heinrich von Constanz vom Papst Calixt III. Vollmacht zur Gründung dieser Hochschule erhielt und als „einziger Commissär und Executor" durch ein öffentliches Aufgebot die zur Anmeldung binnen 30 Tagen aufforderte, die etwas dagegen einzuwenden hätten. Darauf wurden vom Erzherzog Albert der neuen Hochschule eine Anzahl von Pfarrkirchen der Umgegend übertragen, deren Einkünfte sie nun zu ihrer Unterhaltung für immer behalten, dagegen verbunden sein sollte, die kirchlichen Geschäfte jener Stellen durch von ihr besoldete Vikare verrichten zu lassen!

5) Vgl. Stintzing a. a. O., wo dieselben von den meisten deutschen Universitäten auszugsweise abgedruckt sind.

allein Platz fand, und erst später, selbst da, wo es in der Stiftungsurkunde bereits Anfangs statuirt wird, das römische Recht mühsam ein Plätzlein daneben sich erkämpft. Trotz der ausdrücklichen Bestimmung der Bulle wurde z. B. in Wien bis 1494 nur das Kirchenrecht gelehrt, das bürgerliche kam dann erst im Gefolge des Humanismus dahin, und 1495 wurde bei Papst Alexander VI. eine signatura apostolica ausgewirkt, qua legendi audiendique jus civile quibuscunque alumnis, etiam clericis, studii Viennensis indultum est [1]). Desgleichen ist es bemerkenswerth, daß das Siegel der juristischen Facultät zu Basel Papst und Kaiser zeigte [2]).

Durch kirchliches Machtgebot gegründet, hatten sie natürlich aber auch vor allem die Pflicht der Vertheidigung der kirchlichen Interessen „zur Ehre des göttlichen Namens und zur Fortpflanzung des katholischen Glaubens und der Erhöhung der römischen Kirche“ [3]). Und die der philosophischen Promotion in Ingolstadt sich Unterziehenden schwuren: „Ich, Schüler der Universität Ingolstadt, will von dieser Stunde ab fortan treu und gehorsam sein dem heiligen Petrus und der heiligen römischen Kirche und meinem Herrn, dem Herrn Papst.“ [4]) Nach dem Muster der Hochschule von Paris war die theologische Facultät ziemlich allenthalben die begünstigte, und beeinflußte die übrigen als „das glänzende Gestirn, von dem alles Licht und Leben empfing“. Fast überall finden wir die Kanzlerwürde im Besitz von Geistlichen, hier und da war selbst die Befähigung zum Rectorate von dem geistlichen Charakter abhängig, z. B. in Prag [5]). Zahlreiche Statuten be-

1) Vgl. Kink, Geschichte der Universität Wien (1854), S. 100 ff. u. 222 ff.

2) Stintzing, S. 340.

3) Fundationsurkunde Urbans VI. für Erfurt bei Motschmann, Erfordia literata, 1. Sammlung, p. 26. — Aehnlich die Formeln für Köln (Bianco, Die alte Universität Köln [1856], Anlagen, S. 2). Ingolstadt (Ann. acad. Ingolst. IV. 17) u. a.

4) Siehe die von Pius II. in der Fundationsurkunde für Ingolstadt vorgeschriebene Eidesformel in Ann. Ing. IV, 18.

5) Vgl. Tomek, Geschichte der Prager Universität, S. 9.

festigten die Herrschaft des kirchlichen Geistes. — Man wird sich hiernach schon im Voraus sagen können, welche Stellung diese Universitäten zu den freieren Bestrebungen der Zeit einnahmen. Nicht nur, daß sie in ihrer fertigen, abgeschlossenen Bildung denselben meist nicht entgegen kamen, nein, sie sind im Gegentheil nicht selten die Ausgangs- und Stützpunkte der Befeindung und Unterdrückung derselben. Mit scheelen Augen beobachteten sie die humanistischen Bestrebungen. So erhielten z. B. die ersten humanistischen Lehrer Jahre lang fast nirgends Gehalt [1]). Die gewöhnliche Ansicht erscheint also falsch, nach der die damaligen Universitäten ohne Weiteres als Beförderer, ja wohl gar Begründer der freieren Maßnahmen, vor allem der Reformation, angesehen und gepriesen werden. Man erinnere sich nur an die Haltung von Köln und Leipzig der großen kirchlichen Erneuerung und den in ihrem Gefolge auftretenden Fragen gegenüber [2]). Nur Erfurt zeigte von Anfang an einen ganz anderen Geist, worüber weiter unten noch einige Worte.

Nach diesen Bemerkungen über die äußere Haltung der Universitäten nur noch einen kurzen Blick hinein in ihre innere Gestaltung. Waren sie also äußerlich aufs engste an das herrschende Kirchwesen angeschmiedet, so konnte es nicht fehlen, daß auch in ihrer Lehrthätigkeit das große Gebrechen der damaligen Kirche, der Scholastizismus, aufs deutlichste zur Erscheinung kam [3]). — Das Studium [4]) der drei Facultäts-

---

1) Vgl. hierzu noch: Eisenbach, Universität Tübingen, S. 57. Döllinger, Die Reformation u. s. w., Bd. I, S. 610 ff. (2. Aufl.). Selbst Schmidt, Geschichte der Pädagogik u. s. w., steht mit seiner Schätzung der Universitäten als „Freistätten der Wissenschaft, in denen der blinde Autoritätsglaube gebrochen wurde“, noch im alten Irrthum, wenigstens insofern er dies auf alle Hochschulen bezieht.

2) Vgl. Hehle a. a. O., Bd. I, S. 16.

3) Vgl. Erhard a. a. O., Bd. I, S. 173 ff.

4) Vgl. über die Studienordnung der Universitäten die ausführliche Darlegung in Schmidt, Geschichte der Pädagogik, herausgegeben von W. Lange (1873), Bd. II, S. 361 ff.

wissenschaften wie der bekannten sieben freien Künste [1]) war in streng vorgeschriebenen, stehenden Formen befangen. Der Jurist war an die Vorschriften des päpstlichen und kaiserlichen Rechtes gebunden, der Theolog schöpfte nicht etwa aus der fast verschollenen Bibel, zumal ja in der Ursprache kaum noch Jemand dieselbe lesen konnte, sondern hielt sich nur an die Sentenzen des Petrus Lombardus, die Summa des Thomas Aquinas u. a. scholastische Werke, die sich einer an Infallibilität und blinde Verehrung grenzenden Autorität erfreuten; selbst der doch am meisten auf Experimentation angewiesene Mediziner mußte sich der Fessel anbequemen und auf den Galenus schwören lernen, während endlich der Philosoph auf den Aristoteles beschränkt war, den man nur nach schlechten lateinischen Uebersetzungen kannte, aber sklavisch verehrte. — Wir haben hier denselben Zug, der in den Elementarschulen, statt auf die alten Classiker zurückzugehen, sich ausschließlich an die trockenen Grammatiker des 12. und 13. Jahrhunderts hielt, wie denn dies überhaupt ein Hauptmerkmal und Hauptübel des Scholastizismus ist, daß er statt der frischen Originale die matten Copieen, statt der kräftigen Quellen erst die bereits stagnirenden Abflüsse, statt, um Ausdrücke von ihnen selbst zu entlehnen, der causae primae erst die causae secundae sive mediantes benützte. — Diese alten ausgetretenen Bahnen aber zu verlassen, war, wie wir schon oben sahen, ein gefährliches und der festgeschlossenen Majorität der Vertreter des Alten gegenüber auch völlig vergebliches Unternehmen. Die Liebe zum Kleinlichen, Abmühung mit den unfruchtbarsten Einzelheiten herrschte eben unbedingt auch auf jenen höchsten Geistesgebieten. Alle anderen als die gedachten, fest normirten Wissenschaften aber waren gänzlich bei Seite geworfen worden. Die Geschichte war zur bloßen mageren, höchstens noch hier und da

1) Recht leicht zu merken nach folgenden Versen, die ich, da ich sie sonst noch nicht angetroffen, hier mittheile: „Gramm(atica) loquitur, Dia(lectica) verba docet, Rhe(torica) verba colorat (Trivium). Mus(ica) canit, Ar(ithmetica) numerat, Geo(metria) ponderat, As(tronomia) colit astra (Quadrivium)“ — bei Lender a. a. O., S. 8.

mit thörichten, abergläubischen Fabeln versetzten Chronik herabgesunken. (Auch hier ist Wimpheling bahnbrechend geworden, wie weiter unten gezeigt werden wird.) Die Philologie bestand auch auf der Hochschule allmählig nur noch in einer dürftigen Grammatik und zwar nur der lateinischen. Mit der Muttersprache befaßte man sich dort ebenfalls nicht. Das Latein aber, das ihre Stelle vertrat, war, je mehr man sich von den Quellen wahrer Latinität, den alten Classikern, entfernt hatte, ein immer schlechteres geworden. Auch die Versemacherei, die ihre Herrschaft über alle möglichen und unmöglichen Gebiete ausdehnte, bot ein klägliches Bild der Geschmacksentartung, was ebenfalls wieder damit zusammenhing, daß das klassische Alterthum gänzlich verdrängt war. Studirte man letzteres aber hier und da ja noch, so geschah es in der bekannten, trockenen und pedantischen grammatischen Art, ohne jegliches Eingehen auf die Schönheit der Gedanken. Höchstens klaubte man noch einige moralische Sentenzen heraus [1]. — Die häufigste, beliebteste und ehrenvollste Beschäftigung wurde aber nach dem Vorgang der Klosterschulen auch auf den Universitäten gar bald das Disputiren. Es ist nun zwar nicht zu leugnen, daß dasselbe für die damalige Zeit auch sein Gutes hatte, insofern es, da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, der einzige Weg war, neue Ideen zur Verbreitung zu bringen. Aber aus dem Mittel wurde auch auf der Hochschule ein Zweck, so daß man auch hier gar bald nur um zu disputiren disputirte, wie die Ritter jener Zeit kämpften, nur um zu kämpfen. Es war dieses Disputiren ein dialektisches Turnier, „auf der Arena der Wissenschaft abgehalten, nachdem draußen Hufschlag und Waffengeklirr verstummt war", so daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn der geistige Kampf häufig auch wieder in handgreifliches Ringen zurückfiel und man an der Sorbonne in Paris den Platz des

1) Wie diese wissenschaftlichen Unarten zum Theil selbst unserem Wimpheling noch anhängen, wird aus dem hinten zu gebenden Auszug seines „Isidoneus" erhellen.

Opponenten von dem des Respondenten durch eine Bretterwand schied, damit Thätlichkeiten verhindert würden.

Interessant zur Beurtheilung dieses Treibens ist das Werk des Carmeliters Stephanus de Monte: Ars insolubilis, docens de omni scibili indifferenter disputare, neue Bearbeitung durch Laurentius Bernsprunck, Zwicaviensis, art. mag. lector in Leipzig [1]), aus dem ich nur einige wenige Disputationsmaterien zu übersetzen mir gestatte [2]).

Z. B. angenommen, der Respondent soll irgend Einem, der ihm die Wahrheit sagt, zu trinken geben, aber keinem Anderen. Der Opponent nun sagt zu ihm: „Du wirst mir nicht zu trinken geben.“ Es fragt sich nun, ob der Respondent dem Opponenten zu trinken geben darf oder nicht. Giebt er ihm, so hat der Opponent Falsches gesagt, also darf er ihm nicht geben. Giebt er ihm aber nicht, so hat der Opponent die Wahrheit gesagt, also giebt er ihm doch u. s. w. — Oder: angenommen, daß Petrus immer laufe, bis er einen findet, der ihm Falsches sagt. Nun kommt Paulus als der Erste ihm entgegen und sagt: Petrus, du wirst nicht laufen. Es fragt sich nun, ob Paulus das Wahre oder Falsche gesagt hat. — Oder: angenommen, Plato spräche: Sortes (Abkürzung für Socrates) soll verflucht sein, wenn er mir geflucht hat, und Sortes spräche: Plato soll verflucht sein, wenn er mir nicht geflucht hat, so fragt es sich, ob Plato dem Socrates geflucht hat oder nicht.

Ein anderer mit enormer Heftigkeit zwischen den Nominalisten und Realisten namentlich in Heidelberg geführter Streit handelte darüber, ob der Vocativ ein Casus sei oder nicht.

Es ist, wie schon angedeutet, nur eine nothwendige Folge dieser Disputirwuth gewesen, daß auf diese Weise eine durch und durch unwahre Sophistik groß gedieh, die die Moralität der Studirenden nicht förderte, sondern noch schädigte.

---

1) Erschienen unter dem Titel: Campus sophistarum (Leipzig 1496).

2) Die lateinischen Excerpte aus dem Original bei Zarnke a. a. O., S. 355.

Denn daß diese überhaupt darniederlag, bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung. Brachten doch die auf der Universität ankommenden Studenten meist schon ein gut Theil Verkommenheit aus ihren Klosterschulen mit, die dann, in Folge des auf der Hochschule ermöglichten freieren Lebens nur noch schlimmer wurde. Dazu mußten sie ja schon, weil durch kein höheres Streben gehoben, in ziellosem Jugendfeuer auf die verkehrtesten und verderblichsten Dinge verfallen. Und dies wirkte um so unwiderstehlicher und ansteckender, als eben die jungen Leute so unreif die Universität bezogen. Wimpheling erzählt öfters in seinen Schriften, wie Viele unter seinen Bekannten darüber seufzten, daß sie in zarter, unschuldiger Jugend auf den Schulen durch schlechten Umgang verderbt worden wären, und daß sie, durch böses Beispiel verführt, in Leidenschaften und Laster verfallen seien, die sie später nie mehr gänzlich hätten überwinden können. Und noch in seinem 70. Lebensjahre klagt er von sich selber, er habe in seiner Jugend das Gift der herrschenden Lasterhaftigkeit eingesogen und habe an sich selbst die Erfahrung gemacht, welch schweres Verderben er sich für das ganze Leben in der Jugend zugezogen [1]). Daß wir hierbei vor allem an Sünden der Unkeuschheit zu denken haben, geht sowohl aus Wimphelings eigenen Worten [2]) als überhaupt schon aus der oberflächlichsten Kenntniß des sittlichen Zustandes jener Zeit hervor. Besonders wird man unter dem aus der Jugendzeit her dem ganzen übrigen Leben anklebenden Uebel die in jenen Zeiten gerade so ungemein verbreitete Lustseuche (morbus gallicus) zu verstehen haben, die nach den damaligen Anschauungen mehr als ein Unglück, denn gerade als eine Schande galt, zumal von ihr Hoch und Niedrig, Cleriker und Laie gleicherweise behaftet waren. So darf es nicht auffällig erscheinen, wenn Ulrich von Hutten sein Buch

---

1) Vgl. seinen Epilog zu Aurel. Prudentius, edirt von Jacob Spiegel, seinem Neffen (1520), bei Riegger a. a. O., S. 538; vgl. auch den Nekrolog Geilers von Wimpheling, ebendas., S. 119.

2) Vgl. eben diese letztere Stelle: „ad castimonium, licet ego quoque olim seductus, inducere conatus sum“.

über die damals gegen diese Krankheit angewandte Guiakcur einem Prälaten widmet, nicht etwa aus Malice, sondern mit der ganz naiv ausgesprochenen ehrlichen Absicht, daß, wenn auch der Herr Bischof von dem Buche selbst keinen Gebrauch machen können sollte, er es doch den vielen Leuten seiner Umgebung, die an dem Uebel litten, zu Gute kommen lassen möchte [1]). In gleicher Weise verschmähte es auch Wimpheling nicht, das medizinische Werk eines Heidelberger Arztes, Conrad Schellig, das von dieser Krankheit handelte, mit einem ausführlichen, empfehlenden Vorwort an die Leser zu versehen [2]). An der genannten schrecklichen Krankheit scheint auch Locher, der spätere Gegner Wimphelings, gelitten zu haben, nicht nur weil sein liederliches Leben im Allgemeinen bekannt ist, sondern weil Greg. Angel. Helvet. vor der Defens. contra turp. etc. Wimphelings auch eine dies ausdrücklich bezeugende Aussage macht, die zwar von feindseliger Gesinnung gegen Locher dictirt ist, immerhin aber die Sache doch als eine allgemein bekannte behandelt. Daß an der erwähnten Immoralität der Studenten zum Theil selbst die Professoren Schuld trugen, mag das eine Beispiel beweisen, daß der ebengenannte Locher von Wimpheling die erwiesene Beschuldigung hinnehmen muß, fünf Jünglinge zur Wollust verführt zu haben [3]).

1) Vgl. Hutteni opp. ed. Böcking, und die vortreffliche Biographie Huttens von der Meisterhand des verewigten Strauß: Ulrich v. Hutten (Leipzig 1858), 3 Thle. — Ich für meine Person habe mich nach mehrfacher Prüfung überzeugt, daß auch Hutten, so hoch mir sonst der Mann steht, direct (per coitum) infizirt gewesen und nur so der unfruchtbare Streit über diese Sache zu lösen ist. Gewiß werden dadurch, sofern nur eben den Zeitverhältnissen Rechnung getragen wird, weder die Freunde des wahrhaft großen Geisteshelden etwas verlieren, noch die Feinde etwas gewinnen.

2) Vgl. Riegger, Bd. II, S. 192. — Wiskowatoff a. a. O., S. 46 sieht in diesem Vorwort nur einen Beweis für die Vielseitigkeit unseres Autors. — Vgl. hierzu übrigens die Ungenirtheit, mit der Benvenuto Cellini in seiner Lebensbeschreibung (bearbeitet von Goethe) von diesem Uebel spricht.

3) Vgl. Riegger, S. 171: „quinque adolescentes, quorum adhuc duo Friburgi sunt, provocat, incitat et inflammat ad libidinem“.

Welche Leute so die Hochschulen dem Leben überlieferten, läßt sich denken. Nachdem sie nicht selten bis ins Mannesalter auf den Universitäten „gestanden" [1]) und im jämmerlichsten Zustand heimgekehrt waren, wurden sie dann „hyppenmenner, placzmeister, wirfelleger, zinkenzeler, kuppler, hurer, hurenwirtt, hurenjeger, lantzknecht, wurtzknecht, pfaffenknecht, winruffer, scharwechter, henkerszhund, schelmenschinder, koltreger, sacktreger, feumer, wißner, farendschuler und solche, die wir heutzutage in Heidelberg durch die Straßen ziehen sehen mit dem Ruf: ‚schornsteinfeger, schornstein — elso, elso, sauber, sauber, sauber!'" [2]) Es sei gleich hier bemerkt, daß bei dieser engen Verbindung der intellectuellen und moralischen Verkommenheit der Schüler, Wimpheling, wollte er anders umfassend reformiren auf pädagogischem Gebiete, nicht nur gegen das erstere, sondern auch gegen das letztere Gebrechen zu Felde ziehen mußte, was er auch stets in unzertrennlicher Verbindung gethan hat; man wird ihm demnach aus seinen immer wiederkehrenden Moralpredigten keinen Vorwurf, sondern vielmehr ein Lob machen dürfen [3]).

Dies war im Allgemeinen die Lage des Schulwesens in Deutschland vor Wimpheling; gewiß eine überaus traurige, um so mehr zu beklagen, als das dargelegte Unwesen ein Nationalübel war. Denn wenn auch in Folge des allgemeinen

---

1) Dies der damals übliche Ausdruck für das Verweilen auf der Universität. Vgl. Brants Narrenschiff von Zarnke, Cap. 27 des Textes, Vers 27 und die Erklärung im Commentar, S. 357.

2) Vgl. Monopolium des Lichtschiffs von Jodocus Gallus aus Rufach, im Directorium statuum (1489), bei Peter Attendorn in Straßburg erschienen. Abgedruckt bei Zarnke a. a. O., Einleitung, p. LXVIII sq.

3) Dies gegen die, wie mir dünkt, nicht zutreffende Beurtheilung Wimphelings und der Elsässer Humanisten, bei Zarnke a. a. O., Einleitung, S. XIX oben, wo ihnen Unbarmherzigkeit und zu große Strenge vorgeworfen wird, während sie in allen kirchlich-politischen Angelegenheiten furchtsam und zurückhaltend gewesen seien. Wie unbegründet besonders für Wimpheling auch der letztere Vorwurf ist, werden wir erkennen, wenn wir weiter unten den oft beispiellosen Freimuth Wimphelings hören werden.

geistigen Verfalls im Mittelalter eine Zeit lang alle civilisirten Nationen von der geistigen Krankheit des Scholastizismus infizirt waren, so machte sich doch die practischere Natur der Romanen ungleich eher davon los als das schwerfälligere germanische Element [1]). Es ist also nicht aus nationaler Mißgunst, sondern aus thatsächlicher Beobachtung entsprungen, wenn Aeneas Sylvius († 1464) von den Deutschen sagt: „Um die Wissenschaft kümmern sie sich nicht, noch um die Kenntniß der classischen Literatur, ja haben nie den Namen Ciceros oder eines anderen Redners nennen hören und die Werke der Dichter sind bei ihnen nicht gesucht." Und als der gelehrte Grieche Constantin Lascaris das erste Druckwerk erblickte, antworteten ihm auf seine Frage die Abgeordneten des Cardinals Bessarion: „Diese neue Erfindung wurde neulich bei den Barbaren in einer deutschen Stadt gemacht." Aber gar bald schon konnte Joh. Cäsarius an den Grafen Nuenaar schreiben: „In unserer Zeit ist Deutschland Italien wenn nicht überlegen, so doch sicher ebenbürtig; nicht sowohl durch äußerliche Machtstellung als durch eine wunderbare Fruchtbarkeit der gelehrtesten Männer und eine fast unglaubliche Verbreitung der Wissenschaften." Daß es dahin kommen konnte, ist unleugbar nicht zum geringsten Theile das Verdienst unseres Wimphelings, der zuerst nachhaltig die Axt an den alten morschen Stamm legte und einen neuen, frischen, lebenskräftigen Baum an seine Stelle brachte [2]).

Freilich das wahnwitzige Gebahren der alten Pädagogik mußte den Widerspruch der einsichtsvolleren Männer schon früher hervorrufen, und dies bringt uns auf die ersten An-

1) Siehe hinten „Isidoneus".

2) Dies verkennt auch Zarnke nicht, der a. a. O., Einleitung, S. XXII Wimphelings „Adolescentia" geradezu „ein in der Weltgeschichte epochemachendes Buch" nennt, obwohl dies Urtheil insofern nicht recht zutreffend ist, als es weniger auf die „Adolescentia" als auf den „Isidoneus" paßt.

fänge einer gesünderen Pädagogik vor Wimpheling, denen wir, da sie die engste Beziehung auf ihn haben, ebenfalls eine kurze Betrachtung widmen müssen.

III.

Die ersten Anfänge einer rationelleren Pädagogik.

Schon der auch Wimpheling wohlbekannte [1]) Joh. Gerson († 1429) erzählt von seinem Lehrer Reginaldus, daß er seine Schüler mit allem Ballaste verschont und zu gelehrten und frommen Männern auf einfache Weise erzogen habe. — Allgemeiner und andringender werden die Äußerungen aber erst zur Zeit Wimphelings, dessen Zeitgenossen zum Theil schon im bittersten Ingrimm gegen die alte Unmanier vorgehen. So sagt Geiler einmal [2]): „Wie lächerlich, aus dem Titel heraus lesen sie das ganze Buch und werden damit kaum in der dritten Lection fertig. Auf diese Weise belehren sie nicht Andere, sondern zeigen nur ihre eigene Weisheit.“ Noch andere gleichgesinnte und gleichstrebende Männer werden wir in Wimphelings Lebensskizze kurz zu nennen haben. Hier stehe nur noch die charakteristische Stelle über die Studenten aus Brants Narrenschiff [3]):

„Denn so sie sollten vast studieren,
So gant sie lieber bubelieren [4]),
Die jugent acht all kunst gar kleyn
Sie lerent lieber yetz alleyn
Was unnütz und nit fruchtbar ist
Das selb den meystern auch gebrüst

---

1) Außerdem, daß er ihn oft citirt, z. B. in der „Adolescentia“, schrieb er auch ein kleines Schriftchen über ihn: De vita et miraculis Jo. Gerson (1506).

2) Siehe die ganze Stelle lateinisch bei Zarnke a. a. O., S. 354.

3) Bei Zarnke a. a. O., Text, S. 29.

4) Bubelieren = dem Luxus nachgehen, „bummeln“.

Das sie der rechten kunst nit achten
Unnütz Geschwetz alleyn betrachten
Ob es woll tag seyn oder nacht
Ob hab eyn mensch, eyn esel gemacht
Ob Sortes oder Plato louff
Solch ler ist yetz der schulen kouff,
Syndt das nit narren und gantz dumb
Die tag und nacht gant do mit umb
Und krützigen sich und ander lüt
Keyn bessere Kunst achten sie nüt
Dar umb Origenes, von jnn
Spricht, das es sint die frösch gsyn
Und die hundschmucken, die do hant
Geburechtet Egypten landt,
Do mit so gat die jugent hyen
So sint wir zu Lyps, Erfordt, Wyen,
Zu Heidelberg, Mentz, Basel, gestanden
Kumen zu letst doch heym mit schanden
Das gelt das ist verzehret do,
Der truckery sind wir dann fro [1])
Und das man lert uffstragen wyn
Dar uß wurt dann eyn henselyn [2]).
So ist das gelt geleit wol an
Studenten kapp will schellen han."

Aber nicht nur, daß man in scharfen Worten das alte Unwesen zu tadeln wußte, nein, auch schon vor Wimpheling machten sich Bestrebungen geltend, welche Besseres an die Stelle des Schlechten zu setzen bemüht waren. Der Zeit, wenn auch nicht ihrer Bedeutung nach, dürften hier zuerst die bisher noch wenig bekannten und beachteten Stadtschulen gehören [3]). Etwa seit dem 13. Jahrhundert nemlich finden wir, und zwar vorzugsweise in dem damals geistig regsameren südwestlichen Theil Deutschlands, in verschiedenen Städten noch eine dritte Art von Schulen neben den beiden ebengenannten, die „Bürger-

1) Die unwissend heimgekehrten Studenten fanden öfters noch Unterkommen in den Buchdruckereien, vgl. die Belege dazu aus Geiler und Schirmer bei Zarnke, S. 357.

2) Ein Taugenichts.

3) Ueber sie siehe Schreiber a. a. O., Bd. I, S. 119.

(schola civica, in welchem Namen wohl auch der Begriff Laienschule im Gegensatz zu den beiden anderen nur clerikalen Anstalten liegen dürfte) oder eigentliche „Elementarschule" (schola trivialis) [1]). Diese Schule stand allerdings ihrem Schulziele nach unter ihren beiden Schwestern, der Kloster- und Stiftsschule, die schon mehr unserem Gymnasium sich näherten. Sie lehrte nur die ersten Anfangsgründe des Wissens überhaupt und ein wenig Latein. Trotzdem ist sie für die Reform der deutschen Pädagogik von großem Interesse, denn einmal lag ihrem Entstehen schon mehr die Idee der Volks-Bildungsanstalt nahe, wenigstens die kirchliche Beziehung ganz fern; dann aber wurde sie von der Bürgerschaft ins Leben gerufen und unterhalten, gewiß eben in der Erkenntniß, wie wenig die beiden anderen für einen wirklich heilsamen Unterricht tauglich seien. Endlich aber bildet sie gerade gleichsam die Grundmauer, auf der dann zur Zeit Wimphelings und zum Theil von ihm angeregt, rationelle Schulmänner ihre tüchtigen Gebäude aufführten. — Solche Schulen existirten zu Freiburg i. B. [2]) schon um 1300, zu Offenburg u. s. w., und aus ihnen erwuchsen dann die reformirten trefflichen Schulen zu Pforzheim u. a., vielleicht auch die zu Schlettstadt [3]).

Einen wirklich positiven Nutzen hatten sie freilich zur Zeit ihres Entstehens und ersten Vegetirens noch nicht, dazu war ihre ganze Stellung, wie ihr Ziel, ein zu begrenztes, zumal sie gewiß von der Kirche argwöhnisch beobachtet wurden und sich sicher auch dem scholastischen Geiste der Zeit noch nicht recht entziehen konnten. — Einen ungleich wirksameren Anlauf

---

1) Einen dritten Namen: „schola puerilis", giebt ihnen Wimpheling in seiner „Germania", 2. Theil. (Siehe den Auszug im 2. Theil.) Dort erkennt man auch den geringen Umfang ihres Unterrichts, daß sie nemlich in der Hauptsache nur lesen lehrten.

2) „1303. Magister Waltherus, rector puerorum in Freiburg. 1334. Meister Berhtolf von Risinsburg, Schulmeister zu Freiburg ꝛc." Siehe Schreiber a. a. O., Bd. I, S. 119.

3) Vgl. die weiter unten folgende Besprechung dieser Anstalt.

zur Umkehr nahmen verhältnißmäßig schon früh die „Brüder des gemeinsamen Lebens", welcher freie Orden von Gerhard de Groote (1340—1384) zu Deventer in den Niederlanden gegründet worden war [1]). Der Hauptzweck dieses Vereins war Begründung, Darstellung und Verbreitung eines practisch-christlichen Lebens, den sie unter anderen auch durch Verbesserung des Jugendunterrichts zu erreichen suchten. Dazu aber wieder hielten sie vor allem die Zurückführung der alten Classiker für nothwendig. Für Arme ertheilten sie den Unterricht unentgeldlich und berücksichtigten — ein Fortschritt, zu dem selbst Wimpheling, der immer nur von „Knaben" spricht, sich noch nicht erheben konnte — auch das weibliche Geschlecht. Der 1417 zu Zwolle gestorbene Rector der dortigen Schule, Johannes Cele, unterrichtete sogar in der vorher fast ganz in Vergessenheit gerathenen griechischen Sprache. Ja, Gerhardt Zerbold [2]) drang darauf, daß die Bibel in der Muttersprache gelesen werden sollte, denn dieselbe sei ja ursprünglich in der Muttersprache der Völker abgefaßt, für welche sie zunächst bestimmt gewesen, und lateinisch sei die Vulgata nur darum, weil diese Sprache die des großen römischen Reiches gewesen. Das sei aller Anfang und das Fundament des christlichen Volksunterrichts, daß das Volk die Bibel in der Muttersprache lese. (Man erinnere sich hierbei daran, daß die lateinische Bibelübersetzung, die Vulgata, schon damals nicht nur nach ihrem Inhalte, sondern auch nach dieser ihrer gleichfalls inspirirt gedachten sprachlichen Form unbedingte Autorität besaß, so daß jene Ansicht allerdings als eine gewaltige Kühnheit erscheinen muß, die weit über ihre Zeit hinausgriff.) Ein anderer bedeutender Schulmann dieser Richtung, Alexander Hegius [3])

1) Die Hauptquelle ist: Revii Daventria illustrata. Ausführliche Darstellungen des Wirkens dieses Ordens geben auch Erhard a. a. O., Thl. I, S. 258 ff.; desgl. Schmidt, Geschichte der Pädagogik, Bd. II, S. 331 ff.

2) Siehe die Auszüge aus seinen Schriften: De libris Teutonicalibus und: De precibus vernaculis, in Revii Dav. illustr., p. 41—58.

3) Vgl. über ihn Erhard, Bd. I, S. 416 ff.

(† 1504), wagte es sogar schon offen und direct gegen das besprochene Lehrbuch des Alexander Gallus aufzutreten.

Aus der Schule dieser Männer, unter denen noch besonders Florentius Radewin und vor allem der berühmte Thomas a Kempis zu nennen ist, gingen nicht nur eine große Zahl der für die Pädagogik auch in Deutschland so wichtig gewordenen Männer hervor, wie Rudolf Lange († 1519) und vor allem der große Erasmus, sondern sie wurde auch der Keim für eine ganze Anzahl trefflicher, von neuem Geiste getragener Schulanstalten in Deutschland, besonders für die um das deutsche Schulwesen im Allgemeinen, sowie besonders um die Ausbildung und Lebensrichtung unseres Wimpheling so verdiente Schule zu Schlettstadt, der wir nun noch eine kurze Betrachtung widmen müssen [1]). — Was den Rath jener Stadt zur Gründung dieser Schule bewog, wissen wir allerdings nicht; doch erscheint die Conjectur Röhrichs nicht unmöglich, daß ihre Entstehung, weil etwa gleichzeitig mit dem in literarischer Beziehung so wohlthätig auf Deutschland wirkenden Baseler Conzil (1431—1443) vielleicht durch einen einflußreichen Schlettstadter veranlaßt wurde. Denn bei der geringen Entfernung beider Städte von einander und bei dem großen Fremdenzudrang, dessen sich das wichtige Conzil wenigstens im Anfang zu erfreuen hatte, war gewiß auch mancher Bewohner jenes Ortes dahin geeilt. Noch mehr Wahrscheinlichkeit hat die von Schreiber [2]) gegen Röhrich geltend gemachte Ansicht, daß nemlich die Schule gar nicht erst damals entstanden, sondern eine schon länger existirende Stadtschule, wie wir sie oben besprachen, gewesen, die allerdings erst durch das bedeutsame Wirken Dringenbergs aus ihrem Dunkel herausgetreten sei.

Vielleicht — so erlaube ich mir die Conjectur Schreibers noch zu erweitern — ist sie dann um 1230, zu der Zeit, wo

---

1) Näheres über sie in dem bereits erwähnten Artikel Röhrichs: „Die Schule zu Schlettstadt eine Vorläuferin der Reformation", in Niedners Zeitschrift für historische Theologie, Bd. IV, S. 199 ff.

2) Schreiber a. a. O., Bd. I, S. 120.

der hinten bei der Besprechung Schlettstadts zu nennende Landvogt Wölfel den Ort zur Reichsstadt erhob und überhaupt so viel für ihr Gedeihen that, gegründet worden.

Gewiß aber kann diese Anstalt nicht nach 1455 entstanden sein, da Wimpheling sicher 1450 geboren ist, in der Expurgatio aber sagt, daß er von zarter Kindheit an [1]) bis zum zwölften Jahre jene Schule besucht habe [2]), was doch wenigstens die Zeit von seinem fünften Jahre an umfassen dürfte.

Ihr erster uns bekannter Rector war Ludwig Dringenberg, aus dem Städtchen Dringenberg in Westphalen, unweit Paderborn. Derselbe wurde als Kind in der Schule der „Brüder vom gemeinsamen Leben" zu Deventer erzogen. Aus Armuth aber konnte er den Rath seines Lehrers Thomas nicht befolgen und wie seine reicheren Mitschüler Moritz Graf von Spiegelberg und Rudolph v. Langen nach Italien zu seiner weiteren Ausbildung ziehen, doch besuchte er einige Zeit die Universität Heidelberg, wurde hier Magister und wahrscheinlich von da nach Schlettstadt gerufen. Auch das, wie dieser Ruf an ihn gelangte, wissen wir nicht. Gewiß nicht, wie Hamelmann [3]) will, der Dringenberg von Agricola, den er in Heidelberg besucht, und den die Schlettstädter eben um einen Rector für ihre Schule gebeten hätten, dahingesandt sein läßt, da Rudolf Agricola sicher erst 1482 nach Heidelberg berufen wurde [4]). Auch das ist nicht sicher, daß Dringenberg selbst Mitglied jenes tüchtigen Ordens war, gewiß aber, was die Hauptsache ist, daß er ihre freieren Ansichten (s. oben) in sich aufgenommen hatte.

---

1) „Ab infantia in duodecimum annum", Riegger, p. 419.

2) Isidon., cap. 16, fol. X.

3) Vgl. Hamelmann, Opp. genealog.-histor. de Saxonia infer. et Westphalia (Lemgo 1711), p. 4. — Derselbe scheint überhaupt seiner Phantasie zu viel Spielraum gelassen zu haben und kein sicherer Gewährsmann zu sein, da er weiter unten fast alle literarischen Notabilitäten des damaligen Oberdeutschlands zu Dringenbergs Schülern macht, als Dalburg, Celtes, Pirkheimer, Bebel u. a.

4) Ueber ihn Erhard a. a. O., Bd. I, S. 374 ff.

Von seiner Unterrichtsmethode darf man natürlich noch nicht zu viel erwarten. Mit Recht bemerkt hier Röhrich [1]: „Der menschliche Geist überspringt keine Zwischenstufe der Bildung, so wenig als die Natur in ihren sichtbaren Formen.“ Ein weises Urtheil, das wir weiter unten auch für die gerechte Beurtheilung Wimphelings in Anspruch nehmen werden. Der erste Schritt zum Besseren aber war es schon, daß man anfing, sich über den Wahnsinn der alten Methode klar zu werden. So wandte zwar Dringenberg noch immer in seiner Schule das Doctrinale des Alexander an — denn er wurde ohne Zweifel von den lauernden Mönchen des Franziskaner- und Dominikanerklosters in Schlettstadt scharf beobachtet —, aber er benutzte es mit verständiger Auswahl und lehrte, wie seine Schüler ihm bezeugten und wie ihre tüchtige Durchbildung vor allem durch die That beweist, immer nur das wahrhaft Nützliche [2].

Daher erwarb er sich auch die Achtung und Liebe seiner Schüler in einem Grade, wie er in den alten „Schindereien“ des scholastischen Schulwesens natürlicherweise ganz unmöglich gewesen war. Man lese nur, mit welcher Wärme Wimpheling und andere seiner Zöglinge noch in spätesten Jahren von ihm sprechen. Auch fing er bereits an, nicht nur mit der dürftigen Grammatik die jungen Gemüther zu erfüllen, sondern ihnen auch Sinn für die Schönheit des Alterthums und für das practische Leben, sowie für die Bedeutsamkeit der geschichtlichen Begebenheiten, insonderheit auch für die vaterländische Sache beizubringen. Und dies that er nicht in langen philosophisch verkünstelten Darlegungen, sondern in kurzen, schlagenden Gedächtnißverslein, z. B.

„Alt Aff, jung Pfaff, dazu wild Bären
Soll Niemand in sein Hus begehren.“ [3])

---

1) Erhard a. a. O., S. 205.

2) Vgl. Wimphelings „Isidoneus“, c. 16 et 26: „sola utilia et necessaria“, zugleich das große Losungswort Wimphelings für seine spätere Thätigkeit in Theorie und Praxis.

3) Siehe Schott, Lucubr., fol. 154.

Wir meinen, daß unter dem „jung Pfaff“ auch ein Theil wenngleich noch versteckter Opposition gegen das alte verrottete Kirchwesen mit seiner schauderhaften sittlichen Fäulniß sich uns darbietet, und dürfen wir schon daraus entnehmen, daß er auch in dieser Hinsicht vortheilhaft auf seine Schüler gewirkt hat. Ein anderer auf die vaterländische Geschichte bezüglicher Vers lautet:

„Drei der Städte sind dir, Herzog Karl, verderblich gewesen,
Gransen fürs Geld, fürs Heer Murthen, und Nancy fürs Leben.“ 1)

Aus diesem seinem Unterricht gingen aber auch außer unserem Wimpheling noch gar viele tüchtige Männer hervor, z. B. Peter Schott, ein Straßburger, einer der ersten Elsässer, die Studiums halber nach Italien zogen, ein intimer Freund von Geiler, der zu den besten Hoffnungen berechtigte, aber leider schon 1492, erst 32 Jahre alt, starb. Ferner Sebastian Murrho von Colmar, der auch des Hebräischen kundig war, auf Wimphelings Rath mehrere Schulbücher ausarbeitete, auch Stoff zu einer deutschen Geschichte sammelte, aber ebenfalls schon 1492 als Canonicus in seiner Vaterstadt starb 2). Weiter ist zu nennen Jodocus Gallus aus Ruffach (Rubeacensis), nachmals Professor in Heidelberg, ein freimüthiger und den Verfall des kirchlichen Lebens tief beklagender Mann, der gleichfalls schon 1517 als Canonicus und bischöflicher Rath zu Speier starb 3). Desgleichen der nachmalige Lehrer Melanchthons, Georg Sinder; so daß also der Einfluß Dringenbergs sich bis auf die Reformatoren selbst, wenn auch erst in zweiter Linie erstreckt. — Ferner Johannes Hugo von Schlettstadt, ein gelehrter aber auch freisinniger Mann, nachmals Caplan des Kaisers Max I. Endlich sei noch genannt der

1) „Oppida trina tibi, dux Carole, dura fuere
In rebus Gransen, grege Murtheim, corpore Nanse.“
Wimpheling, Epitome rer. german., c. 57, p. 63.

2) Ueber ihn vergleiche Tritemius in Catal. illustr. vir. und Wimpheling in der Epist. dedic. vor der Epitom. und im Isidoneus.

3) Vgl. Hottinger, Helvet. Kirchengesch., Thl. IV, S. 138.

als freimüthiger, edelgesinnter Mäcen der neuerwachten Studien mit Recht gerühmte Ritter Eitelwolf vom Stein [1]). Noch Andere, weniger bekannte, nennt Wimpheling in seinem „Isidoneus“ [2]).

Ueber die weiteren Schicksale dieser einen so glänzenden Anlauf nehmenden Schule sei, da das Ausführlichere nicht hierher gehört, nur kurz bemerkt, daß sie unter ihren folgenden Rectoren, z. B. Crato Hofmann, Hieronymus Gebwiler, ganz besonders aber Johann Sapidus (Witz), unter dem die Anstalt einmal (1517) 900 Zöglinge hatte [3]), eine herrliche Blüthe entfaltete, die aber, als der Rath zu Schlettstadt sich der Reformation in so hohem Grad feindselig zeigte [4]), gar bald verwelkte, bis die ganze Anstalt später den Jesuiten in die Hände fiel. Vortrefflich sind die Schlußworte Röhrichs [5]): „Das alte Schulhaus steht noch, ein Denkmal der edelsten Bestrebungen in einem noch dunkeln Jahrhundert. Herrliche Dienste hatten die hier waltenden Männer der Wissenschaft und der Kirche gethan; vielleicht ihrer selbst unbewußt, als Werkzeuge in höherer Hand, halfen sie eine bessere Zeit mächtig hervorrufen, und die Lehrer, die hier in ihrer stillen Schulstube wirkten, verdienen gewiß eine ehrenvolle Stelle unter den Beförderern der Wissenschaft und einer geläuterten Religionserkenntniß.“

Dies war die Lage des deutschen Schulwesens bis auf Wimpheling. Wohl war der Verfall tief; aber bereits begannen sich die Grundmauern eines neuen würdigeren Gebäudes mächtig zu erheben, wenn auch noch halb vom Schutt der alten Ruinen bedeckt. Wimpheling nun ist es, der die

---

1) Das Beste über ihn bei Strauß, Ulrich v. Hutten.

2) c. 16. — Die Angabe in Majus, Vit. Reuchlini, daß auch Reuchlin ein Schüler Dringenbergs gewesen sei, ist gewiß irrthümlich, da Wimpheling einen so großen Mann sicher genannt hätte.

3) Vgl. Miscellan. Tigur., T. III, p. 245 (Zürich 1724).

4) Vgl. hierüber Ausführlicheres bei Walther, Histoire de la reformation et de l'école littéraire à Sélestadt (Strasbourg 1843), p. 25sqq.

5) a. a. O., S. 218.

begonnene Arbeit mit neuer Kraft in Angriff nahm und, wenn auch nicht vollendete, so doch ihr die ersten festen Umrisse gab und sie zu weithin sichtbarer Höhe emporhob.

Zweites Kapitel.

Das Auftreten Wimphelings.

I.

Sein Heimathsland.

Das Elsaß [1]), im Mittelalter ein Land, wo Romanismus und Germanismus sich schied, war, wie die meisten Länder der Grenzscheiden zweier bedeutender Völker, durch die stete Berührung und Abstoßung beider Nationen wohl in steter Unruhe, dadurch aber auch in stetem Leben erhalten und vor Stagnation bewahrt worden. Zu dieser vortheilhaften historischen Lage, wenn man so sagen darf, kommt freilich nun auch seine nicht weniger günstige geographische, in einem der gesegnetsten Landstriche unseres Vaterlandes [2]), fast rings von mächtigen Gebirgen schützend eingeschlossen und der ganzen Länge nach vom mächtigen Rheinstrome durchzogen, der, wie die Flüsse überhaupt in alter Zeit, die Pulsader des frischesten Lebens bildete. — So kam es, daß wir hier im Gegensatz zum übrigen meist noch wüst darniederliegenden Deutschland schon früh eine verhältnißmäßig dichte Bevölkerung, in Folge davon wieder ein blühendes Städteleben und demgemäß neben einem gewissen Wohlstand auch ein frischeres, freieres Leben unter den Bewohnern finden. Ja schon zur Römerzeit spielte

1) Vgl. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsaß ꝛc. (Straßburg 1843).

2) Vgl. das begeisterte Lob des Elsaß am Ende der Epitome Wimphelings und anderwärts in seinen Schriften

Straßburg (Argentoratum) eine nicht unbedeutende Rolle; gewiß aber ist es das beste Zeichen für jenes Land, daß bereits im 2. Jahrhundert das Christenthum daselbst Boden fand [1]), für dessen Entfaltung es höchst bedeutsam ist, daß die Bischöfe von Straßburg unter dem Erzbischof von Mainz und daher nicht direct unter dem römischen Joche standen. Bis ins 12. Jahrhundert ferner wurden sie von dem weltlichen Landesherrn eingesetzt [2]). So kam es, daß sie sich den nationalen Sinn neben dem kirchlichen bewahrten und in dem weltgeschichtlichen Kampf zwischen Kaiser und Papst im 11. Jahrhundert zu Ersterem hielten. Besonders zeichnete sich durch solche Treue der Bischof Wernher II. [3]) aus, der 1076 dem Conzil zu Worms, welches die Absetzung über Hildebrand aussprach, beiwohnte. Er war überhaupt einer der eifrigsten Freunde Heinrichs IV., und vorzüglich auf sein Zureden kehrte dieser nach der Schmach von Canossa so schnell nach Deutschland zurück.

Die Nachfolger Wernhers widersetzten sich besonders dem Cölibatsgesetz, vom Volk wie Clerus unterstützt, so daß die Elsässer bald als „ungehorsame Kinder der Kirche" verschrieen waren. Ja die Straßburger Bürgerschaft kam wegen ihres offenen Widerstandes gegen jenes unnatürliche Gesetz sogar in den Bann und der Gottesdienst hörte auf. Aber der Rath wußte sich zu helfen und „bestellte etliche fromme Männer, die Kinder zu taufen, und den Sterbenden die Sacramente zu reichen". Erst durch den römisch gesinnten Bischof Gebhardt wurde der Widerstand mehr und mehr gebrochen (1131). Durch die Ansprüche der nun folgenden Bischöfe auf die Freiheit der Elsässer Städte und besonders der Stadt Straßburg

---

1) Vgl. Irenaeus advers. haeres. I, c. 10 ed. Massuet: ἐν Γερμανίαις (d. h. in Germania prima et secunda, d. i. den oberen und unteren Rheingegenden) ἱδρυμέναι ἐκκλησίαι.

2) Vgl. Wimpheling, Catalog. episc. Argent., p. 470.

3) Vgl. Ausführlicheres hierüber in Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß (1830), Thl. I, S. 13.

entwickelten sich nun gar häufig blutige und das Land verheerende Fehden [1]).

In diesen Kämpfen aber gingen die Straßburger Bürger mit einer Energie und Unerschrockenheit vor, die für die Durchkämpfung des ultramontanen Kampfes in der Gegenwart ein treffliches Vorbild liefern könnte. Denn unter dem Vorwand, ihm neue Vorschläge zu einer friedlichen Uebereinkunft zu machen, begaben sich drei Altammeister am 7. Dezember 1415 nach Molsheim, wo der damalige Bischof Wilhelm v. Diest eben weilte und nahmen ihn sammt den bei ihm anwesenden Personen unerwartet gefangen, und nachdem sie seine sämmtlichen Mobilien hatten aufzeichnen und in gerichtlichen Beschlag nehmen lassen, führten sie ihn mit sich nach Straßburg fort. Er wurde zuerst auf den Pfennigthurm, dann aber in ein Zimmer über dem Münster in Verwahrung gebracht und dort in strenger Haft gehalten [2]).

Selbst vor dem Bannfluche erschraken sie nicht, wenn es galt, ihr gutes Recht durchzusetzen; so standen sie dem gebannten Kaiser Ludwig muthig bei und ließen ruhig dafür die Excommunication auch über sich ergehen, ja der Ammeister Pater Schwarber sagte es dem Bischof von Bamberg ins Gesicht, er werde stets den für den römischen König halten, den die Kurfürsten erwählt hätten, wenn ihn auch der Papst nicht bestätige. „Das edle Selbstgefühl der freien Reichsbürger", sagt Röhrich [3]), „und das Bewußtsein innerer Kraft bewirkten jenen Freisinn und jene Selbstständigkeit, welche die Grundlagen der Reformation wurden." — So fanden denn schon vor dem 13. Jahrhundert die Waldenserlehren Boden

---

1) So mit Bischof Friedr. v. Blankenheim (1392), siehe Strobel a. a. O., Bd. III, S. 1 ff.

2) Vgl. Strobel a. a. O., S. 109. Wir geben gerade diese interessante Episode genauer, um dadurch gelegentlich gleich einer häufig anzutreffenden irrigen Ansicht zu begegnen, als stände das neuerliche Vorgehen der preußischen Regierung gegen die renitenten Bischöfe ohne Beispiel in der Geschichte da.

3) a. a. O., S. 19.

im Elsaß [1]). Die zu ihrer gewaltsamen Unterdrückung 1212 ins Land gekommenen Dominikaner fanden unter anderen viele Bettler, die „ihr Brod bettelten um Gottes, nicht um St. Peters oder Unserer Frau willen". Desgleichen fand sich unter ihren aufgefundenen 300 Artikeln auch der Satz: „Der Papst könne irren, und wer sich Christo gleichstelle, sei der Antichrist" u. s. w. Nach und trotz der ausgezeichneten Vertheidigung dieser Lehren durch den Priester Johannes [2]), auf die die Dominikaner nichts antworten konnten als: es stehe Niemand, auch ihnen nicht zu, über Glaubenssachen zu disputiren, nur dem Papst allein, der von Gott und dem heiligen Petrus Macht dazu empfangen, dem auch die Engel im Himmel nicht widerreden dürfen [3]), — wurden 80 dieser Bekenner, darunter 23 Frauen, verbrannt. Trotzdem erhielten sich diese freien Ansichten, so daß schon 1229 und 1230 ein neues Autodafé nothwendig wurde [4]). Der Rath aber wehrte bald selbst diesem blutigen Treiben, indem er den Predigermönchen befahl, „mit Lehren das Volk zu unterweisen und nit also straks unverhört zu verbrennen". Der freie Geist des Elsaß vertrug die Inquisition nicht und blieben auch die Dominikaner im Lande, so konnten sie doch hier ihre schreckliche Macht nicht so entfalten als anderwärts. Auch andere Secten, so um 1230 eine pantheistische, fest und durch Zeichen an Häusern und in Gebährden geheimnißvoll organisirt, machten sich geltend. Alle aber stimmten überein in der Opposition gegen die herrschende Kirche, z. B. auch die hier stark verbreiteten Mystiker, besonders die sogenannten Gottesfreunde, zu denen Ludolph aus Sachsen († 1377), Thomas von Straßburg († 1357), vor allem aber der Predigermönch Joh. Tauler gehörten [5]). Die-

1) Dannhauer, Eccles. Wald. orthod. Luther. test. (Arg. 1668), § 9.

2) Ueber ihn: Flacius, Catal. test. ver. und Wolf, Lect. memor., T. I, p. 516.

3) Ein Beweis, wie alt im Grunde der Infallibilitätsanspruch.

4) Vgl. über diese ganze Waldenserbewegung im Elsaß Specklin, Collectan. ad 1212.

5) Specklin l. c. ad 1350.

selben behaupteten, daß der durch ordentliche Wahl der Kurfürsten erwählte König oder Kaiser, wenn er seine Rechte wahre, nicht sündige; daß vielmehr die Obrigkeit von Gott und auch die Geistlichkeit ihr zu gehorchen schuldig sei. Ebenso seien die keine Ketzer, die nur an des Papstes Person sündigten, sondern nur die, die halsstarrig wider Gottes Gebot handelten. Mit großem Freimuth trat der erwähnte Tauler gegen die Gebrechen der Kirche auf, so daß sein Orden ihm einst das Predigen verbot, welches Verbot aber durch den wuchtigen Druck der öffentlichen Meinung gleich wieder aufgehoben wurde. Die Opposition gegen das herrschende Kirchwesen beweisen endlich auch die Schmachbilder, welche ein Steinmetz des 13. Jahrhunderts am Münster anbrachte, die 1685 zerstört wurden [1]).

Man bedenke ferner, daß Straßburgs Verdienst es ist, die edle Buchdruckerkunst der Welt geschenkt zu haben, und erinnere sich, daß auch der Umschwung der Volksbildung vom Elsaß (Schlettstadt, siehe oben) ausging. Daher kann man zusammenfassend vom Geistesleben des Elsaß gar wohl, trotz des ungeheuren Verfalls, der sich auch hier fand [2]), trotz der kaum glaublichen Unwissenheit, Habgier und Lasterhaftigkeit der Geistlichen, trotz des überhandnehmenden materiellen Sinnes und des fast allgemeinen Indifferentismus höheren Dingen gegenüber, doch mit Schwalb [3]) vom Elsaß behaupten: les lumières ne s'étaient jamais complètement éteintes. Es lebte sogar auch in dem durch die unerhörtesten Blutsaugereien und systematische Verdummung niedergedrückten Landvolke doch noch einiges Gefühl für Recht und Freiheit, wie die große Bauernverschwörung des Elsaß, „der Bundschuh“, trotz der gewiß verwerflichen Form dieser Opposition, doch beweisen dürfte [4]).

1) Vgl. Schadaei Argent. summ. templ. (Strassb. 1617), c. 12 und Schottii Lucubrat., fol. LXXXVIII.

2) Vgl. die interessante Schilderung bei Röhrich a. a. O., Bd. I, S. 38 ff.

3) Vgl. die angeführte Schrift Notices etc., p. 26.

4) Ueber ihn berichtet Wimpheling in seinem Catalog. episc. Argentin. und zwar in einer Weise, die, wie Wiskowatoff mit Recht bemerkt, durchaus nicht eine Mißbilligung erkennen läßt.

Es lag aber schon in der günstigen politischen Verfassung, daß einiges Leben erhalten blieb. Das Land hatte nemlich eine unmittelbare freie Reichsstadt (Straßburg) und zehn mittelbare kleinere Reichsstädte, die unter dem Schutze eines kaiserlichen Landvogtes standen, der ihre Rechte beschwören mußte. In diesen Reichsstädten herrschte Betriebsamkeit und verhältnißmäßiger Wohlstand, und aus allen diesen Orten sind ein oder mehrere berühmte Geisteshelden jener Zeit hervorgegangen.

Dies also war das Land, das auch unseren Wimpheling erzeugte. Es war nothwendig, daß wir uns seinen Zustand etwas genauer ansahen, denn wir werden die meisten der berührten elsässischen Volkscharakterzüge, die Freimüthigkeit, den nationalen Sinn, die Treue gegen den deutschen Kaiser, die feurige, unerschrockene Opposition gegen die Fäulniß der Kirche, die protestantische Betonung der Moral gegenüber dem todten Buchstabenglauben jener Zeit, die geistige Gewecktheit, Thätigkeit und Vielseitigkeit — wir werden das alles in unserem Helden, als einem echten Elsässer Kinde, freilich neben den Mängeln der damaligen vorreformatorischen Zeit, die sich auch im Elsaß fanden, neben kirchlich-dogmatischer Befangenheit und Halbheit, gelegentlich wohl auch mönchischer Unduldsamkeit — getreulich abgespiegelt wiederfinden.

II.

Sein Geburtsort [1]).

Auf der Grenze des oberen und unteren Elsaß liegt 4 Kilometer vom Fuß der Vogesen und 16 Kilometer vom Rhein entfernt Schlettstadt, zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine der wichtigsten Städte des Niederelsaß. Die Zeit ihrer Entstehung ist ungewiß. Beatus Rhenanus [2]) sagt, sie verdanke

1) Vgl. die bereits citirte französische Schrift von Walther, S. 13ff.
2) Rer. Germ., T. III, p. 61.

ihren Ursprung der Zerstörung der alten Stadt Elcebus. Das erstemal gelegentlich erwähnt wird sie 728 [1]). Damals war es ein einfaches Dorf, doch nicht ohne eine gewisse Bedeutung. Denn unter Kaiser Karl dem Großen figurirt es unter den Lustschlössern und königlichen Fermen, wo die Herrscher selbst sich oft vorübergehend aufhielten, um Recht zu sprechen und Audienz zu geben [2]).

So feierte Karl 775 dort das Weihnachtsfest [3]). Durch solche Bevorzugung erhielt Schlettstadt bald ein Uebergewicht über andere Dörfer und eine größere Bewohnerzahl. Wir finden es später unter den vier Reichsorten [4]) (Pagus Imperii) neben Bamberg, Ulm und Hagenau, ohne daß es jedoch schon städtische Rechte hatte. Günstig aber war auch seine Lage für den Transithandel zwischen Frankreich und Deutschland. Es erhob ferner einen Zoll auf die Weine des Oberelsaß, die auf dem Rhein nach Niederdeutschland gingen und alle im Hafen von Schlettstadt eingeschifft wurden, um auf der Ill nach Straßburg zu gehen [5]). Dieser Zoll gehörte den Königen so lange wenigstens, als Schlettstadt Reichsdomäne war. Aber später kam der größte Theil des Ortes, sei es durch Schenkung, Erbschaft oder dergleichen als Allodialgut an die Herzöge von Schwaben. Die Herzogin Hildegard (im 11. Jahrhundert) ließ daselbst nach dem Muster des heiligen Grabes in Jerusalem eine Kirche bauen, nannte sie „zum heiligen Glauben" und fügte ein Kloster hinzu. Ihre Kinder cedirten an dieses, um ihre Mutter zu ehren, alle ihre Rechte und Güter in Schlettstadt, und so wurde es eine mächtige Propstei mit Steuer- und Jurisdictionsrecht über Schlettstadt.

---

1) Schöpflin, Als. dipl., T. I, p. 8.

2) Dipl. Carol. M. Honaugiense de 778 in: Mabillon, Ann. Bened. II, App. p. 699: „cum nos Sclatistati villa in Palatio nostro ad universorum causas judicandum resideremus".

3) Scriptor. Rer. Franc., T. V, p. 39: „celebravit natale Domini in villa Sclatistat".

4) Herzog, Chronic. Alsat., T. VII, p. 3.

5) B. Rhenan. l. c., T. III, p. 161. Herzog, Chron. Als., T. VII, p. 4.

Doch städtisches Aussehen und Verfassung erhielt Schlettstadt erst im 13. Jahrhundert unter Friedrich II. von Hohenstaufen, der Schlettstadt als sein Erbe betrachtete, ihm ein besonderes Interesse schenkte und ihm einen Landvogt Namens Wölfel [1]) gab, einen tüchtigen Verwaltungsmann. Dieser erhob Schlettstadt zur Reichsstadt, umgab es mit Mauern und stattete es mit allerlei Privilegien aus. 1299 erhielt Schlettstadt den dritten Theil des Zolls, 1416 den ganzen Zoll, und bezahlte dem Prior jährlich 44 Pfund Silber Entschädigung.

Der Bischof Albert vereinigte diese Abtei aber mit Straßburg, und sein Nachfolger Wilhelm III. verkaufte 1536 an die Stadt den größten Theil ihrer Güter [2]). Den Rest überließ Erzherzog Leopold 1616 den Jesuiten zur Gründung eines Collegs neben der heiligen Glaubenskirche.

Seitdem, daß Schlettstadt unter die unmittelbare kaiserliche Jurisdiction gekommen, erhob es sich rasch, besonders durch die Gunst der folgenden Herrscher, indem es, anfangs gleich den anderen kleinen Reichsstädten von kaiserlichen Landvögten verwaltet, nach und nach auch von diesen loskam und einen kleinen unabhängigen Staat bildete mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit. 1257 bestätigte Kaiser Richard von Cornwallis ihre Privilegien, und 1477 verzichtete der Kaiser Friedrich auf das letzte Recht, indem er festsetzte: „daß daselb schultheissen ambt mit sambt dem Umgelt und allen zugehörigen bei der statt Schletstatt fortan unverändert bleibe und zu keines frembden hand gelösset und gestelt werde" [3]). So war Schlettstadt allmählig zur Freiheit und Unabhängigkeit gekommen. Karl V. bestätigte und vermehrte 1521 noch die verschiedenen Gerechtsame. Um sich nun ihre Selbstständigkeit auch erhalten zu können, schlossen sie, weil allein zu schwach, 1353 auf Veranlassung Karls IV. ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß mit den anderen kleineren Städten des Landes und der Kaiser

1) Laguille, Hist. d'Als., T. I, p. 218.
2) Vgl. Schöpflin, Als. illustr., T. II, p. 380.
3) Siehe den Auszug aus den Originalacten bei Walther, S. 19.

gab diesem Bund einen gemeinsamen Schirmer in der Person des Landvogtes, der zu Hagenau residirte und vom Kaiser ernannt wurde. Im Namen des Reiches mußte derselbe die Städte nach außen vertheidigen, durfte aber sich nie in die inneren Angelegenheiten mischen, wozu er sich schriftlich verpflichtete. Dafür versprachen ihm die Städte in der angegebenen Geschäftsperipherie billigen Gehorsam. Bei etwaigen Differenzen zwischen beiden Theilen sollte der Kaiser entscheiden. Zu diesem Städtebund gehörten zu Anfang des 16. Jahrhunderts 10 Städte [1]). Der Landvogt leitete die städtischen Wahlen, aber ohne Stimmrecht.

Was nun noch die kirchlichen Verhältnisse der Stadt angeht, so sei nur bemerkt, daß die Dominikaner sich seit 1284 in der Stadt niedergelassen und ein Kloster gegründet hatten. Wenig später kamen auch die Franziskaner, die aber 1525 in den Reformationswirren flohen. Ebenso war seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Nonnenkloster da, so daß die kleine Stadt übermäßig mit mönchischen Elementen versehen wurde, ein Umstand, der der Entfaltung des freieren Geistes in ihr gewiß nicht förderlich war und dann in der Reformation das auch hier bereits fröhlich keimende Leben vernichtete [2]).

Im Übrigen zeichneten sich die Bewohner, zumeist Rebleute, durch ihre Wohlhabenheit und ihren schlichten, aber frohen Sinn aus [3]).

Es dürfte wohl auch diese Darlegung zur umfassenden Beurtheilung unseres Autors, besonders nach Seite seines Patriotismus und seiner Politik, einiges beitragen.

---

1) Ihre Namen siehe bei Walther a. a. O.

2) Siehe das Nähere darüber in der wiederholt citirten Schrift von Walther.

3) Vgl. Beatus Rhenanus l. c., T. III, p. 167: „populus est simplex ac tenuis, ut vinitorum fert conditio, praeterea commessationibus paulo addictior“.

III.

Seine Geburt, Familienverhältnisse und erste Ausbildung (1450—1464).

In dieser kleinen [1]), aber bedeutungsvollen Stadt erblickte Jacob Wimpheling das Licht der Welt im Jahre 1450 [2]) und zwar am 25. Juli [3]). Sein Familienname erscheint für die damalige Zeit, wo die meisten Namen noch einen lateinischen Klang hatten, seltsam genug und hat nur ein Seitenstück in dem des bekannten Reformationsfeindes Conrad Wimpina, der

1) Auch Wimpheling nennt sie noch immer mehrmals, und zwar z. B. in der Ep. dedic. zur Epitome, „vicus".

2) Diese Jahreszahl, von einigen Älteren (z. B. Adam auf 1449, Herzog 1451) falsch angegeben, ergiebt sich mit Sicherheit aus den von Riegger S. 166 mitgetheilten Grabschriften, die zwar nicht sein Geburtsjahr, aber das Alter und das Jahr, in dem er starb, so genau angeben, daß daraus für seine Geburt 1450 resultirt.

3) Wiskowatoff giebt den 27. Juli an, der allerdings aus der Grabschrift von Beat. Rhenanus (siehe Riegger, S. 166) hervorgeht. Dabei aber scheint er die kleinere Grabschrift, welche auf einer beigegebenen Seite (ad p. 166) sammt dem ganzen Monument bildlich dargestellt ist und, wie sie selbst angiebt, von seinen beiden Neffen Jacob Spiegel und J. Majus herrührt, gar nicht beachtet zu haben, welche den 25. Juli ergiebt. Da diese letztere, wie aus der bildlichen Darstellung und auch aus einer ausdrücklichen Bemerkung Rieggers oben darüber erhellt, wirklich gesetzt worden war (wie mit gleicher Sicherheit von der doch fast zu langen des Beat. Rhenanus nicht behauptet werden kann — gegen Wiskowatoff, der dies ohne Weiteres annimmt), da sie ferner von den bei dem Begräbniß jedenfalls anwesenden, sicher aber am Besten unterrichteten nächsten Verwandten ausgeht, während Beat. Rhenanus oft von Schlettstadt abwesend war, so darf der 25. Juli als das sicherere Datum mit Recht bezeichnet werden. Wohl möglich, daß das Todesdatum bei Rhenanus nur ein Schreibfehler war, was um so leichter möglich war, da eine Verwechslung des richtigen Datums XVII. Kal. Dec. = 15. November und XV. Kal. Dec. = 17. November bei den sich kreuzenden Zahlen 15 und 17 nahe genug lag.

Schmidt (in Herzogs Real-Encyclopädie) statuirt ohne allen Grund den 26. Juli. Die Jahreszahl 1490 bei ihm ist natürlich nur ein Druckfehler.

eigentlich Koch (Cocus) hieß, aber nach seiner Geburtsstadt Wimpfen sich Wimpina nannte.

Wir erlauben uns nun hier die, wie uns scheint, nahe liegende Conjectur, daß auch der Name Wimpheling mit jener Stadt zusammenhängt und daß ihn die Vorfahren unseres Autors, die möglicherweise aus ihr stammten, annahmen [1]). Denn Wimpheling sagt selbst, daß sein Geschlecht aus dem Gebiete der Grafen von Hanau stamme [2]).

Ueber seine Eltern wissen wir nur wenig. Daß sie gerade arm gewesen seien, wie Wiskowatoff will [3]), ist nicht nur nirgends erwiesen, sondern scheint sogar unwahrscheinlich, wenn wir erwägen, daß sein Vater ihn zum Studium bestimmte, was gewiß damals schon, wenn wir alle Verhältnisse in Betracht ziehen, nicht unbedeutende Kosten verursachte; daß der eine Bruder seines Vaters, Johannes, eine hohe militärische Stellung [4]), der andere, Ulrich, das Amt eines Pfarrers zu Sulz bei Mollisheim bekleidete; desgleichen daß er sich später erbietet, Jünglinge auf eigene Kosten auf die Universität zu begleiten und so lange Zeit als Privatmann lebt, sowie daß seine Schwester in Schlettstadt ansäßig war, zwei Söhne studiren ließ und in hohe Stellungen brachte. Gewiß wenigstens war er nicht ganz unbemittelt [5]).

Wie es scheint, hatte er außer der bereits erwähnten Schwester keine Geschwister weiter. Eine um so innigere Liebe knüpfte ihn daher an sie, wovon weiter unten die Rede sein

---

1) Die Familienbenennung nach den Städte- oder Ländernamen war damals überaus üblich; so nannte sich Alex. Hegius nach seinem Geburtsdorfe Heck u. s. w.

2) Riegger, T. II, p. 285: „progenitores mei ex dominio tuo duxerant originem".

3) S. 23.

4) Wimpheling in Epitom., rer. German., gegen das Ende hin.

5) Dem widerspricht nicht, daß er sich in einem Briefe an Erasmus (Opp. Erasm. Lugdun. Batav., T. III [epist.] Append. ep. XLVI, p. 1550) pauper nennt. Denn hier setzt er sich nur, wie es auch im Worte liegt, und zwar scherzweise den Reichen entgegen. Auch Erasm. ad Vlatten. sagt: „erat ei, quod ad vitae munditiem sufficiebat".

wird. Sie hieß Magdalena [1]) und war zweimal verheirathet [2]), zuerst mit Jacob Spiegel — aus dieser Ehe stammte der gleichnamige Neffe Wimphelings — und sodann mit Joh. Majus, dessen Sohn der andere, ebenfalls nach dem Vater genannte, Neffe unseres Autors ist. — Sein Vater Nicolaus [3]) mag wohl neben seinem Sinn für die Wissenschaften auch durch die schwächliche Constitution des Knaben dazu bewogen worden sein, ihn einem geistigen Berufe zu widmen. Denn er war von kleiner schmächtiger Statur, blieb auch in seinem ganzen Leben ritterlichen Künsten jeglicher Art, selbst dem Reiten, das damals fast Jedermann erlernte, fern [4]) und hatte bis an seinen Tod viel von Krankheiten aller Art zu leiden.

Als Fügung einer höheren Hand ist es nun gewiß zu beachten, daß bereits, als Wimpheling, den die Vorsehung ja zu einem auserwählten Rüstzeug für die Wiedergeburt des so verrotteten Schulwesens ersehen hatte, seine erste Bildung erhalten sollte, sich ihm in der bequemsten Weise, im eigenen Orte jene Anstalt bot, durch die bereits der frische Hauch der Morgenröthe einer besseren Pädagogik hindurchging, nemlich die bereits ausführlicher erwähnte Schule zu Schlettstadt unter Ludwig Dringenberg. Ging nachmals auch Wimpheling selbst in Theorie und Praxis über diese Anstalt weit hinaus, so ist es doch gewiß, daß hier schon die Grundlagen dazu — die erste Erkenntniß einer besseren Methode [5]), sowie der freiere, aber tiefere sittlich-religiöse Geist — in ihm gelegt wurden. Auch insofern aber gewann diese Schule Bedeutung für sein späteres Leben, als sie ihn in Verbindung brachte mit vielen

---

1) In unbegreiflichem Leichtsinn nennt sie Wiskowatoff S. 236 Margarethe, während sie doch in der von ihm auf der nächsten Seite abgedruckten Grabschrift des Rhenanus richtig Magdalena genannt wird.

2) Vgl. Addenda et emend. ad p. 161 nach S. 409 bei Riegger.

3) eod. loc.

4) Siehe über dies alles die denkwürdige Elegie an Papst Julius II. bei Riegger, Bd. II, S. 288. — Luther z. B. war bekanntlich ein tüchtiger Reiter.

5) Vgl. Isidon., c. XVI, fol. 7.

tüchtigen Geistern, mit denen er dann in gleichem Streben Fühlung behielt fürs ganze Leben. Wäre aber auch das Alles nicht gewesen, so war es gewiß schon ein großer Vortheil, daß er durch diese Schule vor den zeitvergeudenden, geistverwirrenden und seelverderbenden Unarten der alten Schule bewahrt wurde. In dieser Schule blieb Wimpheling nach eigener Angabe [1]) von der frühesten Kindheit (ab infantia, also, wie schon erwähnt, gewiß wenigstens vom fünften bis sechsten Jahre) an bis ins zwölfte Jahr.

IV.

Wimphelings erste Universitätsstudien in Freiburg i. B. (1464—1468).

Wimpheling bezog die Universität im October 1464. Es würden demnach zwei Jahre Zwischenzeit bleiben zwischen Schule und Universität, für deren Ausfüllung die Quellen uns keinerlei Material gewähren. Wiskowatoff will nun, um diesem Mangel abzuhelfen, in dem Satz der Expurgatio: „in duodecimum aetatis annum" das Wort aetatis streichen, so daß es hieße: Wimpheling wäre 12 Jahre bei Dringenberg geblieben, also vom 2.—14. Lebensjahr, d. h. von 1452—1464. Indessen hat diese eigenmächtige Correctur viel gegen sich. Es ist ja vorerst nicht denkbar, daß man das noch dazu schwächliche Kind bereits mit dem zweiten Lebensjahre zur Schule brachte; dann aber stimmte der zwölfjährige Besuch einer Trivialschule, wie sie Wimpheling selbst nennt [2]), sicher nicht mit dem Grundsatze Dringenbergs, schnell und nur das Nützliche und Nothwendige zu lehren. Wir meinen aber, es wird einer solchen

1) Expurgatio bei Riegger, S. 419.
2) Ebendas.

Correctur nicht einmal bedürfen. Gewiß wird nach einem etwa sechsjährigen Besuch seiner Anstalt Dringenberg selbst den Rath gegeben haben, nunmehr für den talentvollen Knaben eine höhere Ausbildung zu suchen. Doch sei dem, wie ihm wolle, sicher ist, daß, als der Knabe 12 Jahre zählte, sein Vater starb [1]). Dieser Todesfall, vielleicht mit vorangegangener längerer Erkrankung des Vaters, mag die Studien des Knaben zunächst auf einige Monate unterbrochen haben, bis sich die häuslichen Verhältnisse wieder consolidirten. Hierauf wird wohl der Oheim Ulrich, der auch später Vaterstelle an ihm vertrat [2]), die Leitung seiner weiteren Ausbildung übernommen und ihn, jedenfalls zu näherer Prüfung und Vorbereitung auf die Hochschule, zu sich nach Sulce gerufen haben. Hierfür spricht die bereits citirte Stelle des Briefes an Fürstenberg, wo es ja heißt, daß er mit 13 Jahren die Vaterstadt verließ, während er doch erst im nächsten Jahre die Universität bezog. Wo sollte er anders hingegangen sein als zu diesem im Studium erfahrenen nächsten Verwandten, bei dem er später noch so oft weilte? Von ihm aus wird er dann nach einem Jahre der Vorbereitung vielleicht auch der Kräftigung seines so zurückgebliebenen Körpers die nahe Universität bezogen haben. Darauf deutet auch der von ihm gebrachte Ausdruck missus, der auf ein männliches Protectorat hinweisen dürfte.

So wurde er denn unter dem Rectorate des Kilian Wolf von Haslach [3]) auf der nahen Universität Freiburg am 31. October 1464 inscribirt. Ueber diese Hochschule und ihren damaligen Zustand nur ein kurzes Wort [4]). Die Stiftungsbulle für dieselbe vom Papst Calixt III. ist datirt vom Jahre 1455

---

1) Vgl. die Stelle des Briefes Wimphelings an Fürstenberg in der Adol.: „Vita etenim functo carissimo genitore meo ego primum annos tredecim nactus patriaque egressus“ etc.

2) Vgl. Expurg., Riegger, S. 420.

3) Riegger, S. 167 (matric. rector.).

4) Ausführlicheres über sie bei Schreiber a. a. O., desgleichen bei Stintzing a. a. O.

und bezieht sich auf alle erlaubten Facultäten [1]). Doch waren alle nöthigen Vorbereitungen erst mit dem Jahre 1460 vollendet, in welchem sie dann am 26. April 1460 eröffnet wurde.

Man kann nun zwar nicht, wie Wiskowatoff thut, von dieser neuen Hochschule behaupten, daß sie gar keine namhaften Professoren damals gehabt habe. Vielmehr war gleich ihr erster Rector Matthäus Hummel aus Villingen [2]), ein für seine Zeit überaus bedeutender Mann. Derselbe, aus Villingen stammend, damals erst 35 Jahre alt, hatte in Heidelberg Philosophie und Kirchenrecht studirt, sich dann ein Jahr lang in Pavia aufgehalten und dort ganz außerordentliche Auszeichnungen erfahren, die gewiß dafür zeugen, daß sein Wissen mehr als ein bloß scholastisch-formales war. Den besten Beweis dafür aber, daß er dem alten geistig-todten Wesen seiner Zeit gänzlich abhold war, liefert seine leider zu wenig gekannte vortreffliche Eröffnungsrede [3]). In ihr rügt er vor allem auch den Uebelstand, daß Geistliche wie Laien die Wissenschaft so gering achteten. „Pfui der Schande", so sagt er an einer Stelle; „in diesen verderbten Zeiten werden die Studien jeder Art aus den Häusern der Geistlichen fortgetrieben. Ihre Stelle nehmen bald Hunde, bald Vögel, bald das geschmückte Pferd, bald jenes zweifüßige, weibliche Ungethüm ein (er meint die Maitresse), welches der Geistliche mehr fliehen sollte als die Schlange. Statt der Schriften zu Studien sehen wir bei ihnen in kostbaren Behältern feine Leinwand, Seidenzeug ꝛc. prangen. Da erblicken wir silberne Gefäße, Lauten, bunte Polster, Würfel und Karten, weiche Lotterbetten, geschnäbelte Waschgefäße, herumgestreute Locken und kleine Kinder, die um den Heerd herumschreien, so daß sie durch kein Hin- und Herwenden mehr verborgen werden können. Die Bibliotheken der Geistlichen aber leiden an allen Krank-

1) Das „licita quaevis facultas" steht in diesen Bullen immer im Gegensatz zu den geheimnißvollen Künsten (Schwarzkunst ꝛc.).

2) Riegger, S. 1 (matric. rectoral.).

3) Siehe den längeren Auszug bei Schreiber a. a. O., Bd. I, S. 20 ff.

4*

heiten, am Rücken und an den Seiten, ihre Sexternen löst die Gicht auf und Niemand bietet zu ihrer Heilung die Hand. Bald liegen sie wie Hiob auf Haufen von Staub und Unrath, bald sind sie begraben wie Lazarus, aber keine Stimme erhebt sich und ruft: ‚Lazarus, komm heraus.‘ Läßt sich aber doch bisweilen ein alter Codex ungerufen blicken, so schwört der dumme Petrus, er kenne ihn nicht und die Dienerschaft schreit: ‚Fort, fort ans Kreuz mit ihm.‘ Der alte Soldat ehrt doch die Waffen, mit denen er einst gefochten hat, aber der unwissende Geistliche veräußert die merkwürdigsten Pergamente an Maler und Kürschner, oder giebt sie Goldarbeitern, um sie zu Behältern für Armbänder und Halsketten zu verwenden oder klebt wohl auch Löcher in den Fenstern damit zu."

Sei es mit den Weltgeistlichen so schlecht bestellt, so stehe es nicht besser mit den Klostergeistlichen, deren Studien Getreide und Vieh, Geld, Speise und Trank, Musik und Cither und Besuche bei den Nonnen seien. Und in ihren Schulen recitirten sie fremde Weisheit mit theatralischem Lippengeräusche, wie der Papagei fremde Worte nachplappere, nicht zur Erquickung lernbegieriger Seelen, sondern bloß zur Betäubung der Ohren der Zuhörer.

Ebenso wenig thäten die Laien etwas für die Wissenschaft [1]); ja nicht selten verachteten sie dieselbe. Sobald ihre Kinder der Wiege entwachsen seien, brächten sie dieselben in ausgelassene Gesellschaft, auf die Reitbahn, auf die Jagd und zum Waffenspiel. „Unglückliche Eltern, die ihr an der Verziehung eurer Kinder schuld seid, wißt ihr nicht, daß ihr dereinst deshalb Rechenschaft geben müßt? Oder glaubt ihr, man werde euch um so mehr loben, je schamloser und verderbter die heranwachsende Jugend ist?"

Besonders heftig geht er gegen die Adeligen vor, die, während die Edlen im alten Griechenland gerade durch Weis-

1) Es sind das alles Gedanken, die wir dann in den Schriften Wimphelings oft genug wiederfinden.

heit sich hervorgethan, in Deutschland durch ihre Dummheit glänzen zu wollen schienen. „Schickt eure Söhne vielmehr auf die Schulen, als daß ihr sie zum Raub erzieht, damit sie Weisheit gewinnen, die allein wahrhaft adelt.“

Wenn wir nun bedenken, daß der Mann, der diese bedeutsamen Worte gesprochen, der war, der als Bevollmächtigter zur Stiftung der Universität Freiburg bereits Jahre lang vorher ihre ganze Einrichtung besorgte, ja selbst die ersten Lehrer in Wien anzuwerben hatte [1]), so werden wir wohl zu dem Schluß berechtigt sein, daß hier im Bezug auf die Behandlung der Lehrgegenstände allerdings ein verhältnißmäßig frischerer Geist geherrscht habe. Das beweisen doch auch Thatsachen wie die, daß die philosophische Facultät gleich bei ihrer Eröffnung eine Bibliothek gründete, daß auf den Bursen nur lateinisch gesprochen werden sollte, sowie daß zu den im ersten Jahre immatrikulirten 234 Studenten in den nächsten Jahren immer größere Schaaren, sogar hohe Adelige hinzukamen [2]).

Freilich an einen wirklichen Bruch mit dem Alten dürfen wir dabei durchaus nicht denken. Vielmehr waren die Lehrgegenstände auch auf dieser Universität nur die alten scholastischen. Hatte doch Hummel selbst die medizinische Facultät, in die seine Thätigkeit ihn verwies, mit einer Vorlesung über die Aphorismen des Hippokrates eröffnet.

So werden wir denn auch das Studium unseres Wimpheling hier nicht allzuhoch anschlagen dürfen, sondern unter der „Philosophie“, die er hier gehört zu haben angiebt, zunächst

---

1) „Nu satzt unser Herr säliger im Uffrichten der Schul all sin Vertruwen zu ihm; desglichen tetten wir sinen Gnaden nach auch und lißen ihn die Sachen zurichten wie er wolt. Und meinten es solt gut sin.“ Zeugniß der Stadt Freiburg über Hummel vom Jahr 1470 bei Schreiber a. a. O., S. 18.

2) Schreiber a. a. O., S. 30ff. — Gewiß werden wir auch die große Liebe, die Wimpheling dieser Hochschule noch im späten Alter bewahrte, da er z. B. einmal äußert: „Ich liebe und werde lieben mein Lebenlang die Freiburger Hochschule, die um mich sich so wohl verdient gemacht hat“, hierher rechnen dürfen. Riegger, S. 172.

den vorgeschriebenen repetitorischen Unterricht in der Grammatik nach Alexander und Donat [1]) und weiter das bekannte Gebiet der alten Dialektik zu verstehen haben [2]).

Dennoch waren die hier verbrachten Jahre nach einer allerdings mehr privaten und zufälligen Seite hin für ihn von hoher Bedeutung. Sie brachten ihn nemlich in erste Berührung mit Geiler von Kaisersberg [3]). Derselbe stammte aus Schaffhausen, war nach des Vaters Tode bei einem Verwandten in dem Städtchen Kaisersberg erzogen worden, hatte dann von 1460 an in Freiburg studirt, 1463 hier die Magisterwürde erworben und hielt nun, nach der Sitte jener Zeit, auf der einen Seite selbst schon Vorlesungen, während er auf der anderen noch studirte. Freilich war er damals erst 19 Jahre alt. Desgleichen stand auch er, wie schon erwähnt, noch vollständig auf dem Gebiet des Alten.

Aber abgesehen davon, daß die großen Seiten des nachmals so bedeutenden Mannes sich doch gewiß im Kleinen schon hier geltend gemacht und auf Wimpheling günstig eingewirkt haben werden, so ist die hier geschlossene Freundschaft Beider doch vor allem deswegen so wichtig, weil sie für das ganze Leben nachhielt. Dies bezeugt Wimpheling selbst, wenn er sagt: „Er ist in zarter Jugend mein Lehrer, im männlichen Alter mein Gastfreund, im Greisenalter mein Tröster gegen meine heuchlerischen Widersacher gewesen, und mehr als 50 Jahre habe ich zu ihm in der engsten Verbindung gestanden.“ [4])

---

1) Ueber den Donat las z. B. der von ihm selbst als sein Lehrer bezeichnete Conrad Stürzel; über den Alexander Geiler von Kaisersberg. Riegger, S. 419 und Schreiber a. a. O., S. 50.

2) Er sagt auch selbst in der Diatriba sq. fol. II^{b}, er habe auf drei Academieen die Elemente der Dialektik und Physik gehört.

3) Ueber ihn Ammon, G. v. K. (1826).

4) Riegger, S. 470. — Die 50 Jahre sind wohl weniger, wie Wiskowatoff will, eine runde Summe (da es in Wirklichkeit ja bloß 46 waren bis zum Tod Geilers 1510), das verhindert der Ausdruck „über“ — als vielmehr schwärmerische Uebertreibung, die die Freundschaft über ihr ganzes

Wie wichtig eine so innige Freundschaft mit einem so gewaltigen Manne für unseren Wimpheling werden mußte, ist ersichtlich. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß Geiler den positiven Boden des alten Kirchenwesens nie verlassen hat — wie er denn z. B. energisch dagegen wirkte, die Bibel den Laien in die Hand zu geben —, sowie daß selbst seine Predigten zum Theil wenigstens sogar als echt scholastische Producte sich manifestiren; trotzdem ist es nicht recht, ihn aus der Reihe der Vorläufer der Reformation zu streichen. Ein protestantisches Moment liegt gewiß schon in seiner anziehenden Originalität und in Folge dessen Popularität, durch die er gegenüber den langweiligen Predigern der alten Schule eine für seine Zeit seltene Wirkung erzielte. War er doch 1477 gerade dieser seiner mächtigen Predigtweise wegen nach Straßburg für eine von dortigen Bürgern nur für das Predigen freigeschaffene Stelle berufen worden, die er dann auch 33 Jahre bis an seinen Tod innebehielt. Und erregten doch seine jährlichen Badereisen stets im Volke die Besorgniß, er werde doch einmal einen der vielfach an ihn ergehenden Rufe nach auswärts annehmen. Aber seine Bedeutung geht noch weiter. Die großen sittlichen Uebelstände der Kirche damaliger Zeit waren es, die er, so fest er an ihrem Glaubensinhalt hing, aufs energischste und freimüthigste bekämpfte. Besonders that er dies in seiner so kühnen Predigt an den Bischof von Straßburg vor der Provinzialsynode von 1492 [1]).

Dieselbe schließt mit folgenden kräftigen Worten: „O seel'ger Bischof und Wächter, wach auf, reformir dein Kirch nach dem heiligen Evangelium, wart nicht auf des Papstes Brief und Sigel, Christus hat dir's genugsam vorgeschrieben, wach auf.“

Sein Ruhm wuchs in Folge dieses seines Eifers so, daß

---

gleichzeitiges Leben ausdehnt, was allerdings über 50 Jahre beträgt. — Warum Hense a. a. O. eine schon von Freiburg datirende tiefere Freundschaft leugnet, ist bei dem ausdrücklichen Zeugniß Wimphelings unbegreiflich.

1) Edirt 1492, 5 Blatt. Deutsch von Wimpheling 1513 fol. und in Geiler. sermon.

ihn 1492 auch der Kaiser in großer Versammlung hoher kirchlicher und weltlicher Würdenträger anhörte. Am Schluß dieser merkwürdigen Predigt appellirt er folgendermaßen ans Volk: „Liebe Freund, vor einem halben Jahr hab ich scharf darauf gedrungen, alle solche Laster zu reformiren, so haben sie's (nemlich die Bischöfe und Kirchenobersten) verstanden, sie sollens defendiren, derhalben geht alles noch also fort. Als ich aber unsern gnädigen Bischof Jesus Christus recht bericht hab, höre ich, so wird er andre Reformirer schicken, die es besser verstehen werden; sie sind schon auf dem Weg. Ich werd es nicht erleben, aber euer werden's viel sehen und erleben; da wird man mich gern haben wollen und folgen, aber da wird kein Rath noch Hilf mehr sein; daran woll Jedermann denken. Es muß brechen." [1])

Ja, mitunter streift er mit seinen wuchtigen Hieben auch nahe genug an Fleisch und Blut des alten Kirchenwesens selbst. So räth er einmal, in dem auch Wimpheling und später Luther anfänglich eigenen Wahn, der Papst kenne die Mißwirthschaft gar nicht, einen eigenen Boten nach Rom zu senden. Wenn dies aber nicht der Fall sei, wenn der Papst bewußt wider das göttliche Gebot Statuten mache, so sei man schuldig, ihm nicht zu gehorchen [2]). Aber er ging nicht nur in Worten vor, er legte auch selbst Hand an, nahm sich z. B. der Armen- und Gefangenenpflege an und arbeitete vor allem auch auf eine bessere Pädagogik hin. Dazu hielt er es für nöthig, den Schulmeistern an den Stiftern Straßburgs bessere Besoldung auszuwirken; ganz besonders

1) Specklin ad 1492 bei Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, Bd. I, S. 64 ff.

2) Geilers Postille, Bd. II, S. 4. — Andere höchst freimüthige und weitgehende Äußerungen siehe bei Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter (Erlangen 1841), Bd. I, S. 122 ff. — Wie wenig hiernach das Urtheil Zarnkes (a. a. O., S. 19) berechtigt ist, daß Geiler und seine Genossen nur kleine Mißbräuche, einzeln zu Tage kommende Auswüchse zu beschränken gewünscht und ihre Lebensthätigkeit gerade Stützung der Hierarchie gewesen, ist ersichtlich.

aber strebte er dahin, seiner lieben Stadt Straßburg eine öffentliche tüchtige Schule zu verschaffen, — ein Wunsch, dessen Erfüllung er nicht mehr erlebte. Desgleichen war er selbst stets bestrebt sich fortzubilden und hatte eine für damalige Zeit bedeutende Bibliothek angesammelt, die neben theologischen auch poetische und historische Bücher enthielt [1]).

Man wird aus dieser kurzen Skizze späterhin erkennen, wie ähnlich sich beide, Geiler und Wimpheling waren, ähnlich in ihren Schranken, ähnlich besonders aber auch in ihrem Vorgehen, zumal auch Geiler in seinem Privatleben ein Mann strengster Sittlichkeit war; ähnlich selbst bis auf Gedanken und einzelne Worte, unähnlich nur darin, daß der eine seinen Beruf auf der Kanzel, der andere auf dem Katheder suchte und erfüllte, der eine der Luther, der andere der Melanchthon des Elsasses. Dies Verhältniß wurde einst dort in Freiburg zwischen dem 19jährigen und dem 14jährigen Jüngling begründet, und daher bildet auch diese scholastische Hochschule einen Markstein im Leben unseres Autors.

V.

Wimpheling als Student in Erfurt (1468—1469).

Vier Jahre blieb Wimpheling in Freiburg [2]), während welcher Zeit er 1466 die Baccalaureatswürde in der Philosophie erlangte. Vielleicht hätte er sich noch länger hier aufgehalten, wohl gar sich dann gleich als Universitätslehrer dauernd niedergelassen, wenn nicht die Vorsehung ihm eine andere Bahn angewiesen hätte, die ihn aus den alten Gleisen heraus zu einem segensreicheren Dasein führen sollte. 1468 zersprengte nemlich eine plötzlich ausgebrochene Pestepidemie

---

1) Vgl. Beatus Rhenanus, Vita Geiler. bei Riegger, S. 66.
2) Riegger, S. 167 u. 419.

die ganze Universität. Derartige Unfälle waren damals an der Tagesordnung und scheint erst vom 17. Jahrhundert an jene entsetzliche Krankheit erloschen zu sein [1]). In manchen Fällen pflegte dann die Universität mit ihrem gesammten Organismus nach einem anderen nahen Orte zu flüchten und hier ruhig fortzuarbeiten. Mitunter aber, wahrscheinlich immer wenn die Epidemie sehr rasch und heftig auftrat, löste sich die Schule einstweilen auch ganz auf. Und so geschah es in diesem Falle. Wimpheling mußte sich also einen anderen Bildungsort suchen, was er sicher nicht ungern that, da gewiß die scholastische Unmanier seine durchaus praktisch angelegte Natur bereits abzustoßen angefangen hatte. Einige seiner Biographen lassen ihn nun zunächst nach Basel gegangen sein [2]). Allein für eine solche Annahme liegt nicht nur kein Grund vor, sondern eine doppelte Äußerung [3]) Wimphelings selbst läßt nur Erfurt als seinen nächsten Bildungsort zu. Zur Wahl dieser Universität bewog ihn, wie er selbst erzählt, das Zureden seiner Freunde (unter ihnen wohl auch Geilers) und der große Ruf, den diese Hochschule [4]) damals genoß.

Die Stadt Erfurt nahm nemlich bereits im 14. Jahrhundert unter den deutschen Städten eine bedeutende Stelle ein, theils wegen ihrer günstigen Lage und ausgedehnten Besitzungen, zu denen ein blühender Handel kam, theils wegen des in Folge davon gereiften kräftigen Bürgersinnes, der mehrmals auf Reichstagen seine Stimme geltend zu machen und

---

1) Riegger (Matric. rector., p. 1 sq.) weist für Freiburg viele Fälle auf bis zum Jahr 1576. 1563 zog die Universität nach Villingen. In Erfurt starben 1463 20 Lehrer an der Pest.

2) So Adam, Vit. theol. etc., p. 21.

3) Nicht nur die von Wiskowatoff citirte Stelle Riegger, S. 419 (vgl. S. 311), sondern vor allem die schon angeführte Äußerung aus der Diatribe, in der er ausdrücklich nur drei Universitäten nennt, unter denen, da Freiburg, Erfurt und Heidelberg in der Expurgat. und sonst sicher verbürgt sind, Basel nicht sein kann.

4) Vgl. über sie Erhard a. a. O., Bd. I, S. 156 ff. Jürgens, Luther bis zum Ablaßstreit (Leipzig 1846), Bd. I, S. 319 ff. 355 ff. Besonders Kampschulte, Universität Erfurt, 2 Bde. (Trier 1858).

die Bemühungen des Erzbischofs von Mainz, zur geistlichen Jurisdiction über sie auch die weltliche Oberhoheit zu fügen, zu vereiteln wußte. Nachdem sich nun auch allmählig bedeutende Geister von auswärts hierher gezogen, kam man gar bald auf den Gedanken, hier eine Universität zu gründen. Die von Papst Clemens VII. zu Avignon erbetene Erlaubniß wurde denn auch in der Stiftungsbulle von 1379 gewährt, die guten Erfurter aber in derselben eifrigst ermahnt, doch ja dem Gegenpapst Urban VI. nicht zuzufallen [1]). Aber letzterer siegte in dem weltgeschichtlichen Kampfe und so mußte die Concession nochmals bei ihm nachgesucht werden, die denn 1389 auch gewährt wurde. So mußte denn schon deswegen, weil gerade die Geburtsstunde dieser Hochschule von dem Verfall des päpstlichen Regiments erzählte, die Autorität Roms für dieselbe erschüttert sein. Dazu kam, daß die Geistlichen gerade in dieser Stadt es damals überaus arg trieben, indem sie z. B. einen ausgedehnten Weinhandel unterhielten und die größte Pflichtvergessenheit und Sittenlosigkeit offen zur Schau trugen. In Folge dessen war dort die Achtung vor dem geistlichen Stand bald ganz unter der Bürgerschaft geschwunden, was sich in täglichen Reibereien zwischen beiden Ständen documentirte [2]). Wenn es nun auch natürlich ist, daß selbst diese Anstalt vorerst im Ganzen und Großen der hergebrachten Richtung folgte, so mußte sie nach dem Angegebenen doch von vornherein ein anderes Wesen als etwa Wien und Heidelberg haben, einen mehr national-protestantischen Charakter tragen, zumal ihre ersten Lehrer von Prag und mit ihnen hussitische Strömungen kamen. Daher richteten sich gleich von Anfang die Blicke aller derer auf sie, die auf eine Geistesbefreiung Deutschlands damals hofften. In Folge dessen wurden während des ganzen 15. Jahrhunderts jährlich gegen 400 Studenten hier immatrikulirt, 1455 sogar 538, und im gedachten

---

1) Vgl. den Auszug aus dieser interessanten Urkunde bei Erhard, Bd. I, S. 161.

2) Kampschulte a. a. O., Bd. II, S. 108 ff.

Jahrhundert studirten 58 thüringische Fürsten und Grafen hier. Um die Mitte dieses Zeitraums erreichte sie eine solche Blüthe, daß oft über 2000 gleichzeitig hier den Studien oblagen und Luther die anderen Hochschulen gegen sie mit Recht „kleine Schützenschulen" nannte [1]). Ja, es entstand das Sprichwort: „Wer recht studiren will, der ziehe nach Erfurt." Besonders aber waren Schwaben, Elsaß, und von letzterem vorzugsweise Straßburg vertreten. Kein Wunder, daß wir unter den Schülern dieser mächtigen Anstalt auch Namen finden, die nachmals im großen Culturkampf zwischen Scholastizismus und Humanismus uns leuchtend entgegentraten, z. B. Rudolf v. Langen und der nachmalige Reformator der Heidelberger Hochschule Johann v. Dalburg, so daß Erfurt allerdings den Namen einer Mutter des Humanismus verdient. Sie wurde dies aber auch durch directes Vorgehen, indem sie gar bald die Schranken des bisherigen akademischen Unterrichts durchbrach und seit 1460 zum erstenmal in Deutschland aus Italien gekommene „Rhetoren" oder „Poeten" als Lehrer der schönen Wissenschaften aufnahm, welche letztere für die Pädagogik auch direct einflußreich wurden; denn sie wirkten eifrigst auch auf Verbesserung der Unterrichtsmethode hin, ja, der aus Florenz gekommene Publizius gab bereits practischere Schulbücher heraus. Noch mehr. Bald beschränkte sich jene Hochschule auch nicht mehr auf Einwirkung durch Belehrung, sondern ging durch entschiedene und offensive Betretung der neuen Bahn in Kurzem allen voran. So hält sie z. B. zur Baseler Synode gegen die römischen Anmaßungen, allerdings vorerst noch Hand in Hand mit den Schwesteranstalten zu Wien, Heidelberg und Köln; aber als die letztgenannten dann ins Gegentheil umschlugen, blieb sie doch der eingeschlagenen Richtung treu. Zwar hielten die ersten ihrer Vorkämpfer, z. B. ein Jacob v. Jüterbock, auch noch am kirchlichen Lehrgebäude fest und wollten nur eine sittliche Erneuerung; gar bald aber war man kühn genug, die

---

1) Kampschulte a. a. O., Bd. I, S. 25 und Luthers Tischreden, f. 415[a].

tiefer einschneidenden Consequenzen zu ziehen, und Johann von Wesel (1440—1460) rückte in seinem Buche „gegen den Ablaß" mit vernichtender Schärfe, die selbst einen Luther nicht selten an Kühnheit noch übertrifft, gegen das ganze Gebäude der römischen Hierarchie, gegen Bann und Ablaß, gegen Menschensatzung u. s. w. vor [1]), wofür ihm, dem Manne, der „Christum lobte, aber den Papst verachtete", Klosterhaft bis an seinen Tod wurde.

So wehte denn hier, wenn auch der volle Tag noch nicht angebrochen war, doch schon der frischere Morgenwind einer neuen Zeit.

Hierher, dem Zug der Zeit und seiner Heimath folgend, wandte sich Wimpheling im Jahre 1468. Leider aber war sein Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer und kann kaum ein Jahr betragen haben [2]).

Trotzdem dürfte Wiskowatoff irren, wenn er meint, dieser Erfurter Aufenthalt sei für seine Entwickelung nicht von nachhaltigem Einfluß gewesen. Zwar setzte er hier, wie er selbst angiebt, das angefangene Studium der Philosophie, d. h. also der scholastischen Disziplinen fort, — aber man erwäge doch nur den jugendlichen Eifer, mit dem der überhaupt so fleißige Mensch hier eingetreten sein wird, erwäge die freie wissenschaftliche Luft, die hier wehte, und dann dürfte selbst ein kurzes Jahr, während dem er mitten in ihr lebte, entscheidend gewesen sein. Gewiß aber muß ihm hier die Wichtigkeit und das Wesen des Humanitätsstudiums aufgegangen sein, dem er dann später mit solchem Eifer anhing.

Ferner ist es sehr wahrscheinlich, daß er schon hier mit Dalburg in Berührung kam, der gleichzeitig mit ihm hier studirte, da es sonst kaum zu erklären ist, daß ihn dieser später so genau kannte und zu seinen humanistischen Zwecken verwandte.

---

1) Vgl. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, Bd. I, S. 282—367 ff. und Walch, Mon. medii aevi Vol. 1, fasc. I, p. 111.

2) In der Expurgat. (Riegger) sagt er: „post multos menses" — also vielleicht nahe an ein Jahr, etwa 10—11 Monate.

Doch brauchen wir hier nicht bloß zu conjiciren; wir haben einen nicht zu übersehenden Anhalt in einer eigenen Äußerung Wimphelings, wo er von der „so berühmten" Erfurter Universität spricht, an die er noch (1512) denke, auf der alle Philosophie Studirenden lateinisch haben reden müssen [1]).

VI.

Wimphelings letztes Studium und erste Lehrthätigkeit in Heidelberg (1469—1483).

Die Veranlassung, daß er so bald Erfurt wieder verließ, war ein (brieflicher) Ruf seines Oheims, des Pfarrers in Sulce. Derselbe vertrat, wie wir sahen, Vaterstelle an ihm, und so gehorchte Wimpheling, in dessen Natur die Pietät tief begründet lag, wenn auch natürlich nur ungern. Der Onkel wollte ihn nemlich mit einer geistlichen Pfründe versorgen. Aus dem Zusatz bei Wimphelings Angabe, daß derselbe betagt, gichtleidend und gebrechlich gewesen, sowie daraus, daß er als einfacher Pfarrer kaum über andere Stellen verfügen konnte, darf man schließen, daß er ihm die eigene Stelle übertragen wollte.

„Als er aber sahe, daß ich noch schwach an Kräften und halbwüchsiger Statur sei, wies er mich nach Erfurt zurück, bis er mich wieder rufe, und gab mir ein Reisegeld.

Auf der Reise noch aber erkrankte ich sehr heftig und erreichte mit Mühe und Noth zu Wagen und auf fremden Schultern (die mich in den Wagen, an den Tisch und ins Bett tragen mußten) Speier.

1) Diatriba, fol. 4b. Wohl war das auch in Freiburg eingeführt, wie wir oben sahen; allein die Hauptsache ist, daß das Latein dort ein schlechtes, hier ein verhältnißmäßig besseres gewesen sein wird. Wo sollte auch Wimpheling sein wenigstens für damals recht leidliches Latein sich verschafft und die vielen Classiker, die er kannte, kennen gelernt haben?

Ich ziehe einen Chirurgen zu. Der aber mühte sich vergebens vom Ende des Herbstes bis Mitte Dezember mit meiner Heilung ab [1]).

Glücklicherweise, richtiger durch Gottes Gnade, war in meiner Herberge ein gelehrter und frommer Mann abgestiegen, der mir, als er mein Elend sah, eifrig zuredete und mich auch überredete, nach Heidelberg zu besseren Chirurgen und Aerzten zu gehen [2]). So gehorchte ich ihm denn, lasse mich theils zu Schiff, theils zu Wagen dahin schaffen und erlange durch ärztliche Kunst und göttliche Gnade meine Gesundheit wieder. Was sollte ich nun thun? Der Winter mit seiner ganzen Strenge war angebrochen, das Geld war für Wirthe und Ärzte aufgebraucht. Da redeten mir neuerworbene Freunde zu, gleich in Heidelberg an der Universität zu bleiben. Doch dies ohne Wissen und Willen meines Oheims zu thuen, war wider mein Gewissen. Daher legte ich denn die ganze Sache ihm brieflich vor. Er aber war gar nicht böse, sondern meldete mir vielmehr seine Freude darüber, daß ich durch einen Zufall gerade an Heidelberg gefesselt worden sei. Denn er hatte dort viele Jahre lang unter den vorzüglichsten scholastischen [3]) Lehrern den edlen Wissenschaften obgelegen. Und so sandte er mir freiwillig neue Baarschaft."

Von dieser Universität ist für den damaligen Zeitraum wenigstens nicht viel zu sagen. Mit Recht bemerkt Hense, daß er zu früh dahingekommen sei. Denn diese Hochschule, obwohl schon 1386 gegründet, stand doch noch vollkommen im alten

---

1) Man erinnere sich an das, was wir oben über das Studium der Medizin damals sagten, und man wird sich die Beschaffenheit der damaligen Ärzte denken können.

2) Nach dieser Beschreibung seiner Krankheit und weil er vorzugsweise Chirurgen consultirte, auch späterhin viel an Gicht litt, dürfen wir wohl annehmen, daß seine ungenannte Krankheit eine äußerliche, vielleicht eben rheumatische, gichtische gewesen, die er sich wohl auf der weiten Reise zugezogen.

3) Wimpheling sagt neoterici, das sind nicht Humanisten, sondern Nominalisten im Gegensatz zu den „alten" Realisten.

Unwesen fest und wurde erst 1482 unter Kurfürst Philipp, Pfalzgraf am Rhein, der ihr den bereits genannten Humanisten Johann Camerarius v. Dalburg zum Kanzler gab, klassisch regenerirt [1]).

So wird denn das Studium der Philosophie, das er nach eigener Angabe auch hier wieder vorerst betrieb, allerdings nochmals von den bisher tractirten formalistischen Wissenschaften sich nicht unterschieden haben. 1471 erlangte er darin die Magisterwürde. Nunmehr erst wandte er sich von dem allgemeineren Philosophiestudium seinem spezielleren Fachstudium, der Jurisprudenz und zwar dem in jener Zeit so begünstigten kanonischen Rechte zu, dem er zwei Jahre, bis 1473, oblag. Wohl dürfen wir annehmen, daß er auch diese Disziplin mit der ihm eigenthümlichen Treue [2]) und Gewissenhaftigkeit getrieben haben wird. Dennoch konnte er hierin keine wahre Befriedigung finden. Dazu war einmal Wimpheling selbst nicht angethan, denn seine ganze Natur wies auf das practische Leben und eine mehr religiös-moralische Sphäre hin, als die der Jurisprudenz überhaupt ist. Dann aber lag dies speziell am damaligen Stande dieser Wissenschaft, da auch sie damals gleich allen anderen, wie bereits angedeutet, im ertödtenden Formalismus aufging. Zum intellectuellen war aber auch hier der moralische Schaden gekommen, der in einer durch die unsinnige Erklärungssucht erzeugten jesuitischen Kasuistik und absichtlichen Verdrehung der Wahrheit und des Rechts, einer so zu sagen wissenschaftlichen Unredlichkeit sich zeigte und ein rabulistisches und habgieriges Advokatenthum großgezogen hatte. Kein Wunder, daß gar bald überhaupt alle tiefer angelegten Naturen sich von diesem Zerrbild des Rechts abgestoßen fühlten. So bricht z. B. Ulrich von Hutten in folgende ingrimmigen Worte aus: „Im ausschließlichen Besitz des Rechts dünken

1) Näheres über sie bei Erhard a. a. O., Bd. I, S. 156 und Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg.

2) Ein positiver Anhalt für diese Annahme dürfte auch das Urtheil des Erasmus in der Ep. ad Vlatten. sein: „pontificii juris peritiam cum theologiae scientia non infeliciter conjunxit“.

sich jetzt die beiden Kasten der Juristen und der Theologen. Die einen schwören auf Accursius, Bartholus und Baldus, die Glossatoren und Commentatoren des Corpus juris, die anderen auf Thomas und Scotus, Albertus und Bonaventura mit ihren Quästionen und Syllogismen; beide aber sind die Pest, die einen des Rechts und des Gemeinwohls, die anderen der Religion und Theologie."

Die einfache Grundlage sei durch massenhafte Commentare verdeckt, ein ursprünglich faßliches Studium in undurchdringliche Nebel gehüllt worden. „Die Juristen schießen jetzt wie Pilze an den Höfen empor und theilen die Schätze der Fürsten." Die einfachste Sache könne 20 Jahre zwischen 36 Doctoren hängen, während die Sachsen am baltischen Meere durch ihre alten Bräuche ohne Aufschub Recht sprächen [1]).

Auch der feinsinnige Mutian theilt diese Abneigung, wenn er in einem trefflichen Wortspiel sagt [2]): „Sie haben den Schatten nur des Rechts, nicht den Körper" (corpus juris). In ähnlichem Sinne äußerten sich und handelten Ulrich Zasius [3]) und die meisten humanistisch gebildeten Juristen jener Zeit, und von Eoban Hesse wird uns erzählt, daß er eines schönen Morgens die juristischen Bücher verkauft habe, die ihm sein Bischof zum Studium in Leipzig gekauft hatte, um wieder nach Erfurt zu gehen und dort die schönen Wissenschaften zu studiren.

Kein Wunder, daß auch unseren Wimpheling dies Studium „anekelte". Schien das Recht ihm doch zu sehr der subjectiven Willkür anheimgegeben. Vor allem aber hatte ihn das bisherige scholastische Studium zu wenig befriedigt. Es war ihm zu „eng" und zu „dürftig" gewesen. Um so weniger also konnte nun der Hunger seines Geistes von einer gleich formalistischen Disziplin gestillt werden, in der von höheren Gütern keine Rede sei, sondern es sich nur um Pfründen und

1) Vgl. die Widmung vor seinem Nemo an Crot. Rubianus, Opp. ed. Münch, II, p. 305.

2) Mut. epp. Mscpt. Francoford., ep. 257.

3) Stintzing a. a. O., S. 71 ff.

Stellen, um Prozesse und Klagen handele, was zwar ein recht gutes Brodstudium sei, wogegen aber seine Natur einen heftigen Widerwillen hege [1]).

So warf er sich denn nun mit innerster Neigung der Theologie in die Arme, indem er zugleich nach damaliger Sitte in der Philosophie als Lehrer auftrat, ja 1479 Dekan dieser Facultät, 1481 Rector der Universität wurde [2]). Überhaupt hatte er bereits eine Art Berühmtheit erlangt, so daß er mit vielen wissenschaftlichen Größen seiner Zeit briefliche Verbindungen unterhalten, ja für seinen Pfalzgraf Friedrich selbst mit Kaiser und Papst correspondiren konnte [3]). Besonders wichtig aber ist dieser Zeitraum, weil in ihm seine nachmals so ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit ihren Anfang nahm. Zunächst sind es noch Gelegenheitsschriften, mit denen er vor das Publikum tritt; unter ihnen aber ist für unseren Zweck bemerkenswerth die Rede über die heilige Katharina an die Heidelberger Studenten. (Die heilige Katharina war die Schutzpatronin der Artistenfacultät.) Dieselbe steht in Zusammenhang mit der 1482 durchgeführten humanistischen Reformation jener Hochschule und zeigt uns zum erstenmal unsern Autor als Humanisten. Aufs wärmste tritt er in derselben für das Studium der schönen Wissenschaften, vorzugsweise der lateinischen Classiker ein; doch zeigt sich schon hier auch wieder die Beschränktheit, die er nie überwand, ja die später nur immer schroffer heraustrat, daß er nemlich bloß die Redner

---

1) Expurgat. bei Riegger, S. 420.

2) Diese Angabe findet sich nicht in der Expurgatio, wohl aber in einem Briefe, Riegger, S. 281.

3) Diese Angabe findet sich nur bei Trithemius, Catal. ill. vir. Wiskowatoff liest wohl irrthümlich — da sich dafür gar kein anderer Anhalt findet — aus ihr heraus, daß er Secretär bei jenem Fürsten gewesen. Die Stelle läßt sich aber ebenso gut, anders interpunctirt, so auslegen, wie wir es oben thaten. Dann aber braucht er nicht offizieller Secretär gewesen zu sein. Hat er doch auch später für den Kaiser ohne besonderes Amt gearbeitet. Vielleicht hing diese seine Thätigkeit mit der bevorstehenden Reformirung der Universität zusammen.

und Historiker gelesen zu sehen wünscht (besonders Cicero und Quinctilian), dagegen die Poeten, die er später aus engherzig christlich-moralischen Gesichtspunkten von der Schule ausdrücklich ausgeschlossen sehen will, bereits wenigstens mit Stillschweigen übergeht [1]).

Nicht weniger charakteristisch ist noch eine seiner Handlungen aus dieser Zeit. Der Erzbischof Andreas von Krain hatte nemlich in Basel 1482 mehrere Artikel angeschlagen, in denen er ein allgemeines Conzil zur Reform der Kirche und zwar zunächst zur Absetzung Sixtus IV. auf eigene Faust in jene Stadt berief. Da fühlte sich Wimpheling berufen, für das bedrohte Ansehen des Papstes und die damit, wie er glaubte, überhaupt in Frage gestellte Existenz der Kirche einzutreten. Er schrieb zunächst gegen Andreas einen Widerlegungsbrief; damit nicht zufrieden, legte er in seiner Eigenschaft als Rector der Universität die betreffenden Artikel derselben vor. Diese, ein schlagender Beweis für unsere Behauptung von der illiberalen Haltung der damaligen Hochschulen, bewog ihn, sich beim Bischof von Worms für die Unterdrückung jener Artikel zu verwenden, die denn auch erfolgte. Diese Großthat erzählt er selbst [2]) mit dem bedeutsamen Zusatz: „Denn ich wußte, daß von dem Wohle des kirchlichen Oberhauptes das Heil des ganzen kirchlichen Gemeinwesens abhängt. Habe ich doch immer geglaubt und glaube es noch, daß aller Kirchen Mutter und Leiterin die Kirche zu Rom sei." Mit diesen Worten hat er sein kirchenpolitisches Credo ausgesprochen, dem er mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit unverrückt sein Leben lang anhing, und das ihn trotz vieler wahrhaft protestantischer Einzelansichten für eine Totalreformation jedes Verständniß nehmen und jede

1) Bruchstücke dieser leider verloren gegangenen Rede bei Burkhard, De ling. lat. in German. fat.

2) Bei Riegger, S. 281. Doch möge man zur Milderung seiner dort etwas stark ausgedrückten Ansichten erwägen, daß er die ganze Sache in einem Briefe an einen Papst und zwar zur Rechtfertigung gegen den von seinen Gegnern ihm gemachten Vorwurf, er sei ein Abtrünniger, darlegt.

Theilnahme unmöglich machen mußte. Denn, sollte der Leib heil werden, mußte man eben am Haupte anheben. Wimpheling aber ließ von dem Feldgeschrei der Fortschrittler jener Zeit: „Reform an Haupt und Gliedern" — bloß den zweiten Theil, Reform an den Gliedern, gelten. Daß er aber zur Durchführung seiner reactionären Ansichten auch noch solch unedler Mittel sich bediente, denunzirte, das steht, wie wir sehen werden, im Leben dieses sonst wahrhaft edlen Mannes nicht allein da und läßt sich nur aus der Heftigkeit seines Naturells erklären, die ihn im gegebenen Falle gegen alle besseren Eingebungen taub machte.

VII.

Wimpheling als Domprediger in Speier und im Zenith seiner Pädagogik (1484—1498).

Zum zweitenmal griff jetzt die Pest bestimmend in das Leben unseres Mannes ein. Dieselbe brach nemlich 1483 mit solcher Heftigkeit in Heidelberg aus, daß Lehrer und Studenten schleunigst die Stadt verließen. Wimpheling begab sich, jedenfalls von Sehnsucht nach der lange nicht gesehenen Heimath getrieben, besuchsweise nach Schlettstadt, zumal gerade die Hochzeit seiner Schwester stattfand [1]). Unterdessen aber kam die Stelle eines Dompredigers in Speier zur Erledigung. Da schlug ein Bekannter unseres Wimpheling, Andreas Brambach, ihn beim Bischof vor. Als nun nach sieben Monaten die Pest erloschen und Wimpheling zurückgekehrt war, so eilte Brambach herzu und setzte ihn von der auf ihn gefallenen Wahl in Kenntniß. Dieselbe aber kam unserem Wimpheling durchaus nicht gelegen.

„Ich fürchtete, daß ich den vielen Arbeiten an einer Domkirche, und zwar in einem so geräumigen Gotteshause, nicht

---

1) Vgl. Riegger, S. 172.

gewachsen sei, da mir die Natur einen gebrechlichen Körper und eine dünne Stimme gegeben hatte. Andreas aber dringt in mich, doch wenigstens auf Zeit die Amtsarbeiten dort zu übernehmen. Ich könne ja dann ganz gut, nach dem Vorgang anderer Heidelberger Gelehrten, die nur zur Probe sich in Speier aufgehalten und dann sich wieder nach Heidelberg zurückgewandt hätten, wieder dahin zurückkehren.

Da ich immer noch schwankte, da sagte er: ‚Ich beschwöre dich, liebster Jacob, dies Amt wenigstens um deiner Ehre willen anzunehmen. Denn deine Mitbewerber haben, um dir zu schaden, ausgesprengt, du seiest nicht ehelich geboren, sondern ein Priesterkind.‘ Die Veranlassung zu diesem Gerücht hat, wie ich glaube, der Umstand gegeben, daß ich (wie auch mein Neffe mir gegenüber thut) häufig meinen Oheim in meinen Briefen, wegen seiner Fürsorge für mich, Vater nannte. Ich, im höchsten Grade aufgebracht, reise, um die Ehre meiner rechtschaffenen Mutter zu retten, und den Makel, den man mir fälschlich zugefügt, abzuthun, nach Speier und lebe mich mehr und mehr in den Verkehr mit den trefflichen Priestern und Prälaten ein, die es denn auch dahin bringen, daß ich wegen öfteren Unwohlseins vom Predigen dispensirt werde und eine meinen Kräften angemessene Beschäftigung erhalte.“ [1])

Trotzdem daß er selbst dies berichtet, werden wir doch kaum annehmen, daß den allerdings leidenschaftlichen und rasch entschlossenen Mann nur der genannte Umstand zu einem so wichtigen Schritte bewogen habe. Vielmehr mag im letzten Grunde die Hoffnung, in diesem Amte seine auf sittliche und wissenschaftliche Hebung der Geistlichkeit abzielenden Lieblingspläne hier verwirklichen zu können, über alle Bedenklichkeiten gesiegt haben.

---

1) Expurgat. bei Riegger, S. 422. Man erinnere sich zu dieser Erzählung, daß nach kanonischem Gesetze kein mit irgend einem Makel Behafteter (3. Mose 21, 17 ff.), und demgemäß auch kein unehelich Geborener Priester werden durfte. Übrigens sieht man aus dieser Stelle, daß schmähliche Agitationen bei Besetzung geistlicher Stellen nicht erst neuesten Datums sind.

So siedelte er denn 1484 [1]) nach Speier über. Über den Erfolg seiner Wirksamkeit in diesem Amte erfahren wir zwar nichts, doch werden wir aus der ganzen Art des Mannes, seiner Gewissenhaftigkeit und Sittenreinheit, seiner lauteren Religiosität, seinem wissenschaftlichen Eifer, seiner populären Ausdrucksweise u. dergl. schließen dürfen, daß er sowohl auf Laien als Clerus nicht unbedeutenden Einfluß geübt hat, was man wohl auch daraus abnehmen kann, daß man ihn dort so lange zu halten suchte. Dennoch fühlte er selbst gar bald, daß er mit seiner Ergreifung des Berufes eines practischen Theologen einen Mißgriff gethan habe.

„Ich konnte jenes bekannte Wort: ‚Außerhalb der Universität giebt es kein Leben' — nicht aus dem Sinn bringen, und gar oft, ich gestehe es offen, überlegte ich hin und her, wie ich auf eine gute Art wieder nach Heidelberg zurückkommen könnte, aber der Bischof Ludwig sowohl wie der Propst Georg Gemmiger wußten mich bis ins 14. Jahr festzuhalten." Mit anderen Worten, seine Neigung zum Lehrberuf zog ihn zurück. Er war für die Jugend, nicht für die Erwachsenen geschaffen. Und wir meinen, daß sich diese Ueberzeugung ihm immer mehr aufdrängte, je mehr er bei der Verkommenheit der Laienwelt wie des Clerus in damaliger Zeit die Erkenntniß gewann, daß auf die Erwachsenen nicht mehr einzuwirken sei [2]), daß — und das ist so zu sagen der kirchlich reformatorische Hintergrund seiner Pädagogik — eine wirkliche Totalerneuerung (sittlich wie wissenschaftlich) nur von dem heranwachsenden Geschlechte ausgehen könne [3]). So werden wir denn, trotzdem daß im Ganzen seine 14jährige practisch-theologische Thätigkeit als eine verfehlte zu bezeichnen ist, doch dieselbe als eine heilsame bezeichnen dürfen. Sie ist es, die den Pädagogen, der bereits in ihm

1) Riegger, S. 189; vgl. mit der Angabe der Expurgat.: „in decim. quart. annum".

2) Vgl. seinen eigenen Ausspruch: „cum hac aetate refraenandi cleri nihil loci relictum sit", Expurg. bei Riegger, S. 423.

3) Vgl. seine „Adolescentia" in dem hinten von uns gegebenen Auszuge.

schlummerte, völlig wach gerufen, ihn nicht nur von der eigenen Bestimmung zur Schule, sondern von der großen Bestimmung der Schule überhaupt überzeugt hat. Ja, dies sein jedenfalls — wie wir aus seiner eigenen Angabe schließen (s. oben) — mit kirchlichen Arbeiten nicht allzu belastetes Amt gab ihm bereits Muße, schriftstellerisch für sein pädagogisches Ideal gegen das unzulängliche alte Schulwesen aufzutreten.

Nach zwei kleineren Schriften — einer Sammlung von Regeln für die Handhabung des Lateinischen aus älteren und neueren Schriftstellern, die wegen dieser ihrer Unselbstständigkeit noch nicht in Betracht kommen kann und einer gleichfalls für die von ihm erstrebte Umgestaltung des Schulwesens noch unwesentlichen Metrik — erschien 1497 ein größeres pädagogisches Werk von ihm, sein „Wegweiser für die deutsche Jugend" [1]), eine Methodik des Unterrichts für Lehrer. Diese Schrift ist die theoretische Hauptschrift der gesammten pädagogischen Arbeiten Wimphelings. In ihr ist seine ganze Pädagogik klar und umfassend dargelegt. Es sind aber vor allem drei Hauptpunkte, auf die dieselbe hingerichtet ist: 1) Verkürzung des bisherigen zu ausgedehnten und unnützen grammatischen Unterrichts, 2) Belebung desselben durch Wiedereinführung der Classiker, 3) Abzielung des gesammten Schulwesens auf practisch-moralische Tüchtigkeit des Schülers fürs Leben.

Freilich wie der eminente Vorzug, so zeigt sich auch die ganze eigentliche Schwäche unseres Wimphelings in diesem Werke. Denn von den Classikern will er die heidnischen Poeten fast ganz in kirchlicher Befangenheit und Einseitigkeit ausgeschlossen und an ihre Stelle in völligem Mangel an gutem Geschmack die verwässerten oder doch jenen gänzlich unebenbürtigen Poeten des früheren wie späteren Christenthums bis auf seine Zeit gesetzt wissen.

Trotz der in diesem Buche manifestirten Begeisterung für das Schulwesen aber, und trotz des enormen Beifalles, den sein

1) Siehe hinten das ausführlichere Excerpt aus dieser höchst interessanten und für die Geschichte der Pädagogik ungemein wichtigen Schrift.

Vorgehen fand, mochte den stets leidenden Mann gar oft wohl, wenn auch nicht ein Zweifel an der Hoheit jenes Berufs, so doch an der eigenen Befähigung oder wenigstens an der eigenen Kraft dazu überkommen, der, noch verstärkt durch die trübe Einsicht in die allgemeine sittliche Verkommenheit, in die sein Amt wohl manchmal tiefe Blicke ihm gestattete, ihn zeitweise des Lebens, wenigstens des practischen und öffentlichen, überdrüßig werden ließ und ihn mit vielen tiefer angelegten Naturen jener Jahrhunderte nach einem Leben in der Abgeschiedenheit von der Welt ausschauen und verlangen machte. Es lag eine solche einsiedlerisch-mystische Sehnsucht im Zug jener Zeit, wie sie überhaupt in jeder Periode voll wilder Gährung und Ungenüge, wo das Alte sinkt und Neues noch nicht zum Durchbruch gekommen ist, sich äußert. Bei unserem Wimpheling wurde sie noch genährt durch die Lectüre des „Lebens in der Einsamkeit“ von Petrarka [1]), seinem Lieblingsschriftsteller. Was konnte ihm also gelegener kommen, als daß ihn damals gerade der Domherr Christoph v. Utenheim aus Straßburg aufsuchte und ihn aufforderte, mit ihm ein Einsiedlerleben zu begründen. Sofort ging er auf den Vorschlag ein und traf auch ohne Weiteres mit einer ihm überhaupt eigenen Energie und Raschheit die nöthigen Anstalten zur Ausführung. Er reiste nach Mainz und holte sich bei den Einsiedlern im nahen Marienthal die eingehendsten Instructionen zur Einrichtung eines solchen Lebens [2]).

Aber die Vorsehung wußte es zu verhindern, daß ein für die Erneuerung des hochwichtigen Jugendunterrichtes so auserwähltes Rüstzeug sich dem practischen Leben entzöge. Denn kaum war er von seiner Instructionsreise nach Speier heimgekehrt, da gelangte die höchst ehrenvolle Aufforderung des Kurfürsten Philipp an ihn, an der humanistisch-reformirten

---

1) Expurgat. bei Riegger, S. 422; vgl. S. 305.

2) Übrigens ist es für die Beurtheilung Wimphelings nicht unwichtig, zu sehen, daß er weder damals noch bei späteren Einsiedlergelüsten, und trotzdem, daß er so oft die Gastfreundschaft der Klöster in Anspruch nahm, jemals auf den Gedanken kam, selbst in ein Kloster einzutreten.

Universität Heidelberg wieder ein Lehramt und zwar eben für die neueren Disziplinen zu übernehmen. Dem konnte der Pädagog in ihm unmöglich widerstehen. Der Menschenfreund, der Freund der Jugend war stärker als der Menschenfeind in seiner Brust [1]). Zwar nahm er den seiner innersten Neigung so sehr entgegenkommenden Ruf nur für so lange an, bis Utenheim die letzten Zurüstungen für die beabsichtigte Weltflucht getroffen haben würde. Allein das that er wohl nur der Form willen, um seinen Freund nicht zu beleidigen und in der Hoffnung, daß dieser ihn gar nicht oder doch erst nach längerer Zeit rufen möchte. Im anderen Falle würde er gewiß die Einladung gar nicht erst angenommen haben. Auf alle Fälle aber ist seine Einwilligung ein Beweis für die Stärke des pädagogischen Zuges in ihm.

VIII.

Wimphelings zweite Lehrthätigkeit in Heidelberg (1498—1501).

So legte er denn 1498 sein Predigtamt nieder und zwar ohne, wie es sonst wohl üblich war [2]), seine Einkünfte behalten zu können, und stattete vor allem wieder einmal seinem alten Oheim und väterlichen Wohlthäter in Sulce einen kurzen Besuch ab, auch während dieser Zeit, wie stets in seinem Leben, mit einer Arbeit beschäftigt. Er bereitete nemlich dort die Werke seines Freundes Peter Schott zum Druck vor [3]). Doch finden wir ihn schon im gleichen Jahre in Heidelberg, und zwar wird er im September in die philosophische Facultät wieder aufgenommen. Es wird uns aber nach früher Dar-

1) Dies deuten auch seine Worte in der Expurgat. an: „ad quod (scil. praeceptoris negotium) alioquin inclinatissimus eram“.

2) Vgl. Expurgat. bei Riegger, S. 423.

3) Riegger, S. 189.

gelegtem kaum auffällig erscheinen, daß er, der doch für einen humanistischen Lehrstuhl berufen war, hier mit Erklärung des Hieronymus beginnt. Sehen wir aus seinem „Isidoneus" doch, daß er nicht nur lateinische Classiker des silbernen auf gleiche Höhe mit denen des goldenen, sondern auch neben beide wieder die des christlichen Zeitalters setzt, ja aus moralischen Gründen die letzteren noch bevorzugt. Außerdem sagt er selbst, daß er auch noch über anderes gelesen habe, und dürfen wir wohl nach seiner „Adolescentia", wo er auch Stücke aus der Profanliteratur mittheilt und erklärt, annehmen, daß er auch darauf seine Lehrthätigkeit ausgedehnt habe. Ueberhaupt suchte er nach allen Seiten hin, vornemlich auch bei Fürsten und Vornehmen für wissenschaftlich-sittliche Ausbildung zu wirken. Denn gerade Wimpheling in seinem legalen Sinn verkannte die Bedeutung der Stellung und des Einflusses der Spitzen der menschlichen Gesellschaft nicht, war aber auch so freimüthig, die damalige Unwissenheit und Verkommenheit eines großen Theiles derselben zu erkennen und offen zu bekämpfen [1]). Diese ganz eigenartige pädagogische Wirksamkeit Wimphelings findet ihren beredtesten Ausdruck in einer kleinen, aber vortrefflichen Schrift: „Agatharchia", einer Art „Fürstenspiegel" [2]).

Am Wichtigsten aber ist dieser Abschnitt des Lebens unseres Wimpheling durch seine zweite pädagogische Hauptschrift: „Die Jugend" [3]), die er 1499 verfaßte. Dieselbe ist von der ersten wesentlich verschieden. Obwohl nemlich beide Bücher, „Der Weg-

1) Ausgezeichnet sind hier seine Worte in einem Briefe an Friedrich Camerarius v. Dalburg, den Bruder des mehrmals schon genannten Bischofs: „Allein ein gottgefälliger, tugendbegabter und mit hehrer Sittlichkeit ausgestatteter Sinn macht hochgeboren, vornehm und adelig. Denn wie nur der wahrhaft frei ist, den die Wahrheit frei gemacht hat, so ist auch nur der wahrhaft adelig, den die Tugend geadelt hat. Viele aber, die thörichten und entarteten Sinnes sind, die nichts Höheres, als was der Erde angehört, kennen, fabeln von einem Adelsglanz und einer Adelsehre von Geburt und beanspruchen dieselben vom Mutterleib an. O über einen solch schmählichen Ruhm!" Riegger, S. 314.

2) Siehe den Auszug im zweiten Theile.

3) Ebendas.

weiser" und „Die Jugend", sich in ihrem Inhalte dem Einzelnen nach mannigfach berühren, so haben sie doch völlig verschiedenen Charakter, Anlage und Zweck. Der „Isidoneus" ist theoretisch, die Jugend practisch, jener ein Handbuch für die Lehrer, diese vorzugsweise ein Lesebuch für die Schüler. Die letztere giebt nemlich ihrem bei Weitem größten Inhalte nach Stücke aus allen möglichen lateinischen Schriftstellern und verwirklicht so den Gedanken einer pädagogisch ausgewählten und angeordneten Anthologie, wie er sie nur als Wunsch und Bedürfniß im „Wegweiser" ausgesprochen. Die dort im Prinzip aufgestellte Belebung des grammatischen Unterrichts durch die Classiker führt er also hier durch, so daß jenes Buch als die Voraussetzung zu diesem, dieses als die Erfüllung von jenem erscheint.

So schien denn endlich unser Wimpheling in seinem Elemente zu sein und in der freieren und sicheren Sphäre der Hochschule eine Laufbahn vor sich zu haben, in der er für eine Wiederbelebung der Wissenschaft sich in der wirksamsten Weise hätte entfalten können; da wurde er plötzlich auch dieser Carrière wieder entrissen, — wie wir sehen werden, gegen den Schein nur zu noch größerem Segen für die Schule.

Denn durch die nun eintretende fast stete Veränderung seines Aufenthaltsortes und die mancherlei Kämpfe, die seiner nun warteten, wurde der Same einer gesunderen Lehr- und Erziehungsweise, den er bisher in seinen Schriften gesammelt hatte, durch ihn selbst und die persönliche Einwirkung auf die verschiedensten Träger des geistigen Lebens jener Zeit nach allen Richtungen hin ausgestreut [1]).

1) Denn wie er fast in allen seinen Schriften, soweit auch ihr Zweck davon oft entlegen ist, auf die Schule zurückkommt, so wird er es auch nicht haben lassen können, überall, wohin er in der Folge kam, mit Wort und That für sein Schulideal zu wirken.

IX.

Wimpheling in Straßburg als Privatmann. Erster (Murner'scher) Streit (1501—1503).

Das projectirte Eremitenleben schien nun doch noch in Scene gesetzt werden zu sollen. Denn plötzlich kam der Ruf Christophs v. Utenheim, es sei alles nun bereit, er solle nur kommen. Daß die Zurüstungen so lange Zeit beansprucht hatten, lag wohl mit daran, daß es nöthig war, nicht nur eine geeignete Gegend, sondern auch die nöthigen Mittel zum Unterhalt ausfindig zu machen, was seine Schwierigkeiten haben mochte.

Der tiefere Grund aber mochte der sein, daß Utenheim selbst mit seinem Entschluß einst nur einer momentanen Eingebung gefolgt war und nicht mehr den rechten Ernst zu dem Unternehmen hatte, wie sofort klar werden wird. Anders unser Wimpheling.

Kaum hatte er jenen Ruf vernommen, so legte er auch seine Lehrstelle nieder und eilte nach Straßburg, um dort die letzten weltlichen Geschäfte abzumachen.

Gewiß dürfte uns dieses Gebahren Wimphelings auffallen. Sahen wir doch, daß er wenige Jahre vorher nur sehr lau sich zu dem Project verhalten hatte und daß ihn seine Neigung eine ganz andere Bahn hatte vorziehen lassen.

Indessen die Sache dürfte sich uns erklären und der Verdacht der Unbeständigkeit [1]) für Wimpheling schwinden, wenn wir einen Blick in die damaligen Zustände auf der Heidelberger Hochschule werfen. In einer 1500 in einer Mariencapelle Heidelbergs vor Professoren und Studenten gehaltenen Rede [2]) „über die Verkündigung des Engels" spricht er unter An-

1) Daß weniger tiefblickende Beurtheiler diesen Verdacht wirklich hegten, das geht aus dem Anfang der „Expurgat." hervor.

2) Dieselbe findet sich in der ersten Ausgabe seiner „Germania" abgedruckt (1501), Riegger, S. 206.

derem auch von den scholastischen Streitigkeiten zwischen Theologen und Philosophen, die an der dortigen Universität ausgebrochen wären und Veranlassung zu den unangenehmsten Auftritten gäben. Er erwähnt dabei, daß dieselben selbst bis zu persönlichen Kränkungen und Verleumdungen ausarteten, daß besonders in Folge der gehässigen Ohrenbläserei die Fürsten gegen die Universitätslehrer aufgebracht würden, der Adel sie verachte, die Bürger sie haßten und die Jugend sich über sie lustig mache.

Wir werden nach diesen Worten nicht irren, wenn wir annehmen, daß diese Widerwärtigkeiten sich auch auf unseren Wimpheling ausdehnten, ja er gerade bei seinem Fürsten in Folge von Verleumdungen in Ungnade gefallen war — wie man denn ja auch später nicht an seine Zurückberufung denkt — und daß dies ihm Heidelberg verleidet habe, zumal er seiner Natur nach etwas empfindlich und leicht zu verletzen war.

Aber auch diesmal sollte er dem öffentlichen Leben, insonderheit der Schule, erhalten bleiben. Während er nemlich noch bei seinem alten Freunde Geiler v. Kaisersberg in Straßburg weilte, der letzten Weisung Utenheims gewärtig, kam von Letzterem ein Brief mit der überraschenden Nachricht, daß er sich zur Annahme der Bischofswürde in Basel habe bewegen lassen. Wimpheling möge dahin zu ihm kommen und ihm den dortigen Clerus reformiren helfen. Man kann hieraus abnehmen, wie wenig es auch Utenheim mit dem Eremitenleben Ernst war und wie stark auch ihn seine Neigung und Beruf ans practische Leben kettete. Man kann sich aber auch denken, wie aufgebracht Wimpheling über diese Veränderlichkeit seines Freundes sein mußte, um so mehr, da er mit Kaisersberg von der Unmöglichkeit, die verkommene Geistlichkeit zu heben, überzeugt war [1]). Daher konnte er sich denn auch nicht entschließen, nach Basel zu gehen, sondern wählte auf Kaisersbergs Zureden Straßburg zu seinem Aufenthalt, was dasselbe

1) Siehe die schon citirte Äußerung Wimphelings in der „Expurg.", Riegger, S. 423.

von da an auch im Wesentlichen bis zu seiner gänzlichen Zurückziehung vom öffentlichen Leben blieb. Daß er aber nicht wieder nach Heidelberg zurückkehrte, dies zu erklären, dürften wohl die oben angegebenen mißlichen Verhältnisse jener Hochschule angethan sein, die bereits seinen Fortgang von dort veranlaßt hatten. Auf alle Fälle aber dürfen wir uns darüber freuen, daß er nicht zurückgekehrt ist. So segensreich auch sein Wirken an der Hochschule wieder gewesen sein würde, so würde die von ihm ausgehende rationelle Pädagogik dann, wie wir schon im vorigen Kapitel andeuteten, immer nur der Hochschule zu Gute gekommen sein, für die in den bereits massenhaft herzuströmenden Humanisten Reformer, und zwar tauglichere, genug auftraten. Weit wichtiger aber war die Neugestaltung der eigentlichen Volksschule, als der Grundlage nicht nur des höheren Schulwesens, sondern eines gesunden Volkslebens überhaupt. Auf sie hin ging aber auch die eigentliche Befähigung Wimphelings. Ein Glück also war es, nicht nur, daß er der Hochschule entzogen, sondern daß er auch hineinversetzt wurde ins rege Volksleben einer der bedeutendsten freien Städte Deutschlands, wo der rechte Boden für eine Wirksamkeit im angegebenen Sinne bereitet war. Wir werden denn auch sofort ein Vorgehen seinerseits in dem angegebenen Sinne zu verzeichnen haben.

Er verfaßte nemlich hier in Straßburg, wo er sich bald im Wilhelmskloster in der Vorstadt, bald bei Geiler aufhielt, 1501 eine Schrift „Deutschland“, in der er sich an den Rath der Stadt Straßburg wandte, um demselben gegen die schon damals sich häufig geltend machenden französischen Agitationen im Elsaß den echt deutschen Charakter dieses Landes vor Augen zu führen. Wir lernen zwar aus dieser Schrift eine neue oder doch bisher weniger heraustretende Seite Wimphelings kennen, nemlich die patriotische, die von nun an fast allenthalben an ihm und zwar in wärmster, mitunter fast zu weitgehender Begeisterung sich geltend macht — gewiß auch schon eine Frucht der durch den Aufenthalt in der freien Reichsstadt gegebenen Anregung —; allein gerade für unseren Zweck ist

ein anderes Moment dieses Buches von ungleich höherem Interesse. Hat er nemlich bisher sich mehr bloß um das Innere der Schule gekümmert, so geht er jetzt auch zum Äußeren, zur Organisation, weiter, indem er der Stadt Straßburg positive, detaillirte Vorschläge zur Errichtung einer Mittelschule in der Art des modernen Gymnasiums macht. Diese Anstalt sollte nicht nur von der bisherigen Leitung der Schule durch die Kirche in der Hinsicht befreit sein, als sie aus städtischen Mitteln gegründet, in einem städtischen Gebäude untergebracht und von der Stadt mit von ihr geprüften Lehrern versehen, sondern insofern sie auch — im ausgesprochenen Gegensatz gegen die vor allem auf Heranbildung von Geistlichen berechneten Clerikalschulen — für die Unterweisung der städtischen Jugend, des Volkes im allgemeinsten Sinn, kurz eine wirkliche weltliche Schule werden sollte [1]).

Der Erfolg dieser so bedeutsamen Schrift war indessen nur theilweise ein befriedigender, indem der Rath zu Straßburg sie allerdings sehr beifällig aufnahm, ja dies sogar dadurch manifestirte, daß er dem Verfasser zwölf Goldgulden zustellen ließ, gleichwohl aber nichts that, um den vorgelegten Plan auch in Ausführung zu bringen. So wenig tieferes Verständniß, Würdigung und Entgegenkommen fand damals noch Wimphelings Streben nach einer rationelleren Volksbildung. Erst nach seinem Tode sollte sein Plan durch den thatkräftigen und aufgeklärten Jacob Sturm verwirklicht werden.

Im Mai 1538 nemlich erst wurde das auf weiter Grundlage errichtete Gymnasium zu Straßburg eröffnet [2]).

Doch nicht genug damit! Jenes von den edelsten Absichten beseelte Streben sollte unserem Wimpheling auch directe Anfeindungen zuziehen und ihn in die erste der Streitigkeiten verwickeln, die von nun an das Leben des alternden Mannes verbitterten. Der Mann, von dem dieser erste Angriff aus-

1) Siehe den ausführlicheren Auszug im zweiten Theil der Schrift.

2) Vgl. Schreiber a. a. O., S. 93 ff.; K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik, Bd. I (2. Aufl.), S. 228 ff.

ging, war der bekannte Thomas Murner [1]), geboren zu Straßburg im Jahre 1475. Seine erste Schulbildung hatte er jedenfalls in der lateinischen Schule des Barfüßerklosters zu Straßburg erhalten und war dann nach der bereits erwähnten Sitte jener Zeit auch in diesen Orden eingetreten. Seine großen geistigen Fähigkeiten bestimmten jedenfalls dann seine Oberen, ihn auf mehrere Universitäten zu senden, von denen er selbst Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien und Krakau nennt. In Freiburg hörte er bei dem später zu erwähnenden Locher, durch den er den schönen Wissenschaften gewonnen wurde, so daß er um 1500 im Franziskanerkloster zu Freiburg als Erklärer der Aeneide Virgils auftrat, für dieses sein „eines Klostergeistlichen unwürdiges Thun" aber mehrfach, besonders von Ulrich Zasius, angegriffen wurde. Ebenso erging es ihm, als er 1506 zu Worms vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt wurde, was man für einen Klostergeistlichen bedenklich fand. Dagegen behauptete Murner, daß auch um eine Kapuze sich Apollos Lorbeer winden dürfe.

Er ließ sich denn auch in der That nicht abhalten, in immer nachdrücklicherer Weise als Humanist vorzugehen und zwar zunächst zum Besten einer vernünftigeren Pädagogik. So brachte er die trockenen Regeln der lateinischen Prosodie auf ein Brettspiel, um so den Schülern die Aneignung leicht zu machen. Der Gedanke fand denn auch Anklang und das Büchlein wurde wiederholt aufgelegt. Dadurch ermuntert, verfaßte er auch ein Kartenspiel der Logik, weil er, wie er selbst erzählt, sich als Student überzeugt habe, wie leicht die Schüler durch die trockene Behandlung der Dialektik abgeschreckt würden. Diese Arbeit fand solche Bewunderung, daß man ihn in Krakau, wohin er sie mit sich nahm, anfänglich für einen Zauberer hielt. Auch behauptete dies Buch Jahrhunderte lang einen Platz unter den gebräuchlichsten Lehrmitteln. Ähnlich versuchte er selbst Justinians Institutionen in Bildern zu

1) Einige Notizen über ihn findet man ebenfalls bei Schreiber a. a. O., S. 160.

behandeln, obwohl mit weniger Erfolg. Desgleichen rührt von ihm die älteste Virgilübersetzung (Äneide) her. Gar bald aber dehnte er sein Wirken auch über die engen Grenzen der Schule hinaus, und zwar warf er sich auf das schon vor ihm von Sebastian Brant so glücklich behauptete Gebiet der Satyre, auf dem er mit vernichtender Schärfe die Gebrechen seiner Zeit, vor allem die der Geistlichkeit, zu geißeln wußte. Seine berühmtesten Schriften sind hier die bekannte „Narrenbeschwörung oder Schelmenzunft", „Mühle von Schwindelheim", „Gäuchmatt" (Narrenwiese) &c.

Das war der Mann, der unseren Wimpheling aufs nachdrücklichste angriff. Gewiß dürfte uns das Wunder nehmen, da er ja, wie wir gesehen haben, in Denken und Streben mit unserem Autor so Vieles gemein hatte, wie denn dies leider das häufigste und schlimmste Mißgeschick Wimphelings war, daß er von den eigenen Gesinnungsgenossen angefeindet wurde. War das, wie wir später sehen werden, öfters mehr die Schuld Wimphelings, so in diesem Falle lediglich die seines Gegners. Denn wie so oft bei solchen Naturen war in diesem Murner mit der glänzenden Gabe des Witzes ein frivoler Zug, etwas Dämonisches, Mephistophelisches verbunden, das, durch die stete und einseitige Übung und Anwendung der satyrischen Anlage auf Kosten der anderen und tieferen Seiten des inwendigen Menschen entfesselt und entzügelt, gar bald ohne Unterschied alles, auch das Gute, gegen die eigene Einsicht angriff und so einer völligen Charakterlosigkeit verfiel. Die Lust am Negiren, die größte Gefahr derartiger Geister, hatte er in sich großgezogen. So kam es denn, daß dieser Mann, der vorher die gewaltigsten Breschen in das alte Kirchenwesen mit seinen vernichtenden Pfeilen geschossen hatte, dann, als die Reformation auftrat, ihr hartnäckigster Gegner wurde [1]). In gleicher Weise verfuhr er

1) Am Bekanntesten von seinen hierher gehörigen Schriften ist die allerdings höchst bedeutende Satyre: „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat" (1522), neue Ausgabe von H. Kurz (Zürich 1848).

denn auch gegen Wimpheling. Eben noch hatte er aufs freundschaftlichste mit ihm verkehrt und im traulichen Meinungsaustausch gewiß wenigstens im Allgemeinen das Streben Wimphelings z. B. in Hinsicht der sittlichen und wissenschaftlichen Verkommenheit des Volks und namentlich der Geistlichkeit gebilligt [1]); da auf einmal macht er aus Anlaß der „Germania" Wimphelings gegen diesen seinen Freund Front mit einer Widerlegungsschrift, verspricht zwar demselben schriftlich, sie nicht in Druck zu geben, läßt sie aber perfider Weise doch 1502 erscheinen. Allerdings sucht er sich in derselben den Schein zu geben, als sei es ihm bloß um Widerlegung der unhistorischen Art zu thun, in der Wimpheling die Zugehörigkeit des Elsaß zu Deutschland bewiesen hatte, indeß sehen wir wohl ohne Weiteres ein, daß es etwas Bedeutenderes sein mußte, was ihn so in den Harnisch brachte. Und zwar dürfte seine Behauptung in jener Schrift: „Daß das von Wimpheling projectirte Gymnasium sogar gefährlich werden könne", uns auf die rechte Fährte führen. Durch Wimphelings Plan schien ihm in richtiger Erkenntniß die lateinische Schule seines Ordens, die er, wie wir sahen, einst selbst besucht hatte, und damit weiter sein ganzer Orden gefährdet. Es war aber nicht der Esprit de corps nur, der ihn dagegen ankämpfen machte, nein, Murner stand mit seinem durchaus unsittlichen und wüsten Leben und Treiben selbst trotz seiner die Unsittlichkeit bekämpfenden Satyren so tief im alten Unwesen, daß er eine wirkliche Erneuerung eher fürchten als wünschen mußte und gleichsam instinctiv wie der Nachtvogel die Kerze, zu bekämpfen getrieben wurde.

Unser Wimpheling aber dürfte uns nach dieser Darlegung auch im Lichte eines pädagogischen Märtyrers erscheinen.

Freilich soll damit die Art, wie er seinerseits den Streit führte, nicht entschuldigt werden. Denn in den kleinen Schriften,

1) Wir dürfen das wohl schließen aus Wimphelings Brief an Murner, Riegger, S. 213, wo er sagt: „venisti ad me, collocutus, multa bibisti et manducasti mecum" etc.

die er gegen Murner entsendet, läßt er es an Schimpfnamen und Schmähungen aller Art auch nicht fehlen. Unter anderen corrumpirt er den Namen Murner in Murnarr, was Luther später von ihm acceptirte. Indessen dürfen wir dies weniger unserem Wimpheling speziell als der allgemeinen Kampfesweise jener Zeit zur Last legen, die solche Waffen noch nicht für unwürdig hielt [1]).

Freuen aber dürfte es uns, daß schon hier die ganze oberrheinisch-elsässische Humanistenpartei, von edelstem Patriotismus erfüllt, für die „Germania“ Wimphelings eintritt und gegen jenen „Vaterlandsverräther“ mit den schärfsten Spottwaffen zu Felde zieht.

Doch sollte dieser Streit auch den Anstoß zu etwas noch Besserem geben. Die ganze Angelegenheit hatte Wimpheling gezeigt, wie wichtig doch die Geschichte sei, wie aber gerade in Deutschland ihr Studium noch so sehr darniederliege. Deshalb ging er daran, eine populäre Geschichte Deutschlands zu schreiben, die jenem Mangel abhelfen sollte. Da dieselbe nicht nur pädagogisch angelegt und durchgeführt ist, sondern Wimpheling selbst in der Widmung sie als ein Schulbuch bezeichnet, so dürfte dieser „Grundriß der deutschen Geschichte bis auf die Gegenwart“, der bereits 1502 vollendet wurde, aber erst 1505 erschien, ebenfalls in seine Thätigkeit als Schulmann einzureihen sein. So werden denn die Kreise seiner Pädagogik immer weiter, und gleich in der nächsten Zeit werden wir ihn selbst sich auch mit der practischen Erziehung beschäftigen sehen.

---

1) Man erinnere sich an die bekannten Witze Luthers mit Eck und später mit Dr. Kochlöffel, den er Doctor Rotzlöffel nannte.

Wie diese Waffen später sich gegen Wimpheling selbst kehren, werden wir unten sehen.

X.

Wimpheling in Basel und Freiburg. Practisch-pädagogische Thätigkeit in letzterer Stadt. Rückkehr nach Straßburg. Streit mit den Mönchen, Schwaben und Schweizern. (1503—1508.)

Nachdem der erste Groll Wimphelings über die Unbeständigkeit seines Freundes Utenheim sich gelegt hatte, wozu besonders wohl die Erwägung beigetragen haben mag, daß jener doch wohl so mehr nützen könne, zumal derselbe bereits energisch daran ging, mit der alten Liederlichkeit der ihm unterstellten Geistlichkeit aufzuräumen und unserem Wimpheling nur immer mit Bitten anlag, ihm bei diesem schweren Werke behilflich zu sein, so begab sich endlich Wimpheling 1503 zu ihm nach Basel, wo er denn auch gar bald sich durch Verabfassung von Synodalstatuten, die die Hebung des Clerus bezweckten, nützlich machte. Doch auch hier sollte er nicht lange Ruhe haben. Denn es kam ihm daselbst die freudige Nachricht, daß ihm eine längst versprochene Pfründe [1]) in Straßburg endlich wirklich von der Curie übertragen worden sei. So finden wir ihn denn im März 1504 wieder in Straßburg [2]). Doch sollte der arme Mann in seiner langgehegten Hoffnung schmählich getäuscht werden, und die Gemeinheit, die sich bei dergleichen Veranlassungen damals geltend zu machen pflegte, die er aber bisher nur vom Hörensagen kannte, auch an sich erfahren. Es gab nemlich damals eine große Anzahl Pfründenjäger, meist Juristen, deren Thätigkeit in nichts anderem bestand, als daß sie durch allerhand Kniffe die fettesten der erledigten Pfründen gegen die berechtigten Ansprüche Anderer an sich brachten, ja durch kostspielige Prozesse sogar Solche, die bereits eine Stelle inne hatten, öfters daraus zu verdrängen

---

1) Solche Pfründen, d. h. Stellen in einem Stiftscollegium, mit denen keine eigentliche Amtsthätigkeit, sondern nur ein Gehalt verbunden war, sollten eigentlich nur wissenschaftlich verdienten Männern zu ihrem Lebensunterhalte gegeben werden.

2) Dies Datum trägt ein Brief bei Riegger, S. 234.

wußten. Häufig waren das Menschen, die bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Rom durch die dort verrichteten oft niedrigsten Dienste (Hutten erzählt z. B. in seinen Briefen von Solchen, die sogar zu Stallknechten sich hergegeben hatten) sich die Gunst der kirchlichen Großwürdenträger erworben hatten und nun darauf sich steiften.

Dies waren die sogenannten „Curtisanen"; doch trieben Andere das Geschäft auch lediglich durch eigene List und Niederträchtigkeit.

Von Klagen über das auf diese Weise entstehende Unwesen der Cumulation der Pfründen, nach der ein einziger Mann die Einkünfte von 20 und mehr Domherrenstellen bezog, ohne auch nur eine Gegenleistung dafür darzubringen [1]), sind die Schriften aller Zeitgenossen erfüllt.

Auch Wimpheling ging daran, in einer in dieser Zeit verfaßten Schrift: „Vertheidigung des geistlichen Standes", dieses schamlose Wesen, das eben auch ihn geschädigt hatte, offen darzulegen und zu bekriegen.

Denn kaum hatte er dort in Straßburg seine Ansprüche geltend gemacht, als er erfuhr, daß der Dekan der betreffenden Kirche, auf die seine Anweisung lautete, ein bereits berüchtigter Pfründenjäger, damit umgehe, auf alle Fälle die in Frage stehende Stelle an sich zu ziehen.

In Folge dessen verzichtete er, da er weder Lust noch Kraft hatte, den Kampf mit einem so geriebenen Gegner aufzunehmen, freiwillig darauf. Dafür wurde ihm gleichzeitig eine andere Freude zu Theil. Es wurde ihm nemlich der höchst ehrenvolle Auftrag, die Studienleitung zweier vornehmer Jünglinge aus Straßburg, die die Universität Freiburg bezogen, zu übernehmen. So hatte er denn nun Gelegenheit, seine in seinen Schriften niedergelegten Erziehungsmaximen auch practisch zu verwerthen.

Es muß ihm demnach eine solche Offerte sehr willkommen gewesen sein, was er auch selbst bestätigt, wenn er

---

1) Vgl. Wimpheling, De integritat., c. 2.

als 62jähriger Mann bekennt, daß er sich noch immer leicht überreden lassen würde, selbst auf eigene Kosten befähigte Jünglinge auf die Universität zu begleiten [1]).

Wir dürfen aber weiter auch annehmen, daß das, was nicht immer der Fall ist, daß nemlich ein guter Schultheoretiker auch ein tüchtiger Schulpractiker ist, doch bei unserem Wimpheling zutraf, und daß er die ihm anvertraute Aufgabe aufs beste erfüllte.

Denn der eine dieser seiner Zöglinge ist der nachmals für seine Vaterstadt, wie für die gute Sache im Allgemeinen so bedeutende und durchaus vortreffliche Jacob Sturm. Auf wen aber dürfte man das Bibelwort mit mehr Recht anwenden als auf den Lehrer: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen"?

Doch sollte auch dieses ihm gewiß so ganz zusagende Stillleben bald eine Trübung erleiden. Im Jahr 1505 erschien nemlich eine Schrift Wimphelings „Über die Sittenreinheit" [2]). Dieselbe hat allerdings zunächst nur theologisches Interesse, indem sie von den Eigenschaften redet, die ein rechter Geistlicher haben muß. Indessen findet sich in ihr eine Stelle, die Veranlassung zu einem höchst bedeutsamen Kampfe werden sollte. Er redet nemlich dort von dem Übelstand, daß sich die Geistlichen seiner Zeit in einer Weise gegenseitig anfeindeten, wie kein Bauer mit seinesgleichen thue [3]). Vor allem häßlich sei das Verhalten der Klosterleute gegen die Weltgeistlichen. Es sei so weit gekommen, daß die Mönche Niemanden achteten, der nicht die Kapuze trüge, und daß die Meinung aufgekommen sei, daß die Weisheit nur in der Mönchskutte stecke [4]). Dem hält er denn nun entgegen, daß gerade der, auf den sie sich als ihren geistigen Ahnherrn stützten, Augustin, niemals Mönch gewesen sei [5]). Alle Orden, die ihn zu den Ihrigen zählten,

1) Expurgat., Riegger, S. 425.

2) De integritate.

3) c. XXX: „non sic mordet agricola agricolam".

4) „sapientia latet in cuculla".

5) Die directe Veranlassung zu dieser Episode seines Buches war,

seien erst später gegründet worden. Und wenn sich dieselben auf die angeblich augustinische Schrift „Sermones ad eremitas" beriefen, so müsse er darauf erwiedern, daß diese Schrift gar nicht von Augustin sei. Es habe überhaupt zu allen Zeiten und in allen Fächern berühmte und wissenschaftlich tüchtige Männer gegeben, die alle nicht Mönche gewesen seien, ja gerade die Weltgeistlichen hätten immer viel mehr geleistet als die Klosterleute.

Dieser kühne Angriff brachte die ganze Mönchssippe, voran die Augustiner, in den ungeheuersten Aufruhr. Denn nicht nur daß sie gerade in jenem ihrem Dünkel aufs tiefste verletzt waren, sie mochten, wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, instinctiv ahnen, daß nicht nur die Außenmauern, daß vielmehr die Citadelle der alten Hierarchie selbst getroffen und erschüttert worden sei. Denn die naheliegende Consequenz aus dem Satze Wimphelings: daß man fromm und tüchtig sein könne auch außerhalb des Klosters, war doch die, daß man der Klöster überhaupt nicht bedürfe, ja im Grunde war hiermit schon der große protestantische Grundsatz gegeben, daß nicht äußerliche Cäremonieen und dergleichen, sondern nur die rechte innere Beschaffenheit den wahren Menschen und Christen ausmache, eine Theorie, die die ganze alte eben in Äußerlichkeiten verirrte Kirche in Frage stellen mußte.

Natürlich regte sich dieser Instinkt auch in der Gegenpartei, der Partei aller derer, die eben mit dem alten üblen Wesen nicht zufrieden waren und eine Erneuerung anstrebten, und so erhoben auch sie sich in Massen, um unserem Wimpheling helfend an die Seite zu treten.

So haben wir hier das interessante Schauspiel, daß sich aus einem Gelegenheitsstreite ein großer Prinzipienkampf entwickelt, in welchem sich die ganze damalige Zeit in zwei große Heerlager trennte mit dem Schlachtruf: hie das Alte — hie

---

wie er selbst in der Elegie an Julius II. angiebt (Riegger, S. 287), ein zwischen den Augustinern und den Wilhelmiten in Freiburg darüber ausgebrochener Streit, welcher von ihren Patronen der vorzüglichere wäre, ein Streit, der bereits viele Jahre währte.

das Neue. Dies Schauspiel hat sich in der Folge noch öfters wiederholt. Auch der Reuchlin'sche Streit ist bekanntlich von einer an sich unbedeutenderen Sache ausgegangen, ja selbst die Reformation wuchs aus dem anfänglich nur nebensächlichen Ablaßhandel auf dieselbe Weise zum Weltentscheidungskampfe empor. Von all' den ihr gleichsam als Vorpostengefechte vorausgegangenen sogenannten humanistischen Streitigkeiten ist der Wimpheling'sche Augustinerstreit aber der erste der Zeit nach, unser Wimpheling demnach der erste Vorkämpfer und Märtyrer des neuen Geistes aus den Reihen der deutschen Humanisten; eine Wahrnehmung, die es uns freilich nur um so mehr beklagen lassen muß, daß unser Autor auf der so heldenmüthig betretenen Bahn nicht später weiter vorgedrungen, sondern, wie wir bald sehen werden, leider sogar zurückgegangen ist.

In diesem Kampfe wich und wankte er jedoch, wie bei Allem, was er als Recht einmal erkannt hatte, nicht, machte sich vielmehr bald nach dem Erscheinen jener Schrift, in richtiger Voraussicht der kommenden Dinge, zum Widerstande bereit. Das Erste, was er that, war aber, daß er im Sommer 1505 Freiburg, wo die beiden Mönchsparteien, in deren Streit er sich mit seiner Schrift gemischt hatte, gemeinsame Sache gegen ihn machten [1]), verließ und in die Mitte seiner Freunde nach Straßburg, das bereits ein Sammelpunkt der Fortschrittler und eine Trutzburg des neuen Geistes zu werden anfing, sich zurückzog, um hier in der sicheren Behausung des einflußreichen und vornehmen Ritters Martin Sturm, des Vaters seines Zöglings (ein Umstand, der wohl beweisen dürfte, daß man mit seiner Erziehung zufrieden war) den drohenden Angriff zu erwarten.

Und er sollte nicht lange warten. Massenhaft tauchten an den verschiedensten Orten Gegner auf, um mit Wort oder Schrift ihn zu bekämpfen, allen voran sein alter Widersacher Thomas Murner. Um die Bekämpfung möglichst allgemein

---

1) Vgl. Riegger, S. 172: „cuperem istic diutius morari, si modo tutus essem“.

zu machen, schrieb man sogar deutsch gegen ihn [1]), und um ihr Nachdruck zu sichern, rückte man ohne Weiteres mit dem schweren Geschütz der Beschuldigung der Ketzerei vor, ja begnügte sich nicht, Volk und Clerus allenthalben aufzuwiegeln, sondern wagte es auch, eine eigene Anklageschrift bei Papst Julius II. einzureichen, die denn auch ihren Zweck insofern erreichte, als der so wohlverdiente Mann wirklich vor das päpstliche Forum nach Rom citirt wurde. Bereits sprach man auch schon vom Scheiterhaufen, den das Buch sammt seinem Verfasser verdiene.

Indessen auch Wimpheling und seine Anhänger blieben nicht unthätig. Rasch nach einander ließ er mehrere Schriften erscheinen, in denen er zwar die Mönche zu beruhigen sucht durch die Versicherung, daß er nicht geglaubt habe, sie durch seine Darlegungen schädigen oder auch nur erzürnen zu können, zugleich aber auch bei seinen Behauptungen stehen bleibt, ja sie in geistreicher, gelegentlich auch ironisch-sarkastischer Weise noch zu erweitern sucht. So sagt er z. B. einmal: wenn die Klostermauern an sich das Wissen erzeugten, warum seien denn dann nicht längst schon die dort gefütterten Pferde, Maulthiere und Esel lateinische Rhetoren und Dialektiker geworden? [2]) Wie weit er aber trotz dieses seines Beharrens auf der einmal ausgesprochenen liberalen Ansicht davon entfernt ist, die Kirche selbst in ihrem Lehrgebäude angreifen zu wollen, und wie wenig er selbst ahnt, daß er dies im Grunde doch wirklich schon gethan hat, davon giebt sein gleichzeitiges ängstliches Bestreben Zeugniß, den gegen ihn aufgetauchten Verdacht der Ketzerei abzuweisen und seine vollkommenste Rechtgläubigkeit darzuthun. Freilich dürfte dasselbe zum Theil wenigstens auch aus einiger Furcht vor der Verurtheilung durch die kirchliche Oberbehörde entsprungen sein, die bekanntlich damals in solchen

1) Riegger, S. 306.

2) De vita et miracul. Joa. Gerson etc. (auf der Leipziger Universitätsbibliothek in einem Sammelbande). Übrigens ist ein diese Stelle enthaltender Theil der Schrift bei Riegger, S. 279 abgedruckt.

Fällen gar leicht ohne große Untersuchung zu erfolgen pflegte. Denn diese seine Betheuerungen finden sich in einem Brief an den Bischof Albert von Straßburg [1]) und in zweien an den Papst selbst.

In dem zweiten der letzteren [2]) betont er übrigens auch, um von der bereits erfolgten persönlichen Citation nach Rom loszukommen, seine Kränklichkeit (Podagra und Asthma) und den Umstand, daß er nicht reiten könne.

Den bereits alternden, vielfach umhergeschleuderten, von allen Seiten bedrohten und in Folge dessen eingeschüchterten Mann, mit dessen schwächlichem, elenden Körper und ganzer geistiger Anlage übrigens von Natur eine gewisse Ängstlichkeit verbunden war, mochte es beim Gedanken an die Reise nach Rom ergehen wie dem Fuchs vor der Höhle des Löwen; er sah viele Spuren seiner Vorgänger hinein-, aber keine wieder herausführen.

Beides aber, Unerschrockenheit gegen seine Gegner, Demuth gegen seine Oberen, würden ihn schließlich doch nicht gerettet haben, wenn nicht seine zahlreichen hohen Freunde ihren ganzen Einfluß in die Wagschale gelegt hätten. In Folge dessen ward endlich die Citation cassirt, die ganze Streitigkeit niedergeschlagen und den Mönchen Schweigen auferlegt [3]).

Die erbosten Mönche aber konnten noch lange nicht zur Ruhe kommen. Noch nach 1513 schreibt einer seiner Freunde über ihn, daß ihre Wuth so weit gehe, daß er selbst in der Kirche seines Lebens nicht sicher sei und sich deshalb an den Papst Leo X. gewendet habe [4]).

---

1) In seinem Buche: Contra quendam, qui se Franciscum Schatzer appellat etc. Hier findet sich auch der erste Brief an den Papst. (Beide auszugsweise bei Riegger, S. 281 u. 282.)

2) Vollständig abgedruckt bei Riegger, S. 286 ff. Dieser Brief ist übrigens in Form einer Elegie (50 Distych.) verfaßt.

3) Wiskowatoff giebt keinen Beleg dafür an. Ich finde denselben in ep. CLXVIII des Erasmus, London, 31. März 1515. (Erasm. Opp., Lugdun. Batav. 1703, tom. III.)

4) Dieser Brief sammt der Elegie Wimphelings ist abgedruckt bei

In derselben Zeit aber warteten unseres Mannes auch noch andere, wenn auch in ihren Wirkungen weniger weitgehende Streitigkeiten, die aber für ihn insofern verhängnißvoller waren, als sie ihm nicht Ruhm bringen, wie der eben durchgefochtene, sondern vielmehr einen Schatten auf ihn fallen lassen. Denn in ihnen kämpft er nicht mehr gegen die Gesellen der Finsterniß, sondern gegen die eigenen Lichtgenossen. Die liberale Seite, die unbedingt an ihm zu finden ist, tritt überhaupt von nun an leider mehr zurück, um mehr und mehr dem conservativen Zug, der gleichzeitig in ihm gegeben war, Platz zu machen, ein Umstand, der, wie wir sehen werden, das eigentliche Unglück seines Lebensabends ausmacht.

Das Erste, was hier zu nennen ist, ist eine Unannehmlichkeit mit den Schwaben, deren schlechte Aussprache des Latein er schon früher in seinem „Wegweiser" gerügt [1]) und denen er später sogar Unwissenheit vorgeworfen und ihr Land ein barbarisches genannt hatte. Gewiß war die Absicht Wimphelings hierbei eine gute. Er strebte eben eifrigst nach einem durchaus guten Latein, gut auch in der Aussprache, deren Unreinheit ja, wie er im „Wegweiser" darthut, oft zu groben Irrthümern führte. Allein — und das ist auch eine ihm eigenthümliche Schwäche — in seinem leidenschaftlichen Eifer ließ er sich doch zu einer Uebereilung hinreißen, indem er Allen Schuld giebt, was eine große Anzahl gar nicht traf. Denn in Schwaben wohnten damals eine ganze Menge der tüchtigsten Humanisten.

Dieselben rüsteten sich denn auch schon, gegen den unbesonnenen Angreifer loszuziehen, als er, durch einen Brief Heinrich Bebels aufmerksam gemacht, durch eine „Entschuldigungsepistel" noch schnell die drohende Gefahr abwandte (1506).

Eine ähnliche Unbesonnenheit brachte ferner die Schweizer gegen ihn auf. Wir sahen ja schon bei der Besprechung seiner

---

Riegger, S. 427. Zwar tragen beide Schriftstücke kein Datum, indessen giebt der Name Leo X. einen Anhalt zur Bestimmung wenigstens des Minimaltermins.

1) Siehe den Auszug daraus im zweiten Theile.

„Germania“, welch ein glühender Patriotismus unserem Wimpheling eigen war, der ihn schon damals verleitete, seine im Grunde ja richtige Behauptung, daß das Elsaß ein deutsches Land sei, mit zum Theil unhaltbaren Beweisen zu stützen. Als er nun 1504 in Basel weilte [1]), traten ihm ganz von selbst die Schweizer Verhältnisse näher. Nun war es aber nur natürlich, daß er in der eben angeführten nationalen Befangenheit ein Verständniß für den großartigen Befreiungskampf jenes Volkes nicht haben oder finden konnte, vielmehr ihre Lostrennung vom Reich als einen treulosen Abfall ansehen mußte, zu dem — vielseitig, wie er war — sein Eifer ihn trieb, nicht zu schweigen, sondern in einer etwa 1505 geschriebenen Schrift „Gebet für den Frieden der Christenheit und dafür, daß die Schweizer wieder zu sich kommen“ dagegen aufzutreten; und zwar that er dies in einer so heftigen und beleidigenden Weise, daß es die größte Erbitterung unter jenem Volke hervorrufen mußte. Und dieselbe blieb denn in Wirklichkeit auch nicht aus. Man verlas die Schmähschrift in öffentlicher Senatssitzung, verbreitete sie unter das Volk, und schickte sich an, sie nicht etwa schriftlich, sondern mit dem Schwerte zu widerlegen [2]).

Trotzdem aber, daß er auf diese Weise von allen Seiten angelaufen wurde, und wie man glauben sollte, genug zu thun gehabt hätte, nur all' den Angriffen zu begegnen, wie er es that, so versäumte er gleichwohl auch seine friedlichen Lieblingsbeschäftigungen nicht. Insonderheit nahm er jetzt wieder die historischen Studien auf und gab 1507 unter Anderem eine Geschichte („Katalog“) der Straßburger Bischöfe heraus. Ja gar bald wandte er sich auch dem wieder zu, woran sein ganzes Herz hing, der Erziehung der Jugend.

1) Merkwürdigerweise fixirt Wiskowatoff das Abfassungsjahr der gleich zu nennenden Schrift richtig auf etwa 1505, und kann gleichwohl bei der Frage nach der Veranlassung derselben nicht auf die von mir hier aufgestellte so nahe liegende Conjectur kommen.

2) Stintzing a. a. O., S. 357.

XI.

Wimpheling in practisch-pädagogischer Thätigkeit zum zweiten Mal in Freiburg, zu gleichem Zweck dann in Heidelberg. Locher'scher Streit. (1508—1510.)

Bis zum Jahr 1508 blieb Wimpheling im Hause seines Gönners Martin Sturm, bis ihm von Seiten des letzteren abermals der ehrenvolle Antrag gemacht wurde, die Studienleitung eines seiner Kinder zu übernehmen. Es war dies Peter Sturm, der ebenfalls in Freiburg studiren sollte, wohin denn auch 1508 unser Wimpheling sich mit ihm begab, um zwei Jahre daselbst zu bleiben. 1510 kehrte er dann zwar nach Straßburg zurück, allein nur für so kurze Zeit, daß er nicht einmal den bereits am 10. März desselben Jahres erfolgten Tod seines Freundes Geiler miterlebte [1]). Doch besuchte er ihn wenigstens noch einmal, wobei Geiler ihm das Versprechen abnahm, den gleich nachher zu schildernden Kampf durchzuführen. Dann machte er sich ohne Verzug auf, um mit seinem Zögling Peter Sturm [2]) und einigen anderen ihm unterdeß noch anvertrauten Jünglingen die Universität Heidelberg zu beziehen, da er nach dem scholastischen Unterrichte zu Freiburg nunmehr die hier zu erlangende humanistische Ausbildung für nöthig halten mochte [3]). Es mochte nebenbei aber auch die eigene Neigung unseren Wimpheling hierher ziehen. Denn nicht nur, daß er ja selbst einst in der schönen Zeit des auf dieser Hochschule erwachenden Humanismus hier als Lehrer gewirkt und den liebgewonnenen Ort seitdem nicht wieder gesehen hatte; was ihm Heidelberg noch theurer machen mußte,

---

1) Er sagt ausdrücklich: „vita functum audivi"; Riegger, S. 100.

2) Wiskowatoff nennt ihn fälschlich (gegen die eigene Angabe Wimphelings in der Expurg. bei Riegger, S. 425) Paul, als ob er nach Heidelberg wieder einen anderen Sohn des Ritters geführt habe.

3) Wir schließen das aus den in der Expurg. zu findenden Worten: „haud temere Petrum e Friburgo transferendum etc.", Riegger, S. 425.

war der Umstand, daß damals gerade eine ganze Anzahl seiner Freunde und Gesinnungsgenossen sich dort niedergelassen hatte, so besonders Joh. Vigilius (Wacker) und Pallas Spangel, bei welch letzterem er sogar Wohnung nahm [1]). Bei ebendemselben lernte er auch den erst 13jährigen Melanchthon kennen und wird gewiß an dem talentvollen und sanften Knaben, der ja von der Vorsehung berufen war, das pädagogische Erneuerungswerk Wimphelings weiter fortzuführen, großes Gefallen gefunden haben, zumal er vielleicht die ihm vielfach verwandte Natur in demselben bereits erkennen mochte.

Von diesem festen Freundeskreise umgeben, fühlte er sich ermuthigt, nun endlich den großen Kampf zu beginnen, der ihm schon lange am Herzen gelegen, besonders aber, wie wir sahen, durch den Besuch bei dem sterbenden Geiler nahe gebracht worden war. Um denselben, der nicht nur für die Charakteristik unseres Autors, sondern auch für die Geschichte der Wissenschaften und der Pädagogik von größter Wichtigkeit ist, recht zu verstehen, müssen wir vor allem den Gegner unseres Wimpheling in diesem Streite uns näher ansehen.

Jacob Locher [2]) ist geboren zu Ehingen im südlichen Wür-

---

1) Vgl. Melchior Adam, Vit. theolog., p. 32 und Expurg., Riegger, S. 425.

2) Über ihn gab es bisher nur eine zum Theil recht dürftige, dazu sehr seltene Monographie von Zapf, Nürnberg 1802 (das von mir eingesehene Exemplar befindet sich auf der Hamburger Stadtbibliothek). In der Wiskowatoff'schen Schrift über Wimpheling ist, wie schon erwähnt, über ihn nur Weniges und nur aus der Gegenschrift Wimphelings Entnommenes gegeben, was darum natürlich an Einseitigkeit und Entstellungen leiden muß, wenigstens gewiß als eine genügende wissenschaftliche Darstellung schon wegen der Nichtbenutzung der Schriften Lochers selbst nicht gelten kann. Erst neuerdings ist eine nach den letzteren bearbeitete Monographie über ihn erschienen, die zwar knapp gehalten, aber mit großem Fleiße und treffenden Urtheile verfaßt ist und so das bleibende Verdienst hat, eine große Lücke in der Geschichte jener Zeiten wirklich ausgefüllt zu haben. Es ist dies die schon mehrmals citirte Schrift von Prof. Dr. Hehle (Ehingen 1874). Übrigens dürfte eine kurze Zeichnung Lochers hier um so mehr am Platze sein, als auch er ein nicht unbedeutender Schulmann war.

temberg aus angesehener Familie im Jahre 1471. Nach dem Besuch der lateinischen Schule zu Ulm, studirte er zunächst zu Basel, wo der Unterricht eines Sebastian Brant in humanistischem Sinne einen bleibenden und bestimmenden Eindruck auf ihn machte. Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Hochschule zu Freiburg, die wegen ihres noch im Alten befangenen Wesens ihm nicht behagen konnte, wandte er sich nach Ingolstadt, wo der Humanismus bereits sich Bahn gebrochen hatte und bald durch Conrad Celtis zur vollsten Entfaltung kam. Letzteren hat Locher hier, wenn auch nur kurze Zeit, noch gehört. Nachdem derselbe aber gar bald Ingolstadt schon wieder verlassen, konnte diese Hochschule, die nun wieder vorwiegend scholastisch besetzt war, auch unsern Locher nicht mehr halten.

Mächtig zog es ihn hin nach der alten Heimath der klassischen Studien, nach Italien, wo er hoffen konnte, an der Quelle seinen dürstenden Geist besser zu befriedigen, als es an den zum Theil immerhin noch seltenen und dürftigen Abflüssen in Deutschland geschehen konnte.

In fröhlichster Wanderlust durchzog er nun das ganze Wunderland, studirte zu Bologna, Pavia, Ferrara, Venedig, Florenz und Rom, vor allem aber in dem von Deutschen hervorragend frequentirten Padua, wo er neben den Studien auch den studentischen Vergnügungen mit vollstem Behagen oblag und selbst in allerhand schon damals unter den Musensöhnen übliche Krawalle mitverwickelt wurde. Doch versuchte er sich auch hier schon in kleineren Dichtungen und nahm den ihm wahrscheinlich von seinen Freunden beigelegten Namen „Philomusus“ an. Sofort nach seiner Rückkehr, um 1494, ging er daran, sich an der wissenschaftlichen Neugeburt Deutschlands zu betheiligen, indem er als Lehrer der Rede- und Dichtkunst an der Universität Freiburg auftritt. Unter seinen damaligen Zuhörern war auch der uns bereits bekannte Thomas Murner, der ihn so verehrte, daß er ihn noch 1509 „Fürst der deutschen Dichter“ nannte. Überhaupt fand sein schönwissenschaftlicher Unterricht viel Beifall, und selbst Fürsten kamen ihn zu hören. Außerdem wirkte er von da an 25 Jahre lang

auch mit der Feder für die gute Sache und hat uns etwa 40 Schriften, besonders Dichtungen, hinterlassen, unter welch letzteren sich sogar mehrere Dramen befinden.

Für die Geschichte der Pädagogik sind freilich seine prosaischen Schriften bedeutender; denn wir finden hier vorzugsweise Arbeiten, die für die Schule berechnet sind, so eine „neue Grammatik" und zwei Compendien der Rhetorik, dann verschiedene Classikerausgaben, zum Theil mit Commentar, so besonders seine Ausgabe des Horaz, die vor allem das Verdienst hat, die erste in Deutschland erschienene Horazausgabe zu sein. Hierher gehört auch seine lateinische Bearbeitung des „Narrenschiffs" von Sebastian Brant, insofern nicht nur ein Wimpheling das Gedicht in dieser Gestaltung für die Schulen empfahl, sondern dasselbe in Wirklichkeit auch vielfach Eingang gefunden, überhaupt erst nach der Übertragung in die damalige Weltsprache seinen Gang über die ganze Erde gemacht hat.

Die meisten dieser Schriften erschienen rasch nach einander schon in den Jahren des ersten Auftretens Lochers in Freiburg (so die „Neue Grammatik" 1495, das „Narrenschiff" 1497, der „Horaz" 1498), so daß er schnell eine große Berühmtheit erlangen konnte. So kam es, daß er 1497, noch nicht 26 Jahre alt, vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt wurde, ja im nächsten Jahre in Folge eines höchst ehrenvollen Rufes als lector in poësi nach Ingolstadt übersiedeln konnte.

Hier befand er sich denn eine Zeit lang außerordentlich wohl. Denn nicht nur, daß man ihn von Seiten der Regierung so hoch schätzte, daß man seine Staatsbesoldung immer von Zeit erhöhte, es gelang ihm auch, durch die Begeisterung und das Geschick, mit dem er in den schönen Wissenschaften unterrichtete, auch hier wieder einen großen Schülerkreis um sich zu sammeln, in dem abermals hohe Namen glänzten.

Doch war es vorauszusehen, daß das nicht immer so bleiben konnte, sondern durch Collisionen mit seinen akademischen Collegen bald eine Trübung würde erleiden müssen. Die Schuld daran trugen allerdings zunächst die letzteren selbst. Denn wenn auch, wie wir sahen, das alte scholastische Unwesen auf

dieser Hochschule durch Celtis u. A. bereits einen gewaltigen Stoß erlitten hatte, so gehörte doch immer noch die Mehrzahl ihrer Lehrer demselben an. Diese konnten natürlich die Berufung und ungemeine Begünstigung des noch dazu so jungen Mannes durch den Staat wie von Seiten der Studenten nicht gern sehen, und wenn sie auch, wie Locher erzählt, Anfangs freundlich gegen ihn sich gebährdeten, so mußte natürlich bei den geringsten Anlässen Seitens des Gegners der mühsam verhehlte Haß hervorbrechen. Und an solchen Provocationen ließ es denn Locher auch nicht fehlen. Dazu war schon sein ganzes Naturell angethan. Er war, wie uns bereits die Betrachtung seines bisherigen Lebens gezeigt haben wird, ein überaus lebhafter, energischer, leidenschaftlicher Mensch, ein stürmischer, bahnbrechender Charakter und in Folge dessen — wie alle solche Persönlichkeiten — rücksichtslos und provocirend, aller Vermittlung und Versöhnung, allem faulen Frieden vor völliger Vernichtung der Gegner abhold, ja des Kampfes, gleichsam als des Elementes zur Entfaltung seiner vollen Kraft und zur Bethätigung seiner Bestimmung, durch Niederreißen des Alten einem Neuen vorerst Platz zu machen, bedürftig. Solche Persönlichkeiten müssen vorhanden sein in den Zeiten jeder weltgeschichtlichen Neugestaltung, um zuerst mit schonungsloser Hand die alte Form zu zerbrechen und die neuen Umrisse genial hinzuwerfen, die dann weichere und mildere Naturen auszufüllen berufen sind. Daher finden wir solche Gestalten auf allen Wendepunkten der Weltgeschichte, gleichsam das männliche Prinzip des Fortschritts, hinter dem her dann meist sofort schon das weibliche, das den Bruch glättende, die Negation mit positivem Gehalt erfüllende Element folgt. Ohne die ersteren würden auch die letzteren Persönlichkeiten trotz ihres, ja gerade wegen ihres positiveren, also auch conservativeren, immer noch nach dem Guten und Haltbaren im Alten schauenden Charakters nichts ausrichten, so wenig hinwiederum die Ersteren ohne diese Letzteren ein bleibendes Resultat zu erzielen im Stande sind. Es mag bei dieser Ge-

legenheit hier schon angedeutet sein, daß eben die oberrheinisch-Elsässer Humanistenpartei solcher rücksichtslos kühner Bahnbrecher entbehrte und in ihr das so zu sagen positiv-liberale Element vorherrscht und daß sie daher immer wieder ins Alte zurückfallen mußte. Besonders ist unser Wimpheling ein lebendiger Beleg dafür.

Dagegen hätte aber auch die andere deutsche Humanistenpartei, die nach jener folgte, am Ende doch nichts erreicht, wenn nicht hinter ihr wieder positivere Naturen einhergeschritten wären, eine Behauptung, für die ein Ulrich v. Hutten und in der Reformationszeit die Schwarmgeister treffende Beweise bieten.

Es ist weiter natürlich, daß solche propugnatorische Charaktere für den gemüthlichen Verkehr mit Anderen meist wenig Anlage haben, daß ihnen etwas zum Widerspruch Geneigtes, gleichwohl aber selbst den Widerspruch Anderer nicht Ertragendes anhaftet, das nicht selten die eigenen Gesinnungsgenossen, wenigstens jene milderen Naturen, abstößt [1]). Dies zeigte sich auch bei unserem Locher, bei dem das provozirende Moment noch durch einen in Folge der erlangten Auszeichnungen und des Jugendübermuthes in ihm emporgediehenen Stolz [2]) bis zum Unerträglichen gesteigert wurde. Natürlich mußte davon der auch den Scholastikern eigene Unfehlbarkeitsdünkel aufs tiefste verletzt werden. Hierzu aber kam noch ein Umstand. Solchen die Bande eines alten Unwesens zu zersprengen bestimmten Naturen liegt es auch nahe, sich selbst von allen Gesetzen, auch denen der Moral und Anständigkeit, zu dispensiren und, zügellos in öffentlicher Wirksamkeit, auch ein dissolutes,

1) Es ist bekannt, wie oft der treue Mitarbeiter Luthers, Melanchthon, sich von Ersterem verletzt fühlte.

2) Bei Hehle finden sich wiederholt ergötzliche Proben dieser maßlosen Eitelkeit; so ließ er zum Beginn seiner Vorlesungen läuten, ja ließ sich in seiner maßlosen Heftigkeit selbst zu persönlichen brutalen Mißhandlungen seiner Gegner fortreißen. Hehle a. a. O., Thl. II, S. 14 ff. Übrigens war solche Selbstüberschätzung dieser ganzen humanistischen Fraction eigen. Hehle, ebendas., S. 4.

wildes Privatleben zu führen. Sie sind eben noch nicht im Stande, die nur formal angestrebte Freiheit zu einer realen, inneren zu erheben. So haben wir bei der kühneren Partei der deutschen Humanisten das merkwürdige Schauspiel, daß dieselben Leute, die die sittliche Fäulniß ihrer Gegner aufs heftigste angreifen, in ihrem eigenen Leben dieselben sittlichen Gebrechen aufzeigen. Dies tritt uns entgegen bei einem Hutten u. A., vor allem aber auch bei Locher.

Natürlich mußte auch dies wieder die Gegner reizen und zwar die ebenfalls unsittlichen, weil diese ihre Widersacher, von denen sie so wegwerfend sich bekämpft sahen, nicht besser fanden als sich; die sittlich-strengen aber (und auch solche hatte, wie wir gleich sehen werden, die alte scholastische Richtung, wenn auch nur vereinzelt aufzuweisen), weil diesen jene Inconsequenz ihrer Gegner als ein Beweis der Lebensunfähigkeit ihrer Theorie erscheinen mußte. So gab es Veranlassung zur Feindschaft gegen Locher genug, die denn auch gar bald sich Luft machen sollte. Vor allem aber war es eine Persönlichkeit, in der sich dieselbe gleichsam incorporirte. Es war dies Georg Zingel [1]), in allen Dingen das Gegentheil unseres Locher. Derselbe war zwar ein tüchtiger, aber eben nur in der alten Weise tüchtiger Theolog, dem alles Verständniß für die neue Richtung, insonderheit für das klassische Heidenthum, fehlte; ein ehrenwerther, sittenstrenger, gewissenhafter Mann, dem jedoch jeder kühnere Flug des Geistes völlig abging, sehr gelehrt aber beschränkt, wohlwollend aber mißtrauisch und intolerant gegen Andersdenkende. Es darf als ausgemacht angesehen werden, daß Zingel einer der tüchtigsten und besten der damaligen Vertreter der Scholastik — das beweist schon seine Carrière — aber auch jeder Zoll ein Scholastiker war. Dazu kam noch, daß jener jung, dieser (geboren 1428) bereits ziemlich betagt war und außerdem durch eine 33jährige Wirksamkeit als erster theologischer Professor, während welcher Zeit er

1) Die richtigere Beurtheilung dieses vielgeschmähten Mannes ist erst neuerdings von Hehle, Thl. II, S. 6 angebahnt worden.

einunddreißigmal Dekan und endlich ständiger Vizekanzler geworden war, ein bedeutendes Selbstbewußtsein besaß.

So kamen denn hier in dem alten Pedanten und dem jungen Sausewind zwei harte Steine zusammen; hier gab es keine Versöhnung, kein Nebeneinanderbestehen; hier mußte einer weichen und bei dem großen Einfluß des greisen Vizekanzlers konnte das nur Locher sein, der denn auch 1503 wieder nach Freiburg zurückwanderte. Hier war es denn, wo er zum erstenmal mit dem damals dort ja aufhältlichen Wimpheling, den er bisher wohl auch schon, aber nur aus seinen Schriften kannte, persönlich zusammentraf. Anfangs nun mußte der Verkehr Beider nothwendig ein freundschaftlicher sein [1]). Denn da trat natürlich bloß die allgemeine Richtung heraus, die bei Beiden die gleiche war. Vor allem werden sie sich in der Begeisterung für einen rationelleren Jugendunterricht gefunden haben. Doch waren beide Männer in Wesen und speziellerem Ziel zu verschieden, als daß die Freundschaft eine dauernde hätte sein können, wenn auch die letzte Veranlassung zum Ausbruch der Feindschaft uns nicht mehr bekannt ist, jedenfalls aber in irgend einer Parteinahme Wimphelings für Zingel gelegen haben muß. Wimphelings sittliche Natur mußte von der nicht selten frivolen Art Lochers abgestoßen werden, besonders aber mußten im Punkte der Poesie ihre Ansichten auseinandergehen, wo Wimpheling ja die heidnischen Vertreter derselben fast ganz verwarf, Locher sie dagegen wieder über alles Maß hinaus erhob.

Durch die beiderseitige Heftigkeit mußte der Zusammenstoß natürlich ein um so härterer werden. Trotzdem hatte die Sache vorläufig keine weiteren Folgen, da ja Wimpheling Freiburg bald wieder verließ. Doch sollte die Angelegenheit trotzdem bald in ein neues Stadium treten.

Locher hielt nemlich auch in Freiburg keine Ruhe und

---

1) In der am 3. März 1505 edirten Schrift Wimphelings „De integritate“ findet sich eine Zuschrift und ein Gedicht Lochers, das des höchsten Lobes gegen Wimpheling voll ist.

mußte deshalb auch diese Hochschule 1506 verlassen, hatte aber das Glück, in Ingolstadt wieder angenommen zu werden, da der Herzog Albrecht von Bayern ihm wohlwollte. Hier war es aber nun, wo er nach mehreren von Freiburg aus erlassenen schriftlichen Angriffen auf Zingel in einer direct, jedenfalls speziell gegen diesen gerichteten Schrift, indirect einen Hauptschlag gegen die ganze scholastische Theologie führte [1]).

Freilich war er gewissermaßen dazu gereizt worden. Ein gewisser alter, in der Schrift nicht genannter Theolog, der aber jedenfalls nach allen dort gegebenen Andeutungen wieder Zingel war, hatte, wahrscheinlich in Mißmuth über die abermalige Berufung Lochers, sich das derbe, aber der Art jener Zeit angemessene [2]) Wortspiel erlaubt und die Musa „Mula“ [3]) Mauleselin genannt, womit er die den Scholastikern und, wie wir sahen, auch einer Anzahl Humanisten, z. B. Wimpheling eigene engherzige Ansicht ausdrücken wollte, daß die Poeten völlig unfruchtbar und unnütz seien. Das Wortspiel war übrigens direct auf den nach den Musen beibenannten (Philomusus) Locher gemünzt.

Derselbe gab nun in der erwähnten Schrift den Schlag zurück, indem er — und das ist der Kern der Schrift und das, was auch Wimpheling so aufbrachte — auf einem vortrefflich ausgeführten Tableau einen Maulesel darstellt, hinter demselben einen scholastischen Theologen, der den von dem Thiere

1) Vitiosa sterilis Mulae ad Musam etc. Comparatio et seq. Dies höchst interessante Buch erschien 1506. Es gehört heutzutage zu den größten Seltenheiten. Ein vorzüglich schönes Exemplar, welches den Eindruck macht, als ob es eben aus der Presse gekommen wäre, befindet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek. Ein anderes, ebenfalls gut conservirtes, das noch den Vorzug hat, daß ihm gleich die ebenfalls überaus seltene Entgegnungsschrift Wimphelings angeheftet ist, auf der Hamburger Stadtbibliothek.

2) Man erinnere sich an Wimphelings Verdrehung des Namens Murner in Murnarr u. A. (s. oben).

3) Der Maulesel galt, als ein aus einer Kreuzung entstandener Bastard, für zeugungsunfähig (so schon bei Herodot) und wurde in damaliger Zeit häufig als Sinnbild der Unfruchtbarkeit gebraucht.

eben produzirten Unrath mit einer Futterschwinge auffängt. Im Texte werden dann die alten Theologen Mauleseltheologen (mulotheologi) genannt und die Nutzlosigkeit ihres alten Formalismus, dagegen der Segen der Poesie nachgewiesen. Dieser Angriff auf die Scholastik, so kühn und rückhaltlos, wie bisher kaum noch einer gewagt worden war, mußte natürlich vielfachen Widerspruch erfahren. Dieser ging aber merkwürdigerweise gerade nicht von den eigentlichen vollen Vertretern des Alten, am wenigsten von dem hochbetagten Zingel aus, der auch auf die früheren Angriffe Lochers nie selbst geantwortet, sondern sich durch seine Freunde hatte vertreten lassen, sondern kam von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet, von den oberrheinischen Humanisten unter ihrem Haupte Wimpheling [1]). Indessen bei näherer Betrachtung wird man dies nur natürlich finden. Denn trotzdem, daß jene Partei die Mängel der Scholastik wenigstens für die Schule, theilweise auch für die Kirche erkannte [2]), so konnte sie sich doch noch nicht zu der Kühnheit des Blicks erheben, der die momentane Erscheinungsform der Kirche von dem Wesen derselben zu unterscheiden versteht. Diese Scheidung, die allein zu einer wirklichen Reformation von Grund aus, zu einer totalen Zurückführung aus der verkommenen Wirklichkeit zur Höhe der religiösen Idee bringen konnte, aber auch bringen mußte, ist eben Luther völlig eigen gewesen und bezeichnet seine wahre Größe, wenigstens die Grundlage derselben. Wir finden sie aber auch schon bei der jüngeren Humanistenpartei, soweit dieselbe nicht, wie es bei manchen ihrer Mitglieder der Fall war, vom antikirchlichen zum antireligiösen Standpunkt sich verirrte. Unter ihnen ragt besonders Locher [3]) hervor, der gerade in jenem Buche und sonst noch unzähligemal die

---

1) Wimpheling giebt in der „Expurg." selbst an, von seinen Freunden zum Vorgehen gegen Locher ermuthigt worden zu sein.

2) So Wimpheling selbst in dem Dedikationsbrief vor dem „Isidoneus", wo er die scholastische Predigtweise angreift.

3) Dies gegen die ungenaue und ungerechte Darstellung bei Wiskowatoff, S. 48 ff., der von einem Haß gegen die Theologie ꝛc. spricht.

alte Theologie, zu der er sich bekennt, von der Scholastik zu scheiden weiß. Jene um Wimpheling sich gruppirende Elsässer Partei aber identifizirte noch immer zu sehr die damalige Kirche mit der Religion an sich und da sie auf letztere ein überaus hohes Gewicht legte, so kam sie in die völlig haltlose Stellung, einen Angriff auf die erstere, mit der sie doch selbst nicht zufrieden war, nicht dulden zu können. Diese Zwitterstellung war das eigentliche Unglück der Partei; daher kam es, daß sie es zu keiner bedeutenderen Wirkung brachte und bald vergessen wurde; daher erwuchs aber auch ihr tragisches Geschick, das Geschick der Halben an großen Wendepunkten, von rechts und links — weil keiner Seite angehörig — Anfeindung zu erfahren.

Dieser Standpunkt war es denn also, der unsern Wimpheling zur Vertheidigung einer Sache, die er selbst einst angegriffen, und dabei zu extremen Behauptungen brachte, die das Lichtbild, das wir aus seiner Pädagogik empfingen, leider bedeutend trüben.

Die ganze Sache mochte ihm freilich, wie dies natürlich war, selbst nicht recht zusagen. Daher blieb er Anfangs noch ruhig, wenigstens begnügte er sich damit, zwei kleine Arbeiten Anderer für die Theologen gegen die Poeten zu veröffentlichen. Vielleicht hätte er dann ganz geschwiegen, wenn nicht sein Freund Geiler, den der obige Tadel gleichfalls trifft, ihn wiederholt und noch auf dem Todtenbette an die Erfüllung dieser heiligen Pflicht, wofür er die Erwiederung in Consequenz seines Standpunktes ansehen mußte, gemahnt hätte [1]), eine Mahnung, die, nachdem Geiler bald darauf gestorben war, für den pietätsvollen Wimpheling doppelt wirkungsvoll werden mußte. So erschien denn um die Mitte des Jahres 1510 seine „Vertheidigung der scholastischen Theologie gegen das schändliche Libell des Philomusus" [2]). Der Inhalt dieser

1) Vgl. Contra turpem Philom., c. I und siehe Vita Geileri bei Riegger, S. 109 u. 110.

2) Dies allerdings seltene Buch befindet sich, wie schon erwähnt, auf

Schrift gipfelt in dem Satze, daß die Dichter, mit Ausnahme der christlich-religiösen, nutzlos, ja schädlich und daher zu verwerfen seien, was unter Anderem damit bewiesen wird, daß Gott selbst den Meisten unter ihnen, wie Äschylus, Homer, Euripides, Sophokles u. A., einen schmählichen Tod bereitet habe. Eben so ausschreitend wie dieser Angriff auf die Dichter ist seine Vertheidigung der scholastischen Theologie, indem er z. B. nachzuweisen sucht, daß schon Christus, ja der Prophet Maleachi, sich der scholastischen Kunstgriffe bedient habe. Denn dieselben seien die besten Mittel, die Wahrheit der Religion zu beweisen. Jede rechte Theologie bedürfe daher der dialektischen Hilfsmittel. Völlig gegen seine Überzeugung, wie er sie in den meisten seiner Schriften ausgesprochen hat und der offenkundigen Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagend ist es, wenn er die damaligen Theologen sogar gegen die von Locher ihnen gemachten sittlichen Vorwürfe zu vertheidigen sucht, indem er deren von aller Welt gekannten Laster einfach wegleugnet. So behauptet er, keinen seiner theologischen Zeitgenossen zu kennen, der jemals der Habsucht beschuldigt worden wäre. „Wo hätte jener Versifex es je gesehen, daß die Theologen entweder ihren Clienten Geld ausgepreßt oder daß sie nach einer Anhäufung von Pfründen gestrebt hätten! Bei welchem Theologen hätte er je einen Aufwand an Pferden, an Pomp und dergleichen bemerkt, außer bei denen, die durch väterliche Erbschaft das Vermögen dazu hätten!“ [1]) Wahrlich, man wäre versucht, an Ironie zu denken, zumal wenn man

---

der Hamburger Stadtbibliothek, desgleichen auch auf der Tübinger Universitätsbibliothek, es ist also immerhin nicht so ungemein schwer zu erlangen, wie Wiskowatoff es darstellt.

1) Wir beschränken uns hier auf diese wenigen charakteristischen Sätze, indem wir für weitere Information auf das ausführliche Referat Wiskowatoffs, S. 153 ff., verweisen, da diese Schrift Wimphelings kein direct pädagogisches Interesse hat oder doch seine Ansicht über die Verwendung der Dichter in der Schule im „Isidoneus“ näher und wahrer dargelegt ist; und für eine Lebensskizze, wie wir sie hier im Zusammenhange zu geben beabsichtigen, das Angeführte genügt.

an die überaus scharfen Ausfälle sich erinnert, die er in anderen Schriften gegen die Pfründenhascherei, die Wollust, die Üppigkeit, die Habsucht der Theologen gethan, — wenn nicht die Bestimmung des Buches eine solche Annahme von vornherein abschnitte.

Wir müssen daher derartige wahrhaft wahnwitzige Behauptungen allerdings als Ernst hinnehmen, glauben aber dieselben, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch erklären und ein zu hartes Urtheil über sie abwehren zu können durch den nochmaligen Hinweis auf die kirchliche Stellung dieser Partei, die sie nöthigte, mit der Religion auch die Theologen zu vertheidigen; und auf die Leidenschaftlichkeit wie unseres Wimpheling insbesondere so der damaligen Polemik überhaupt, die in ihrer Heftigkeit alle Waffen ohne Auswahl verwandte und in der Weise sich ins Maßlose verstieg, daß sie sich zu Behauptungen hinreißen ließ [1]), deren Haltlosigkeit bei ruhigerer Erwägung dem, der sie aussprach, selbst nicht entgehen konnte. Ein Beleg dazu ist doch gewiß auch der leidenschaftlich bewegte Ton, in dem die ganze, jedenfalls nach Art Wimphelings rasch hingeworfene Schrift gehalten ist, und der, gleichfalls in der groben Weise jener Zeit, es an Schimpfworten aller Art nicht fehlen läßt, ja sogar auch die unfläthige Verhöhnung der Theologen auf dem Bilde Lochers mit der noch unfläthigeren Äußerung zurückgiebt, es möchte an Stelle der Futterschwinge, mit der bei Locher die Theologen den Koth der Mauleselin auffangen, lieber das Maul der Poeten gebracht werden.

Erfreulich ist es dagegen, zu sehen, daß Locher auf diese groben Angriffe nicht wieder eine Erwiederung folgen läßt, durch die Wimpheling vielleicht immer weiter vom humanistischen Standpunkt abgedrängt worden und der Streit noch

1) Solche Absurditäten — unverkennbar Auswüchse aus dem Übel des dialektischen Disputirens — sind uns in Menge bekannt. So verstieg sich Flacius im sogenannten synergistischen Streit zu der gewiß nicht beabsichtigten Behauptung, daß die Erbsünde des Menschen Substanz sei.

widerlicher geworden wäre, sondern daß er die Sache ruhen läßt und von da an eine höchst gesegnete Lehrthätigkeit in Ingolstadt bis an seinen Tod 1528 entfaltet, wie denn überhaupt nach jener Schrift der Sturm in ihm sich gelegt hat und eine positivere Seite die Oberhand gewinnt.

Aber auch für Wimpheling war, wenngleich die Anfechtungen, wie wir sahen, noch vereinzelt fortwährten, die eigentliche Kampfesperiode, die die lange Zeit von 1500—1510 umspannte, vorbei und können wir aus dem Reste seines Lebens neben manchen trüben Bildern doch auch noch eine Anzahl von Thatsachen aufzählen, die ihn wieder im Lichte seiner besten Tage strahlen lassen. Dahin gehört gleich das, was wir nun zu berichten haben.

XII.

Wimpheling auf Veranlassung seines Kaisers in Straßburg mit Politik beschäftigt. Zurück nach Heidelberg. Stillleben im Schwarzwalde. Letzte pädagogische Schrift. Wechselnder Aufenthalt in Schlettstadt und Straßburg. Gründung zweier Gelehrtenvereine. (1510—1520.)

Kaum hatte Wimpheling seine Schrift gegen den „Versifex" beendet und sich für den Winter in Heidelberg eingerichtet, in dem Wunsche, sich so recht mit Muße dem Verkehr mit seinen Gesinnungsgenossen daselbst hinzugeben, siehe, da kommt ganz plötzlich ein Bote mit Briefschaften, Instructionen und den nöthigen Geldmitteln vom Kaiser sammt der Weisung, Heidelberg zu verlassen und das ihm aufgetragene Geschäft zu erledigen.

Bei dem damals noch mehr patriarchalischen Verhältnisse des Fürsten zu seinen Unterthanen geschah es nemlich öfters, daß der Herrscher sich des Beirathes hervorragender, ihm aber sonst ferner stehender Männer bediente, zumal ja die Regenten

damals noch nicht wie heute mit einem so fest organisirten Beamtenkreis umgeben waren.

So wurde z. B. Kaisersberg einmal zu einer Unterredung mit dem Kaiser nach Füßen berufen [1]). Es konnte aber nicht fehlen, daß auch unser vielgenannter Wimpheling am kaiserlichen Hofe gar bald bekannt wurde. Auch hörten wir, daß er im Auftrag seines spezielleren Landesherrn schon bei seinem ersten Aufenthalt in Heidelberg an den Kaiser geschrieben hatte. Die Bekanntschaft mit demselben mochte dann durch Kaisersberg, der ja selbst mehrmals vor dem Kaiser gepredigt hatte, noch intimer geworden sein. Gewiß aber war der Kaiser auch, geistig regsam wie Maximilian war, durch die Lectüre einzelner Schriften Wimphelings auf Letzteren, besonders auch betreffs seiner patriotischen und in manchen Dingen, vor allem im Punkte der schändlichen Gelderpressungen des römischen Hofes oppositionellen Richtung aufmerksam geworden. Maximilian huldigte selbst theilweise denselben Gedanken, wünschte vor allem aber der deutschen Kirche einen festeren nationalen Zusammenschluß zu geben, um so die Anmaßungen und Übergriffe der römischen Curie abzuschneiden. Um dies zu ermöglichen, dachte er sogar daran, die pragmatische Sanction Frankreichs, die bekanntlich diesem Lande von ihrem Erlaß an eine freiere Stellung zu Rom gegeben hatte, für Deutschland herüberzunehmen. Zur Ausführung dieses Planes bedurfte es natürlich aber eines wissenschaftlichen Entwurfes, der gerade die deutschen Verhältnisse speziell ins Auge faßte. Und mit dieser Arbeit wurde als der geeignetste Mann eben unser Wimpheling betraut. Derselbe unterzog sich denn auch diesem Auftrag in Folge seiner Begeisterung für diese Sache, trotzdem er die Schwierigkeit desselben nicht verkannte [2]). Mit der ihm eigenen Raschheit reiste er von Heidelberg ab, um an ver-

1) Riegger, S. 475. Über die Art dieses Verkehrs beachte man den dort gegebenen Bericht Kaisersbergs: „plane omnem majestatem seposuit.“

2) Siehe den Begleitbrief zu der gleich zu erwähnenden Schrift: Medulla sanctionis pragmaticae, bei Riegger, S. 488 f.

schiedenen Orten das nöthige Material zu sammeln, dessen Hauptmasse er jedenfalls erst zu Straßburg fand [1]), wo er das Gutachten dann auch ausarbeitete und schnell vollendete. Dasselbe ist für die Beurtheilung Wimphelings unbedingt von hoher Wichtigkeit. Denn hier tritt er uns wieder einmal als der liberale, reformfreundliche und deutsche Mann, der er sonst gewesen, entgegen. In freimüthigster Weise zählt er daselbst die großen sittlichen Gebrechen der Kirche auf und nennt unverhohlen den Mißbrauch, den die Curie von ihrer Stellung mache, die Quelle derselben. Besonders wird die willkürliche (oben schon geschilderte) Besetzung geistlicher Ämter in Deutschland durch das Papstthum gerügt.

Er redet darin sogar, wenn auch nur andeutungsweise, von der römischen Maitressenwirthschaft, in Folge der die liederlichsten Subjecte aus geistlichen Stellen in Deutschland Gelder herauszuschlagen wüßten. Ja, er wirft endlich ganz offen dem römischen Hofe Simonie vor. Desgleichen bricht er in die unverhohlene Klage aus, daß Adel und Geistlichkeit vom Schweiß des Bauern ein lustiges Leben führten, daß der Letztere in Folge der völligen Ungeschicktheit jener Art von Geistlichen aber nicht einmal das Evangelium zu hören bekomme. Gleichwohl aber war trotz alledem Wimpheling, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, weit davon entfernt, die unbedingte Autorität des Papstes irgendwie antasten zu wollen.

Daher empfiehlt er gleichzeitig dem Kaiser die größte Mäßigung bei seinem Vorgehen, damit er nicht die päpstlichen Censuren, ja wohl gar einen Krieg gegen sich veranlasse. Friedliche Vereinbarung mit dem Papste nicht auf der Basis der französischen pragmatischen Sanction, die ihm zu weit ging, sondern der ungleich milderen Concordate, das war es, wozu er rieth [2]) und wovon er so kurzsichtig war, wirkliche Abhilfe zu hoffen.

---

1) Die Sammlung des Materials u. dergl. dürfte nach einer Äußerung in demselben Briefe jedenfalls der wahre Grund der ganzen Reise sein, den Wiskowatoff meint nicht errathen zu können.

2) Riegger, S. 524.

Dennoch hatte die Arbeit Wimphelings einigen Erfolg. Denn der Kaiser erließ wirklich etliche den Weisungen Wimphelings angepaßte Verordnungen und zwar gleich im Jahr 1510, die sich vor allem auf die Übelstände bei Besetzung der geistlichen Stellen beziehen und unter Anderen die Pfründencumulation aufs energischste verbieten [1]), natürlich aber — weil sie eben im Geiste Wimphelings nur auf der Oberfläche sich bewegten, ohne den Sitz der Krankheit anzugreifen, wieder so gut wie keine bleibende Wirkung haben mußten.

Wimpheling aber begab sich nach solcher Vollziehung seines Auftrages nach Heidelberg zurück. Doch war er noch zu aufgeregt von der ihn so interessirenden Angelegenheit, als daß er hätte gleich wieder zur Ruhe kommen können. Er unternimmt vielmehr jetzt eine Besuchsreise in verschiedene nähergelegene Städte, z. B. nach Mainz und Worms in Begleitung des Johann Vigilius zu seinen dortigen Freunden [2]), jedenfalls um ihre Ansichten über jene Angelegenheit zu hören, wie er denn in der Folge noch mehrere dieselbe Sache berührende Schriften verfaßte.

Bald hierauf gelangte die Bitte seines alten Freundes Utenheim an ihn, eine Zeit lang wenigstens seine Kräfte einem von ihm reformirten Nonnenkloster im Schwarzwald in der Nähe Basels zu widmen, ein Amt, zu dem Wimpheling, der sittenstrenge Mann, dem nie seine Gegner etwas Unmoralisches vorwerfen konnten, am geeignetsten erscheinen mochte. Er erfüllte denn auch die Freundesbitte und nahm, jedenfalls in unmittelbarer Nähe des Klosters, im Schwarzwald Wohnung, eifrig auf die sittliche Förderung seiner Pfleglinge durch Predigten bedacht, trotzdem daß es ihm in dieser Thätigkeit an Anfeindung Seitens seiner alten Gegner, der Mönche, nicht fehlte. Doch mochte ihm dieser ja auch von vornherein nur kurz berechnete Aufenthalt doch nicht recht behagen. Es drängte

1) Riegger, S. 479—533 ist das ganze hierher gehörige Material abgedruckt.

2) Riegger, S. 320.

ihn jedenfalls, wieder unter seinen Freunden und für die großen humanistischen und pädagogischen Ideen seines Lebens thätig zu sein. Denn daß diese unverdrängbar in ihm lebten, beweist eine kleine Schrift: „Über die Unterweisung der Knaben in den Elementarschulen und der Jünglinge auf den höheren Lehranstalten", die er im Jahre 1512 schrieb und 1514 erscheinen ließ. Wenn dieselbe nemlich auch vermöge der etwas stereotypen Denkweise Wimphelings und seines eigenartigen Entwickelungsprozesses nichts Neues bietet, als was er früher schon, besonders in seinem Hauptwerk, dem „Wegweiser", und zwar dort ausführlicher dargelegt hat, so liefert dies Büchlein doch aber den Beweis, daß er trotz seiner in Hinsicht der Poeten wieder, wie der Locher'sche Streit bewies, etwas zurückgegangenen Ansichten, dennoch in seiner Hauptforderung, der eines kurzen, aufs practische Leben berechneten, lebensvollen und sittlich stärkenden Unterrichts der Jugend gegenüber dem alten scholastischen Unwesen unverrückt derselbe und seiner großen Errungenschaft bis ins Alter treu geblieben ist. Sonach muß Wimpheling trotz jenes Rückschrittes immerhin, und zwar in Rücksicht auf sein ganzes Leben, ein pädagogischer Reformator genannt werden. Denn von nun an hat er für die Schule die Feder nicht mehr gerührt und ist dies Büchlein sein Schlußwort für sein Lieblingsfach gewesen. Indessen ein anderes Werk hat er noch vollendet, das zwar nicht direct pädagogisch war, indessen durch seinen segensreichen Einfluß auf eine vertieftere, regere und practischere Wissenschaftlichkeit auch der Schule zu Gute gekommen ist.

In jener Zeit nemlich, wo der Humanismus, wie wir sahen, nur allmählig und unter allseitiger Anfeindung in unserem Vaterlande emporgedieh, drängte es ganz von selbst die Vertreter desselben, sich zu festgeschlossenen Gemeinschaften zusammenzuschließen, um so theils ihrer Vertheidigung gegen die Feinde, theils der Propagation ihrer Ideen mehr Nachdruck zu geben und in geselligem Gedankenaustausch sich selbst in der eingeschlagenen Richtung zu stärken und zu vertiefen.

So entstand das wichtige Institut der Gelehrtenvereine

der damaligen Zeit, das der Geschichtsschreiber jener Übergangsperioden nicht übersehen darf [1]). Die erste dieser Gesellschaften war bekanntlich die „Rheinische“, von Conrad Celtis noch vor 1500 gegründet. Nach ihrem Vorgang beschloß der immer so eifrige Wimpheling auch in Straßburg und Schlettstadt zwei solcher Vereine zu begründen, um dadurch die Wissenschaftlichkeit seines engeren Vaterlandes und seiner Vaterstadt zu heben. Dies geschah denn auch [2]) etwa um das Jahr 1513 [3]), als Wimpheling sich vom Schwarzwalde aus nach dem Elsaß zurückbegeben hatte und bald in Straßburg, bald in Schlettstadt weilte.

Das Unternehmen glückte, und bereits 1514 konnte der Straßburger Verein zum erstenmale als geschlossene Corporation heraustreten und Ehre erwerben. Der bekannte Fürst unter den Humanisten, der berühmte Erasmus, reiste nemlich damals durch Straßburg und fand bei dieser Gelegenheit Seitens des Vereins überaus ehrenvolle Aufnahme, ja erhielt noch in Basel, wohin er seine Reise fortgesetzt hatte, im Namen des Vereins von Wimpheling eine sehr schmeichelhafte Begrüßungsepistel, auf die Erasmus mit einem längeren Briefe antwortet, der hinwiederum dem Adressaten und seiner gelehrten Corona die höchste Ehre erweist [4]).

Wir lernen hier zugleich eine der spezielleren Bestimmungen dieser Vereine kennen, nemlich die, mit den Häuptern und

---

1) Vgl. über dieselben Röhrich, Schule zu Schlettstadt rc., S. 211 ff.

2) Riegger, S. 427. Hier ist zwar bloß von seiner Gründung der Straßburger Gesellschaft die Rede, doch versteht sich von selbst, daß er, da er die in der Kapitale gründete, auch als Gründer jener in der nahen kleinen Provinzialstadt anzusehen ist, zumal diese seine Vaterstadt war.

3) Wiskowatoff fixirt auf 1510—1514. Indessen da erst von 1512 und 1513 an ein öfterer Aufenthalt in Straßburg und Schlettstadt erfolgt, der doch zu einer solchen Sache nöthig war, so glauben wir jenes noch bestimmtere Datum setzen zu dürfen. Riegger, S. 309, 333, 335, 355, 380, 463, 466, 470, 478 u. s. w. lauter Briefdaten aus jenen beiden Städten zwischen 1512—1516.

4) Dieser interessante Briefwechsel ist abgedruckt bei Riegger, S. 368 ff.

Notabilitäten der gesammten Humanistenpartei Fühlung zu erhalten und ihnen vorkommenden Falls gebührende Ehre und Aufnahme zu erweisen.

Auch hören wir bei dieser Gelegenheit die hervorragendsten Namen (12) der Straßburger Sodalität nennen, von denen wir nur die uns bereits bekannt gewordenen herausheben, nemlich Sebastian Brant, Jacob Sturm und Hieronymus Gebwiler. Auch die hervorragendsten Mitglieder des Brudervereins zu Schlettstadt werden uns (bei einer anderen Gelegenheit) genannt, es sind dies Abt Paul Volz, Jacob Wimpheling, Paul Phrygio, Jacob Wolph, Beatus Rhenanus, Martin Bucer, Joh. Sapidus, Johann Mai u. A. [1]). In diesem letzteren Berichte gewinnen wir auch noch einen Einblick in die besondere Eigenthümlichkeit dieser Wimpheling'schen Vereine. Denn wenn die anderen rein humanistischen Gesellschaften auch bei rein humanistischen Dingen stehen blieben, so mußten dagegen diese Elsässer Vereine die Färbung der Elsässer Humanistenpartei und ihres Hauptes insbesondere annehmen, das theologische, moralisirende Element mußte sich auch in ihnen geltend machen. So hören wir denn sie nicht nur außer über Erasmus, Eoban Hesse u. a. sich auch über Luther und Melanchthon unterhalten; sondern Wimpheling trägt ihnen auch seine engherzigen Ansichten über Poesie vor und findet Billigung [2]). Überhaupt mochte der Letztere bei der Gründung dieser Vereine wohl den Hintergedanken gehabt haben, in denselben ein Bollwerk eines kirchlich gefärbten Humanismus gegen die ihm zu freie Richtung eines Locher und Genossen zu schaffen.

Indessen gerade hierin sollte er sich bitter getäuscht fühlen, wie wir gleich sehen werden.

1) Die bei Wiskowatoff nicht angegebene Stelle findet sich bei Riegger, S. 534. Dort wird übrigens Wimpheling (S. 536) sodalitii caput genannt, 1520.

2) Riegger, S. 536.

XIII.

Wimpheling, als Gegner der Reformation mit seinen Freunden zerfallen und vielfach angefeindet; stirbt zuletzt in der Vergessenheit. (1520—1528.)

Nach dem Morgenroth einer besseren Zeit, das bereits länger, seit Jahrzehnten, Deutschland durchleuchtet und der Nacht des mittelalterlichen Verfalls Abbruch gethan hatte — wozu, wie wir sahen, auch Wimpheling an seinem Theile mitwirkte — ging endlich in der Reformation die Sonne selbst auf. Dieser letzte Act der großen Entwickelung war aber verhängnißvoll nicht nur für die Anhänger des Alten, sondern auch für die Leute der Vermittlung, die Halben, die einem Neuen zustrebten und doch mit dem Alten noch nicht zu brechen wagten.

Hatten sie sich in solcher Zwitterstellung in der Zeit der Dämmerung ganz gut noch halten können, so ging das nicht mehr, nun der volle Tag erschienen. Nun galt es, sich zu entscheiden, ganz vorwärts oder ganz wieder rückwärts. Solch' große Wendepunkte in der Geschichte drängen stets zur vollen Entscheidung und lassen die „goldene Mittelstraße" nicht mehr zu; würde doch anders auch die völlige Niederlage des Alten und der völlige Sieg des Neuen nicht möglich sein. Daher kommt es, daß zu solchen Zeiten viele Unentschiedene nun entschieden heraustreten, daß aber ebenso viele auch wieder gänzlich zurücksinken. Leider war das Letztere der Fall bei unserem Wimpheling, obwohl unsere bisherige Ausführung schon etwas Derartiges uns wird haben ahnen und vorhersehen lassen. Natürlich vollzog sich dies aber nicht mit Einem Schlag. Vielmehr mußte Wimpheling dem Vorgehen Luthers freudig beistimmen, so lange dieser die Grenze nicht überschritt, die Wimpheling als unverrückbar für alle Reformbestrebungen ansah. Wir wissen aus seinem Leben, wie dieselbe hieß: Autorität Roms und Integrität der Kirchenlehre.

Noch im Jahr 1520 schreibt er an seinen alten Intimus,

den Bischof von Basel: „Ich schicke dir den Brief unseres Freundes Erasmus an den Erzbischof Albert von Mainz. Möchten doch nach seinem Beispiele alle Bischöfe Deutschlands und die übrigen Machthaber sammt den Schweizern darnach streben, besänftigend auf unseren heiligsten und gottseeligsten Herrn, den Papst Leo (optimum maximum!) einzuwirken, damit er nicht einen Mann, den man als einen Christen und zwar evangelischen rühmt, sowohl hinsichtlich seiner Lehre als seines ganzen Lebens, den Luther meine ich, gänzlich vernichtet werden lasse. Wenn Luther auch in irgend einem Stücke gefaselt hat (hallucinatus est), so hat er ja eben damit nur seine Menschennatur bewiesen und ist bereit, sich von denen belehren zu lassen, die frei von Hochmuth und Heuchelei sind." [1]) Man sieht aber hier schon ein Doppeltes, erstens daß er bereits Differenzen zwischen sich und Luther erkannte, sodann aber, daß er von der Art der Persönlichkeit wie der Ziele Luthers keine Ahnung hatte, wenn er meinen konnte, jener werde sich leicht belehren lassen. Immerhin aber stimmt er noch mit ihm in der Hauptsache überein und billigt sein in der Lehre (doctrina) noch für legal gehaltenes Vorgehen, zumal — und das mußte für die ethische Natur Wimphelings besonders schwer wiegen — sein Leben ebenfalls ein unbescholtenes war.

Natürlich mußte sich dies Urtheil bald ändern.

So richtet er 1524 einen Brief [2]) an Luther und Zwingli, der „Vertheidigung der Messe" des Hieronymus Emser beigegeben, in dem er sie beschwört beim gnadenreichen Herzen Gottes, bei etwaiger Lectüre jenes Buches nicht gleich Gift und Galle zu werden (ne mox ad bilem aut invectionem inflammemini), sondern mit christlicher Mäßigung alles nach der

1) Der Brief ist abgedruckt bei Riegger, S. 540—541. — Viel weitergehende Zustimmungen enthalten die in Spcklins Chronik ad 1509 und 1510 mitgetheilten Äußerungen Wimphelings, indessen muß ich doch dem Urtheil Wiskowatoffs, daß sie unecht seien, völlig beistimmen. Der beste Beweis dafür liegt in ihrer völligen Unvereinbarkeit mit der ganzen sonstigen Denk-, ja selbst Schreibweise Wimphelings.

2) Abgedruckt bei Riegger, S. 542—543.

Schrift und den Vätern zu prüfen. Nach längerer Erörterung des Gegenstandes schließt er mit den Worten: „Verzeiht mir, bitte ich dringend. Der in Deutschland ausgebrochene Zwiespalt und gewisser Leute kalte Gleichgültigkeit, mit der sie die kirchlichen Gebräuche, Gebete und Gesänge nicht nur gering achten, sondern sogar mit Füßen zu treten trachten, haben mich altersgebeugten Mann zum Schreiben getrieben."

Diese seine innere Stellung zur großen Frage jener Zeit mußte aber natürlich auch auf seine äußeren Beziehungen zu seinen bisherigen Freunden einwirken. Trat doch auch an diese die Entscheidungsfrage heran, und siehe da, die Meisten, einer jüngeren und anderen Zeit als der hochbetagte Greis angehörend, traten der Wittenberger Sache vollkommen bei, während die Wenigen, die mit ihm in seinen Ideen aufgewachsen und treu verbündet waren, die echten alten Elsässer Moralisten, zumeist lange schon um ihn her ins Grab gesunken waren und ihn allein in einer über ihn hinweggeeilten Generation übriggelassen hatten. So wurde denn der schöne Kreis zersprengt, den sich der alleinstehende Mann gewissermaßen wie eine geistige Familie zur Pflege seines Greisenalters in Schlettstadt gebildet hatte. Hierher hatte er sich nemlich seit 1520 etwa nach endlicher Niederlegung des Wanderstabes gänzlich zurückgezogen [1]), zumal seine Krankheit, das Podagra, seit Jahren schon ihn heftig quälte [2]).

Denn überzeugt von der Verwerflichkeit der neuen Strömung und heftig wie er war, konnte er der Wandlung seiner bisherigen Gesinnungsgenossen nicht ruhig zusehen, während diese auch ihrerseits im Feuer des ersten Eifers nicht wieder von der einmal erkannten Engherzigkeit sich ins Schlepptau nehmen lassen wollten. Auf diese Weise kam es zu Scenen,

---

1) Von hier sind von da an alle Briefe datirt, Riegger, S. 538 u. 547; vgl. S. 544 f. — Vgl. auch den Bericht des Erasmus in der bereits erwähnten Epist. ad Vlatt. gegen Ende: „ingravescentibus annis egit Sletstadii in aedibus Magdalenae sororis."

2) Erasm. Epistol. Lugdun. Batav. etc., p. 1550. ep. Append. XLVI.

die auf den alten Mann zuguterletzt noch ein recht übles Licht fallen lassen. So drohte er dem bereits genannten vortrefflichen Rector der Schule zu Schlettstadt, Sapidus, mit dem ihn alte Freundschaft und die beiderseitige pädagogische Neigung und Einsicht bisher verbunden hatte, für seine „Ketzerei" mit der Inquisition oder Denunzirung an dieselbe, indem er sagte: „Durch den Eid, den ich geleistet habe bei meiner Promotion zum Lizentiat der Theologie, sehe ich mich gezwungen, dazu nicht zu schweigen." [1]) „Denn", setzt der, der dies erzählt, Beatus Rhenanus, hinzu, „Wimpheling kann es nicht ertragen, daß auch nur Einer gegen die kirchlichen Gebräuche spricht."

Milder in der Form, wenngleich eben so entschieden in der Sache, ist er in einem Brief an den Propst zu St. Thomae in Straßburg, Capito [2]), dem er schreibt: „Lieber Bruder, die Liebe dringet mich, dich pflichtgemäß und väterlich zu ermahnen mit Bezug auf einen Brief, der mir von Straßburg aus gesandt worden ist, in welchem es unter Anderem heißt: ‚Doctor Capito predigt Wer die Muotter Guottes anriefft und sein Vertruwen setzet in sy, sey gleich als bettet er ein Hundt an. Item wan er durch sy und durch ir bit solt selig werden, wolt er nit selig sein.' O Entsetzen u. s. w."

Bei dieser seiner feindseligen Haltung gegen die Anhänger der Reformation konnte es natürlich nicht fehlen, daß auch diese ihre Waffen gegen ihn richteten. So wurde der Mann, der noch von früher her die Partei des alten Kirchenwesens gegen sich hatte, nun auch von der Richtung befehdet, der er selbst theilweise noch immer angehörte.

Unter Anderem erschien 1523 eine Schmähschrift gegen ihn in der Form eines Briefes [3]) von einem gewissen Magister Wartenbuch [4]) aus Pommern, in welchem die einst von ihm

1) Riegger, S. 546.

2) Ebendas., S. 544—547.

3) Ebendas., S. 543—545 in der Anmerkung.

4) Jedenfalls nach Art der Epp. obscur. vir. nur ein Pseudonym, wie die gleich anzuführenden Worte (sicut et ego hic pro posse etc.) be-

gegen Murner gebrauchte damals so übliche Waffe der Namenverdrehung gegen ihn selbst gekehrt und er „Jacob Nymphe-ling" genannt, außerdem im Styl der „Dunkelmännerbriefe" höchlichst wegen seines Eifers für die katholische Sache belobt wird. „Praestantissime domine Licentiate, seu, ut audio, pro nunc magister nostrande, postquam intellexi nec non percepi, qualiter dominatio vestra conversa est ad veram fidem, et in patria sua Sletstat facit magnam instantiam illis haereticis Lutheranis, sicut et ego hic pro posse meo facio et de post faciam: gavisus sum valde cordialiter, et exultavi in visceribus meis sicut capreae hinnulique silvarum. Utinam in Argentina esset etiam aliquis, qui talia faceret" etc.

Das galt dem Manne, für den einst die Vorbilder dieses Schmähbriefes, die genannten Dunkelmännerbriefe, eintraten, indem sie ihn als einen Anhänger des Humanismus bekämpften. Allerdings lassen auch sie schon durchblicken, daß er der neuen Richtung nicht ganz angehört, da sie ihn nur einen „halben Reuchlinisten" [1]) nennen, weil er sich nicht entschließen konnte, in dem bekannten Reuchlin'schen Streite offen auf die Seite zu treten, auf der er die ganze Masse der ihm verhaßten und zu weit gehenden Poeten sah [2]).

Solche Anfeindungen in Verbindung mit dem rapiden Wachsthum der „Ketzerei" um ihn her, in Folge dessen er nicht nur seine Schüler und Freunde, sondern sogar seinen nächsten Anverwandten, Jacob Spiegel, von sich abfallen sah, mußten dem alten, kränklichen Mann, der das Bewußtsein hatte, viel geleistet und immer das Beste gewollt zu haben, das Dasein völlig verleiden und ihn mit der Welt zerfallen in tiefste Abgeschlossenheit sich begraben lassen, so daß wir von 1524 keine

---

weisen. Wir geben die Worte lateinisch, da bei einer Übersetzung der komische Eindruck des schlechten Lateins verloren gehen würde.

1) Vgl. Epp. obscur. vir. ed. Münch, p. 270.

2) Auch wir glauben mit Wiskowatoff nicht, daß er in jenem Kampf aus Furcht sich zurückgehalten, aber auch der von diesem conjizirte Grund, weil er ein Feind der Juden gewesen (S. 212 ff.), scheint uns unhaltbar. Wir hoffen mit dem oben Angegebenen das Rechte getroffen zu haben.

einzige Arbeit mehr von ihm haben, ja überhaupt kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten. Aber auch die Welt hatte mehr zu thun, als sich um den Sonderling zu kümmern, der sich eingebildet hatte, das Rad der Zeit aufhalten zu können. Als er sie nicht mehr angriff, ließ sie ihn auch in Ruhe und so wurde er rasch vergessen, ein Todter, obwohl er noch lebte. So konnte endlich der Tod selbst ihm nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen, indem er ihm den Frieden brachte, den er nie in seinem Leben, am wenigsten in seinem Alter, hatte finden können. Diese Wohlthat wurde ihm am 17. November 1528, wo er in Schlettstadt im 79. Lebensjahre starb [1]).

Seine Schwester Magdalena, in deren Hause er Aufnahme und treue Pflege bis an sein Ende gefunden hatte, erhielt auf ihren Wunsch nach ihrem bald darauf erfolgten Tode neben dem geliebten Bruder im gleichen Grabe ihre Ruhestätte [2]). Sie, die mit dem alleinstehenden Manne gar oft des Lebens Widerwärtigkeiten getragen, verließ ihn auch im Tode nicht. Wo die Liebe der Freunde schon im Leben nicht Stand gehalten hatte, da hat die Liebe der Schwester-Treue gehalten und den Tod überwunden.

---

1) Siehe die Grabschriften auf ihn bei Riegger, S. 166ff.
2) S. ebendas.

Zweiter Theil.

Wimphelings Schriften, soweit sie sich auf die Pädagogik beziehen.

I.

Allgemeines.

Wimpheling gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Zeit und reicht in dieser Hinsicht fast an Locher hinan, indem er der Verfasser von etwa 35 Schriften ist [1]). Allerdings sind unter denselben eine ganze Anzahl Werke geringen Umfangs, wie es damals überhaupt nicht selten war, daß Libelle von nur wenig Blättern veröffentlicht wurden; ein Theil seiner Productionen aber, wie der „Wegweiser", die „Jugend", der „Abriß der deutschen Geschichte", der „Catalog der Straßburger Bischöfe", bilden für die damalige Zeit schon recht stattliche Bände. Außerdem hat er seine Feder noch für eine große Anzahl Briefe wissenschaftlichen Inhalts, Gedichte, Reden, sowie für die Herausgabe beziehentlich Commentirung der Werke Anderer in Bewegung gesetzt.

1) Derselbe hat nach Hehle a. a. O., Bd. I, S. 16 mindestens 40, ebenfalls theilweise nur dünne Bände geliefert.

Was die Sprache, in denen Wimphelings Werke verfaßt sind, anlangt, so ist dieselbe mit wenig Ausnahmen die lateinische, und zwar, wie sich bei dem Geschmack des damaligen Humanismus, der zu seinen Vorbildern noch ungesichtet klassische und unklassische Schriftsteller nimmt, erwarten läßt, ein mitunter wenig correctes [1]), immerhin aber fließendes und gewandtes Latein.

Die Darstellung selbst zeigt sich allerdings oft unbeholfen genug, breit, des logischen Fortschritts ermangelnd, nicht selten im Kreise sich bewegend und ebenso mitunter sich wiederholend, nicht selten in denselben vorher zur Verwendung gekommenen Ausdrücken.

Dagegen hat dieselbe den Vorzug großer Anschaulichkeit, Belebtheit durch Beispiele, ja erhebt sich mitunter selbst zu treffendem Witz und feiner Ironie, ebenso wie es hinwiederum an groben Ausfällen im Sinne jener Zeit nicht fehlt. Vor allem aber zeichnen sich alle seine Werke durch die überall aus ihnen redende Überzeugung und Redlichkeit der Absicht aus.

Was den Inhalt derselben angeht, so sind sie entsprechend der öfters schon erwähnten Vielseitigkeit und dem lebhaften Interesse unseres Autors für alle Zeitfragen, überaus mannigfaltig; wir finden theologische, moralische, pädagogische, historische, philologische, politische, poetische (darunter selbst dramatisch-monologische) Schriften, ja selbst solche, die auf Architectur [2]), kirchlichen Kultus, sogar eine, die auf die Medizin bezüglich ist. (Wenngleich dieselbe eigentlich nicht von ihm selbst herrührt, sondern nur von ihm edirt und eingeführt wird.)

Gleichwohl dominirt die Pädagogik in der Schriftstellerei unseres Wimphelings, denn nicht nur, daß sie fast in allen Werken, auch den heterogensten, einmal wenigstens zum Worte

---

1) Auch Lochers Stil war ein meist nur wenig echt lateinischer.

2) „Laudes ecclesiae Spirensis“, ein Poëm, dessen Dedikationsbrief vom Jahre 1486 herrührt. Wiskowatoff hat es nicht gesehen, beurtheilt es bloß nach Riegger, und scheint anzunehmen, daß es verloren gegangen ist. Ich habe es in einem recht guten Exemplar auf der Freiburger Bibliothek gefunden.

gelangt, sie ist es auch, die im Verhältniß zu den anderen vertretenen Disziplinen die meisten und umfangreichsten seiner Bände füllt.

Wir können dieselben in direct pädagogische und indirect pädagogische eintheilen. Die direct pädagogischen sind wieder theoretische (methodische für den Lehrer) und practische Schulbücher, obwohl sich beides in einzelnen Fällen noch nicht scharf geschieden findet.

In die Rubrik der theoretischen gehören zwei seiner Werke: vor allem 1) der „Isidoneus germanicus“ und 2) die „Diatriba de puerorum etc. institutione“; in die Reihe der Schulbücher (von den kleineren unselbstständigen Regelsammlungen, „Elegantiarum medulla“ etc., abgesehen) ebenfalls zwei, nemlich die „Adolescentia“ und die „Epitome rerum germanicarum“. Zu den indirect pädagogischen rechnen wir endlich gleichfalls zwei, nemlich die „Germania“ und die „Agatharchia“.

Wir wollen dieselben nun zur genaueren Würdigung der pädagogischen Bedeutung unseres Wimpheling in Auszügen uns vor Augen führen. Letzteres wird in besonders ausführlicher Weise betreffs des „Isidoneus“ geschehen, der — entgegen der bisher, namentlich von Zarnke, Erhard, ja merkwürdigerweise noch von Wiskowatoff [1]) bekundeten Bevorzugung der „Adolescentia“ — als das eigentliche pädagogische Hauptwerk Wimphelings zu betrachten ist.

---

1) Seite 86, wo er sagt: „Seine ganze Erziehungstheorie legte er in einem pädagogischen Lehrbuche nieder, das er unter dem Titel ‚Adolescentia‘ u. s. w. herausgab.“ Für unsere Ansicht spricht außer dem inneren Werth des „Isidoneus“, der im Folgenden von selbst in die Augen springen wird, der Umstand, daß Wimpheling in der „Adolescentia“ selbst auf den „Isidoneus“ als das Grundlegende zurückverweist. Vgl. Adol. de ordine etc.

II.

Wimphelings pädagogische Hauptschrift: „Der Wegweiser“.

Unmittelbar nach dem Titel [1]) ist ein Widmungsbrief Jacobus Hans (vielleicht eines Verwandten des am Schluß der Epitome genannten Ulrich Hans, des ersten Buchdruckers in Rom, der gleichfalls aus Straßburg stammte) an den Grafen Heinrich von Henneberg, Domherrn in Straßburg, abgedruckt. Dieser Brief eines Mannes, der sich nicht nur einen Schüler Wimphelings nennt, sondern auch nach den uns hier dargelegten pädagogischen Ansichten ein wahrer Jünger des Meisters ist, ist eben dadurch wie in mancher anderen Hinsicht so interessant, daß wir einen Auszug daraus geben zu müssen glaubten [2]). Aus Dankbarkeit, so beginnt der Verfasser, gegen seinen Wohlthäter Wimpheling [3]) habe er geglaubt,

---

1) Derselbe lautet vollständig: „Isidoneus Germanicus ad R. P. D. Georgium de Gemmyngen Spirensem praepositum Jacobi Vympfelingi Sletstatini“ (4°). Das Buch ist ohne Jahres- und Ortsangabe, doch kann es nach dem Datum des Dedikationsbriefes von Han nicht vor Herbst 1497 gedruckt sein. — Unter dem Titel befindet sich ein Holzschnitt, einen Gelehrten vor einem Büchertische darstellend; auf der Diele ein Kater, an einem Knochen kauend.

Ein schönes Exemplar dieser nach Riegger, S. 185, ersten und besten Ausgabe befindet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek. Dann existirt noch eine zweite Ausgabe, gleichfalls in 4°, die als Inhalt auf dem Titel noch einige kleinere Arbeiten Wimphelings angiebt, z. B. eine Leichenrede auf den Herzog Friedrich von Baiern — ohne daß dieselben dann auch wirklich sich vorfinden.

Eine 3. Ausgabe erschien apud Joa. Grüninger 1497 in 4°. — Mit Recht zieht Wiskowatoff aus diesem Umstand, daß in einem Vierteljahr 3 Auflagen erschienen, den Schluß, daß das Buch ungemeinen Anklang gefunden.

2) Um so mehr, als Wiskowatoff von diesem Briefe weiter keine Notiz nimmt.

3) Die Anhänglichkeit ihrer Schüler, deren sich die Lehrer der neueren Richtung meistentheils erfreuten, darf gewiß auch als ein Beweis ihres segensreichen Wirkens angesehen werden. Auch für Wimpheling dürfte

das schon lange von seinem Lehrer Jacob Wimpheling verfaßte Werk dadurch, daß er es dem erwähnten Adressaten widmete, empfehlen zu müssen. Wimpheling habe aus Mitleid mit der Jugend, die jetzt zumeist unter ungeschickten Pädagogen oder Isagogen verkomme, eine Norm des rechten Unterrichts aufgestellt. Denn oft die besten Genies, wohl geeignet für hohe und schwierige Spekulationen, mühten sich ab, mit so zu sagen unnützem Wissensballaste die Schüler vollzustopfen, und obgleich im Übrigen ungeheuer gelehrt, verständen sie doch eben nicht zu unterrichten und wüßten nicht zu unterscheiden zwischen den Elementen, die für Knaben, und Dingen, die nur fürs reifere Alter paßten [1]). Für Solche sei im vorliegenden Buche ein neuer Weg gezeigt, gleichsam das Evangelium einer besseren richtigeren Pädagogik gekommen, so daß sie nach dem Grundsatz, daß das Gesetz nichtig geworden sei, nachdem das Evangelium erschienen, nun von ihrem alten Wege, auf dem sie durch ihre modi significandi, casualia, temporalia, suppositiones und Dialektik Tag und Nacht die Knaben gequält und verdorben hätten, nun abzugehen lernen müßten. Daher habe denn Wimpheling dem Buch den griechischen Namen Isidoneus gegeben, das heiße: Einführung, Eintritt des Jünglings (εἴσοδος und νέος). Sein Thema sei also die Einführung der Jünglinge und zwar der deutschen [2]). Der Graf möge also für dies so nützliche Buch eintreten, damit es nicht so von denen, die gar nichts schreiben oder, wenn sie schreiben, nichts als beißen können, zerfleischt werde [3]). Die Schüler aber sollten

---

durch diese Anhänglichkeit, die ihm in reichstem Maße zu Theil wurde, ein bedeutsames Zeugniß pädagogischer Tüchtigkeit abgelegt sein.

1) Mit echt pädagogischem Scharfblick ist hier einer der Grundmängel des damaligen Schulwesens, der nicht selten übrigens besonders den höheren Schulanstalten bis an unsere Zeit heran anhaftete, getroffen, daß die Lehrer hochgelehrte Originale, aber keine Lehrer waren.

2) Die stete nationale Beziehung der Pädagogik Wimphelings wurde bereits früher betont.

3) Auf die bissigen Gegner der neuen Richtung, wenn auch nur im Allgemeinen, geht wohl auch das Bild des Katers auf dem Titelblatt.

fernerhin die Lehrer als ihre geistigen Eltern betrachten, damit sie täglich im Guten wüchsen; die Lehrer aber, auf denen wahrlich eine schwere Verantwortung liegt, sollten aus dem Buche die Erkenntniß schöpfen, daß gar viel darauf ankomme, ob ein Knabe so oder so unterrichtet werde. Denn welcher Geruch zuerst ein neues Gefäß erfülle, der bleibe darin gar lange, darnach rieche es noch, wenn es alt geworden [1]). Sie sollten erkennen, daß die Jungen gleichsam unbebaute Äcker seien, auf denen Lilien, aber auch Unkraut gezogen werden könne. Ein schlechter Lehrer aber solle nicht ein Instructor, sondern ein Destructor, nicht ein corrector, sondern ein corruptor heißen, und verdiene in die Nase gebissen zu werden, wie ein römischer Knabe einem schlechten Lehrer gethan habe, statt ihn zu küssen. Straßburg, am 22. August 1497.

Hierauf folgt ein ebenfalls höchst merkwürdiger Brief Wimphelings an Georg v. Gemmingen, Dompropst zu Speier. „Es habe ihn", so beginnt er hier, „schon oft gejammert der Jugend [2]), die, obgleich mit guten Geistesgaben versehen, doch häufig guter Lehrer entbehren müßte, die klar erkennten, in welchen Elementen und in welcher Ordnung [3]) die Kinder zu unterrichten seien. Sie machten zwar viele Worte, läsen viel vor und examinirten, um ihre barbarische Ausdrucksweise zu

1) Dies scheint eine gebräuchliche Redensart damaliger Zeit gewesen zu sein, da wir sie auch bei Anderen, z. B. Sebastian Brant finden. Die ganze Stelle übrigens mit ihrer ernsten und hohen Werthschätzung der Schule und besonders des ersten Unterrichts greift in der in ihr ausgesprochenen Erkenntniß ähnlich wie manche loci classici Wimphelings weit über ihre und die nachfolgende, zum Theil auch noch über unsere Zeit hinaus, wo die hohe Wichtigkeit gerade der ersten Schuljahre, des Elementarunterrichts noch lange nicht allseitig anerkannt ist.

2) Wie im vorhergehenden Brief, so ist auch hier wieder die herzliche Liebe zur Jugend der Grund des pädagogischen Vorgehens unseres Autors geltend gemacht — gewiß auch ein Moment, das dazu beiträgt, ihm den Namen eines echten Pädagogen zu sichern.

3) Hier nennt er also ausdrücklich die beiden Cardinalpunkte, um die sich seine pädagogisch-reformatorischen Bestrebungen drehten, Methode und Materie des Unterrichts, s. den vorhergehenden Brief.

gebrauchen, dann das Gelesene wieder heraus; aber wenn man nun die Spreu untersuche, werde man nicht zwei Körner finden, die dem zarten Geschlechte bleibenden Nutzen bringen könnten. Diese sinnlose Schreierei bei Seite zu lassen, dazu wolle er im vorliegenden Buche die Lehrer ermahnen, und zwar sollten sie aus den dargebotenen geringen Andeutungen noch weiter gehende Folgerungen durch eigenes Nachdenken sammeln. Er glaube aber damit nichts unternommen zu haben, was seines Standes (nemlich des theologischen) unwürdig sei, da ja die einzig wahre Grundlage unserer Religion, der Grundpfeiler jedes rechten Lebens, die Zierde jedes Standes, das Heil des Staates, die leichtere Auffassung der Religion wie jeder anderen Kunst, der sichere Sieg über Laster und Unlauterkeit von einer segensreichen und sorgfältigen Erziehung der Knaben[1]) abhänge. Daher dürfe bei der Wahl eines Lehrers nicht Verwandtschaft, nicht persönliche Neigung, nicht Verwendung der Fürsten, sondern lediglich die Rücksicht und klare Erkenntniß der Fähigkeit, kurz und fruchtbringend zu unterrichten, den Ausschlag geben. „Demnach werden Die, in deren Hand die Wahl gelegt ist, dieser ihrer Pflicht kaum genügen, wenn sie nicht den Lehrer mit der Spürkraft ausfindig machen, die sie bei dem Suchen nach einem treuen und verschwiegenen Freund, ja noch mehr bei der Annahme eines Seelsorgers, einer Amme, eines Arztes oder einer Hebamme anzuwenden pflegen. Denn wer der Grundlage eines guten Unterrichts entbehrt, wie soll denn der dann später tauglich werden zur Heilung der Seelen oder Leiber oder zur Verwaltung des Staates." — Wie Antonius klage, er habe einen

1) Es sei gleich hier ein= für allemal darauf hingewiesen, daß bei Wimpheling wie auch bei den meisten anderen erleuchteten Pädagogen jener Zeit (mit Ausnahme der Anhänger der Deventerer Richtung, die auch auf das weibliche Geschlecht schon Rücksicht nahmen), immer nur von den Knaben, nie von den Mädchen die Rede ist. Dies Stück Heidenthum aus der Pädagogik verdrängt zu haben, ist ein noch wenig gewürdigtes Verdienst der Reformation. (S. auch unsere allgemeine Einleitung oben.)

schlechten Lehrer gehabt, so lernten auch heutzutage die meisten Knaben, die die Eltern in bester Absicht fremder Sorge übergeben hätten, nichts oder wenig in der Grammatik, obwohl sie Tag und Nacht mit der Lectüre von Psalmen und Gesängen geplagt würden. Wenn sie dann erwachsen seien und Priester würden, so verstünden sie nichts von dem, was sie im Gottesdienst zu lesen hätten und fehlten ihnen dann die geistigen Waffen gegen den Müßiggang, gegen die Geister der Unterwelt, gegen die Lockungen des Fleisches, da sie weder durch das Studium der heiligen noch der Profan-Wissenschaften, von denen sie ja eben nichts gelernt hätten, sich schützen könnten. Deshalb, hoffe er, würden die Lehrer Deutschlands seine Unterrichtsregeln nicht verachten. Hätte sie auch ein Anderer besser geben können, so habe ihn doch der glühende Eifer für eine fruchtbringende Erziehung der deutschen Jugend getrieben."

Dieser Brief ist datirt aus Speier, 21. Juni 1496.

Hierauf nun handelt er seinen Stoff in 32 [1]) Kapiteln eingehender ab.

Um mit der Milch des Knabenalters zu beginnen, so hebt er im ersten Kapitel an, so solle der Lehrer zuerst genau den

1) Wiskowatoff a. a. O. giebt ungenau nur 30 an. — Ferner hat Wiskowatoff wohl einen längeren Auszug aus diesen Kapiteln gegeben, allein einmal (wie er S. 73, Anm. 2 selbst bemerkt) in anderer Reihenfolge, als die Darstellung im Buche an die Hand giebt. Wir glaubten zu einem solchen willkürlichen Verfahren um so weniger berechtigt zu sein, als wir ja eben nur Wimpheling den Pädagogen besprechen wollen und es uns darum nöthig erschien, zur vollständigen Kenntniß seines pädagogischen Hauptwerkes die von ihm selbst gewählte Reihenfolge beizubehalten.

Sodann geben wir auch einen ausführlicheren Auszug von den ersten 20 Kapiteln, die Wiskowatoff mit einer 3/4-Seite abthut, indem er dann nur die allgemein pädagogischen Regeln der letzten 12 Kapitel eingehender bespricht. Gerade diese ersten 20 Kapitel nemlich geben uns einen klaren Begriff von der Art, wie Wimpheling seine großen allgemeinen Grundsätze im Einzelnen verwerthet und auf den Unterrichtsstoff angewendet wissen wollte. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt gewiß auch seine Besprechung der einfachsten grammatischen Dinge Interesse. Außerdem

einfachen und eigentlichen Laut des Buchstabens, vor allem der Vokale einprägen. Denn mit jedem Consonanten hänge, am Anfang oder Ende, der Laut eines Vokals zusammen. Sei also der Laut der Vokale unrichtig, so müsse auch die richtige Aussprache aller Buchstaben, Silben, Wörter und Sätze, ja des ganzen Lateins verdorben werden. Ferner müsse der Vokal in seinem bestimmten Laute ausgedrückt werden, nicht wie zwei, gleich dem Diphthong, auch nicht nach Art der Schafe zu hart, wie die Schwaben oder die Umwohner von Mainz, Frankfurt und Hessen thäten.

Denn daher kämen fortwährend Irrthümer. So sprächen und schrieben mehrere sonst gelehrte Männer, von zumeist schwäbischen Lehrern verführt, das Wort causa ohne Diphthong, dagegen casus aber mit einem solchen, ebenso sagten sie nicht lego, sondern laigo, so daß Fremde, die sie hörten, lachend frügen: soll denn das lateinisch sein? [1])

Habe dann der Knabe die richtige Verknüpfung der Buchstaben zu Silben und der Silben zu Wörtern gelernt, so solle er die Zahl und Unterschiede der Redetheile aus dem Donatus lernen und beugbare Nomina erhalten, die er sich als Exempel einprägen möge und nach ihrem Beispiel dann auch die anderen leicht abwandeln lerne. Es sollen aber nicht die einzelnen Casus in der Art des Alexander besprochen

---

gewinnt man hier wie in keinem anderen Buche Wimphelings oder eines Zeitgenossen einen klaren Blick in die verschiedensten Unmanieren des scholastischen Schulwesens seiner Zeit.

1) Diese beiden ersten Kapitel über die richtige Aussprache dürften wohl das größte Interesse beanspruchen. Aus ihnen geht nemlich hervor, daß ein Unterrichtsvortheil, den die neuere Pädagogik als ihre Erfindung in Anspruch nimmt (viele nehmen als Erfindungszeit den Ausgang des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts an), bereits von unserem Wimpheling angewandt und gelehrt wurde; wir meinen die in den obigen gesperrt gedruckten Worten entschieden ausgesprochene Lautirmethode, als deren eigentlichen Erfinder wir — da über ihre noch frühere Anwendung nichts zu ermitteln ist — unseren Wimpheling betrachten dürfen, ein Umstand, der bisher noch von Niemand, auch Wiskowatoff nicht, betont worden ist.

werden, sondern der Knabe solle sie ohne Weiteres gleich der Reihe nach aufzählen lernen, wie Nominativ: hic Meander, Genitiv: hujus Meandri [1]) u. s. w. Hat er diese Ordnung inne, dann solle er sofort ohne Nennung der Casus decliniren, acroma, acromatis u. s. f. Ebenso lerne er die Adjective ohne Weiteres gleich mit dem Substantiv verbinden, wie candidus miles u. s. w. Ebenso geschehe die Flexion der Pronomina gleich mit beigefügtem Substantiv: ille princeps, illa virtus, illud carmen. In derselben Manier möge auch die Conjugation mit hinzugefügtem Pronomen und Hauptwort geübt werden, ego amo litteras.

Kann der Knabe dann etwas decliniren und conjugiren, so lerne er jedem Casus die deutsche Bedeutung [2]) beifügen: imperator, der Kaiser, imperatoris, des Kaisers ꝛc. Welcher deutsche Artikel aber dem lateinischen Maskulinum, Femininum oder Neutrum beizugeben sei, darüber könne keine allgemeine Regel gegeben werden, das müsse der Gebrauch lehren. Es sei also Unsinn, wenn einige Schwätzer dem Worte sol im Deutschen den männlichen, luna den weiblichen Artikel geben

1) Im Alexander werden nemlich die Casus einzeln ihrer Bedeutung nach u. s. w. philosophisch abgehandelt, und im Anschluß an ihn brauchten dann die scholastischen Lehrer hierzu unsinnige Zeit, so daß die Schüler nach langer Mühe wohl die Casus logisch definiren, gleichwohl aber einfach decliniren nicht konnten. Welchen Zeit- und Kraftaufwand z. B. der Vokativ nur in Anspruch nahm, wie er selbst Gegenstand langer und heftiger, oft selbst zum Handgemenge der Parteien führenden Disputationen wurde, darüber haben wir oben Andeutungen gegeben. Dagegen dürften gerade diese Kapitel die pädagogische Weisheit und den ungeheuren Fortschritt Wimphelings anzeigen.

2) Es ist gewiß richtig, was auch schon von Anderen betont wurde, daß Wimpheling trotz seines glühenden deutschen Patriotismus in seiner Überschätzung der lateinischen Sprache für die deutsche noch keine Werthschätzung hatte. Trotzdem wirkt er, wie er ja auch selbst Einiges deutsch schrieb, bereits und besonders im „Isidoneus“ schon mit für das deutsche, und wenn er dies, wie an unserer Stelle, auch mehr des Latein halber thut, so hat er doch vor den scholastischen Lehrern das voraus, daß er der Muttersprache überhaupt schon einen Platz in der Schule mit einräumt, während jene nichts als ihr schlechtes Latein handhabten.

wollten, denn das würde die ganze Sprache verwirren. Damit der Knabe weiter leicht erkenne, nach welcher Declination das betreffende Nomen gehe, mögen ihm aus dem Donatus [1]) fleißig die Endsylben eingeprägt werden. Diese seien aber nur bei der dritten von Bedeutung, wo sie so mannigfaltig seien. Das trage viel zur Abkürzung des Unterrichts bei. Man sage ihm: die auf e, o, c, l, n, t, x gehen nach der dritten u. s. w. So wird man nicht mit der Declination zehn Jahre zu vergeuden brauchen. Ebenso gebe man für die Conjugation einfach: ein langes a im Infinitiv giebt die erste u. s. f. Auch möge sich der Lehrer einmal im Kreis bewegen und aus der Angabe der Declination den Genitiv, aus dem Genitiv die Declination, aus dem Infinitiv die Conjugation, aus der Conjugation den Infinitiv erkennen lassen. — Hierauf geht er zur Tempusbildung weiter und richtet an die Lehrer die Bitte, die bisher eingehaltenen Labyrinthe der Tempora den Knaben nicht mehr einzubläuen, um nicht mit den „Zeiten" die Zeit zu verlieren und den Schülern, die die Worte der Lehrer noch nicht verständen, den Kopf so dumm zu machen, daß sie, wenn sie dann später die Tempora anwenden sollten, dieselben längst wieder vergessen hätten. Es genüge dem Knaben, die drei Hauptzeiten zu wissen: Präsens, Präteritum, Futurum und ihre deutsche Bedeutung.

Ebenso seien die vielen im Donat sich findenden Definitionen wie Gift zu meiden, ob die Nomina Accidentia seien oder nicht und dergleichen, desgleichen die feinen Beweisführungen und Untersuchungen über quis und qui. Denn was sei es für ein Wahnsinn, bei solcher Kürze des Lebens Überflüssiges zu lehren; und wie es gewiß ein Fehler sei, gar keine logischen Theilungen zu machen, so entstehe auf der anderen Seite ein wildes Chaos, wo man alles in Staub zertheile. Man solle z. B. nicht vom Supinum lehren, es habe die Bedeutung der Be-

1) Man beachte die vorsichtige Art, in der er von dem Donatus und später dem Alexander Gebrauch gemacht haben will.

wegung vom Orte, an dem die Handlung vor sich gehe; der Knabe lerne einfach: das Supinum endigt auf u und wird mit dem Adjectiv verbunden, wie res pulchra visu. Hierzu bemerkt er noch, daß man neben dem Donatus noch die regula puerorum anzuwenden pflege, ein Buch, das ganz andere Definitionen der Redetheile enthalte als jener; das aber sei die Wurzel, einen Geist zu verderben. Habe der Knabe sich die Definitionen eingeprägt, so dürfe man nicht neue und dunklere darauf pfropfen. Um ferner das Geschlecht der einzelnen Namen schnell zu erkennen, gebe man erst allgemeine Grundregeln, wie die: Mannesnamen, propria wie appellativa, sind männlich, die Namen der Weiber Feminina, die auf beides bezüglichen, der Winde, Flüsse, Monate und dergleichen Maskulina u. s. w. Die Ausnahmen solle man erst später und nach und nach geben. Man solle sie ihnen im Plautus, Virgil, Prudentius u. a. gelegentlich aufzeigen.

Hierauf geht er zu den drei Theilen des Alexander über und bespricht eingehend, was daraus beizubehalten, was zu übergehen ist. Zu letzterem zählt er Exordium, Propositio, Invocatio und die schwülstige Eintheilung in Kapitel, damit nicht die Schüler sich an solche Schwerfälligkeit des Stils gewöhnten und sie später nachahmten. Dagegen empfiehlt er seine versus memoriales über Geschlechtsregeln, doch meint er, daß manches, z. B. über die Impersonalia etc., besser in Prosa gegeben würde [1]). — Der zweite Theil aber kommt nun viel schlimmer weg.

Über Dinge, wie Appositio, Evocatio, Conceptio, Zemma, Prolepsis, meint er, solle man lieber gleich Beispiele geben und nicht so lange Zeit hindurch mit Beleuchtung dunkler Verse den jugendlichen Kopf verwirrt machen. Denn was sei es für ein Unsinn, wegen einiger weniger und noch dazu un-

1) Auch hier haben wir einen nicht unbedeutenden pädagogischen Fortschritt Seitens unseres Autors gegen die alte Zeit anzuerkennen, die, wie wir früher bemerkten, Alles in Verse zu bringen suchte, was einen deutlichen Unterricht oft genug unmöglich machte.

geschickter Ausdrücke, wie da ist animal capra [1]), was sich weder in der heiligen noch in der Profan-Literatur findet, eine schwülstige Definition der Apposition zu geben. Man möge den Knaben lieber wirklich vorkommende Appositionen aus den Poeten bringen. Was dann den von einem anderen Nomen abhängigen Genitiv anlange, so überstiegen Erklärungen wie die: Ursache und Wirkung, Handlung und Zustand, die Kräfte des Knaben. Ja, ein von einem Heidelberger Theologen zusammengeschriebenes Compendium des zweiten Theiles packe sogar Metaphysikalisches mit herein. Für den Genitiv der Darlegung der Essenz gebe man dem Knaben lieber gleich die Beispiele: homo praestantis doctrinae, homo praestanti doctrina, homo praestans doctrina. Statt regimen actus conversi in habitum solle man sagen: einige Verba, Participia und Nomina verbalia fordern den Genitiv, so memini hujus diei, amans vini, ignarus linguae.

Für den Dativ will er weiter nichts als die kurze Regel: statt habere oder possidere alqm. rem sage man eleganter: esse mit dem Dativ. Ebenso bei den Wörtern des Nutzens oder Schadens. Statt verba transitionis wie peto etc., solle man einfach lehren, daß der andere Accusativ passend in den Ablativ mit Präposition verwandelt werde: peto abs te veniam.

Über die Unterschiede von postulo, peto, posco etc. verweist er auf Laurentius Valla, der hierüber, einer Biene gleich, vieles Nützliche und doch einfach zusammengetragen habe.

Günstiger urtheilt er über den dritten Theil, nur finde sich hier eine zu große Anhäufung von Figuren. Ganz besonders aber mahnt er im Allgemeinen, man solle nicht zu dem alten

---

1) Ganz besonders verdienstlich ist dieses sein Ankämpfen gegen die scholastische Unmanier, die, statt wirklich vorkommende grammatische Beispiele zu nehmen, sich selbst solche und zwar, wie wir oben sahen, in unerhörtester Abenteuerlichkeit bildete, um an diesen dann die wunderlichsten Erklärungsmanöver zu unternehmen. Dagegen wolle man den ungeheuren Fortschritt durch Wimpheling bemerken, der hier und allenthalben die Regeln durch wirkliche Beispiele belebt sehen will.

Unsinn zurücklenken, nach dem einige hervorragende Männer auf einer großen Universität den ersten Theil des Alexander commentirten und dies ihr Werk Dicta trium nennten oder noch immer auf einer gewissen Universität die Lehrer die befähigtsten Schüler mit großen schwülstigen Commentaren des zweiten Theiles des Alexanders peinigten und die Zeit so vergeudeten, als ob sie nach den ersten Elementen nichts mehr hätten, was sie den Knaben mittheilten, nemlich Virgil, Priscianus Agellius, Laurentius Valla, Nicolaus Perottus, Sulpizius Franziskus Niger und dergleichen. „Deswegen gelten wir Deutsche im Auslande für Barbaren. Selbst die Schüler, die gut unterrichtet sind, was selten ist, bleiben Theoretiker und können in der Praxis den vornehmen Gast nicht lateinisch begrüßen [1]). Denn das konnten sie im Alexander, im Petrus Helianus, im Florista, im Cornutus, im Katholikus, in den ‚Verba deponentia', in den ‚Composita verborum', nicht lernen." Vierzig Jahre und darüber, fährt er fort, habe genau den also abgekürzten Alexander sein treuer Lehrer Ludwig Dringenberg aus Westphalen im Flecken Schlettstadt verfolgt. Das wüßten und bezeugten mit ihm jenes Zöglinge Peter Schott, Johann Torrentinus, Sebastian Murrho aus Colmar, Jodocus Gallus aus Ruffach, Johann Hugo aus Schlettstadt und Andere, weniger Bekannte, die er noch nennt. Sie alle, bemerkt er weiter, seien in den Elementen der Grammatik wohl bewandert gewesen, ohne daß ihnen die Glossen und Commentare zum Donat und Alexander eingekeilt worden wären. Denn D r i n g e n b e r g h a b e d a r a u s f ü r s e i n e S c h ü l e r b l o ß d a s N ü t z l i c h e u n d N o t h w e n d i g e g e n o m m e n. Der ungeheure Schwindel mit den Commentaren, die man heute durch den Druck verbreitet werden sähe, hätten ihn nicht gerührt. Die Drucker druckten nemlich den unnützen Commentaren in die Augen fallende Titel auf, machten gewaltige Reclame und verführten so die Jugend zum Kauf ihrer

---

1) Diese gastliche Repräsentation ist eine seiner Lieblingsideen, die immer wiederkehrt.

Drucksachen. Sie scheuten sich nicht, es ganz vorzügliche, ja goldene Glossen zum Alexander zu nennen, nur ihres privaten Nutzens willen, ohne sich um die Förderung der Jugend zu bekümmern. Kein Wunder, wenn man der Habsucht der Buchdrucker und dem Betrug in der Jugendliteratur obrigkeitlich solchen Spielraum lasse [1]).

Indem er nach dieser naheliegenden Abschweifung zu seinem Gegenstande zurückkehrt, kommt er eingehender auf die grammatischen (zu verstehen syntaktischen) Regeln, oder, wie er es nennt, Congruität, zu sprechen, welche der Knabe sogleich erhalten solle, wenn er aus dem Donat und Alexander Geschlecht und Casus der Redetheile etwas kennen gelernt habe; so z. B. die Regel über zwei Substantiva, von denen eins im Genitiv stehe. Der Knabe solle hier an den bei den Classikern vorkommenden Redeweisen lernen, es sei Congruität, wenn von zwei Substantiven eines im Genitiv steht. Das genüge, und es sei unnöthig zu untersuchen, qua vi, qua virtute, quo respectu dieser Casus vom andern regiert werde, — gemäß der mannigfachen Dunkelheit Alexanders. Denn wie könne der Knabe verstehen „das wechselseitige Verhältniß des Theils zum Ganzen, der begrenzten Zeit zur unbeschränkten, der Form zum Inhalt, der Gattung zur Spezies“. Habe es doch die gelehrtesten Männer in Deutschland gegeben, ehe Alexander im Mutterleib empfangen worden sei und gegenwärtig sähe man die klugen Italiener ihre Kinder ganz anders unterrichten. Es würden ihnen ganz schnell die grammatischen Elemente eingeprägt und dann gehe es vorwärts zu den Poeten, Rednern, Geschichtsschreibern, wo sie Latinität, Eleganz, Spracheigenthümlichkeit, Fülle des Ausdrucks und das Verständniß schwieriger Worte lernten. So würden sie dann bald tauglich,

1) Die von ihm hier geforderte offizielle Überwachung der Jugendliteratur wird man ihm gewiß nicht als Engherzigkeit auslegen, sondern in ihr eine wirklich pädagogische Weisheit zu erkennen vermögen, die auch heute noch, wo ähnlicher gewerbsmäßiger Schwindel hier und da wenigstens sich für die Jugendlectüre breit macht, trotz Preßfreiheit ihre Berechtigung hätte.

Jurisprudenz und Theologie zu hören, und seien häufig in dem Alter Juristen, in welchem seine unglückseligen Landsleute noch sich über den Vokativ, über die fünf Figuren und den Fehler der Apposition herumstritten und in lächerlicher Weise an den Gedichten des Alexander (wenn sie den Namen Gedichte überhaupt verdienten) herumklaubten und, während sie bei guten Lehrern schon den Doctorhut hätten erlangen können, nach 10 und 15 Jahren Studirens auf die Frage, was sie denn gelernt hätten, noch antworten müßten: „Die beiden Theile des Alexander." Daher käme es, daß die Meisten seines Landes, die Magister der Philosophie und der sieben freien Künste hießen, wenn sie die Universität verließen und in Gesellschaft gebildeter Leute kämen, weder lateinisch reden, noch einen Brief oder ein Gedicht schreiben, noch eine Geschichte erzählen, ja nicht einmal die kürzeste kirchliche Rede, die sogenannte Collecte, erklären könnten. „Doch", so unterbricht er sich, „mein Eifer führt mich zu weit." Er wolle gar nicht ganz die Theorie des Alexander verwerfen, sondern nur einiges Dunkle, für Knaben nicht Berechnete und das lange Verweilen und die eiteln Grübeleien über seine Verse, die die Jünglinge nicht verständen, was ja ein wortreicher Commentator des zweiten Theiles auch eingestehe. Er rede nur von den Knaben. „Betreffs der weiter Vorgeschrittenen, die nach Dialektik, Metaphysik und Scholastik begierig sind, denken wir anders." [1])

Zu den gedachten Regeln will er ferner noch Vorschriften der Latinität hinzugefügt wissen. Besonders müsse man die Knaben oft fragen, wie sie die oder jene deutsche Redeweise lateinisch wiedergeben würden.

In Kapitel 18 kommt er dann auf etwas zu sprechen, was ein ganz besonderes Lieblingsgebiet der Scholastik — gemäß ihres spinösen Charakters bildete, nemlich die Etymologie und Wortbildung (modi significandi). Hier aber bemerkt er gleich im Voraus, wenn auf diesem Gebiet überhaupt eine

---

1) Man erinnere sich an die fast kanonische Autorität des Alexander, um diese Halbheit unserem Wimpheling nicht zu hoch anzurechnen.

Frucht zu finden sei, so sei sie für die Zähne der Knaben zu hart. Ja, die zu lange Beschäftigung damit habe selbst einigen Alten die Köpfe verdreht. Denn sie wähnten gar bald, nach verborgenen Eigenschaften der Dinge neue Namen bilden zu können. So habe einer, den er gekannt habe, für den Hostienschrein, weil er in der Mitte geschlossen sei (media parte clausum), das Wort Medioclum erfunden. Aber wenn Solches auch erlaubt wäre, so würde es doch nicht angehen. Denn es würde der Schwabe dasselbe Ding nach der, der Sachse nach jener Eigenschaft ꝛc. benennen und so allein in Deutschland ein Ding 50 Namen erhalten.

Die Deutschen möchten deutsche Worte erfinden, wie ja Karl der Große Monaten und Winden deutsche Namen gegeben habe. So könne auch noch der deutsche König neuen Dingen neue Namen beilegen. Der Knabe aber solle einfach erfahren, was das lateinische Wort bezeichnet, nicht aus welchen Gründen die Bezeichnung entstanden sei. Um aber Ordnung einzuhalten, solle man dem Knaben erst die Glieder des menschlichen Körpers, dann Thiere und Pflanzen und Kunstgeräthe nennen, was am Besten nach dem Wörterbuch geschehe. Was aber die Satzbildung anlange, so müsse man dem Knaben einprägen, daß nicht jede deutsche Redensart lateinisch genau wiedergegeben werden könne [1]), z. B. mich schläferte es, mihi somniavit. — Ferner gebe man ihm zu einem Adjectiv gleich das entsprechende Substantiv, z. B. justus, justicia, zum Verbum das Compositum und womöglich gleich die ganze Wortfamilie, so sacer, sacrificium u. s. f. Man warne ihn weiter vor

1) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß gerade jene barbarische Zeit sich durch ein von massenhaften Germanismen strotzendes Latein auszeichnete. Nicht weniger bekannt ist es, daß es eine Haupttendenz der Epistolae obscur. viror. war, dies grauenvolle Mönchslatein zu parodiren, was ihnen ja so gut gelang, daß ein Theil der „gelehrten" Väter eine geraume Zeit die Briefe wirklich für echt hielt. Nur eine der köstlichsten der dort vorkommenden Redensarten sei hervorgehoben: „mihi cerevisia in caput ascendit", das Bier ist mir in den Kopf gestiegen, oder: „quid tenes de Erasmo", was hältst du vom Erasmus u. s. w.

Barbarismen, wie Landsmann = Lansmannus statt gentilis; flasculus statt vas fictile. Ebenso solle man ihm die deutschen Wörter zeigen, die aus dem Lateinischen entstanden seien, wie papa, templum etc., ebenso die wenigstens verwandten, wie scribo. — Vor allem aber solle der Lehrer immer seine Schüler zwingen, lateinisch zu reden. Denn ohne solche Übung seien alle Regeln vergeblich, und damit der Lehrer selbst immer schlagfertig sei, solle er sich nicht mit Einem Wörterbuch zufrieden geben, sondern solle sie alle zur Hand nehmen, den Salomo, Papias, Nominus Narcellus, Varro, Festus Pompejus, Laurentius Valla, Junianus, Nestor Cornucopia, Galeottus, Hysidorus, Rabanus, vor Allem auch die Commentare zu den Classikern, und solle bedenken, daß kein Buch so schlecht sei, daß es nicht doch in irgend einer Weise nütze.

Ferner solle der Lehrer wenigstens einmal in der Woche dem Schüler irgend ein Stück vorlesen, auch deutsch, und für den nächsten Tag daraus einen Brief machen lassen, ihm dann genau die Fehler zeigen und andeuten, wo etwas grammatisch Richtiges noch eleganter hätte gesagt werden können [1]). Er solle ihm dazu Ciceronianische Briefe vorlesen und daran die Eleganz des Stils nachweisen. — So lernten die Schüler nicht nur Latein, sondern auch Beredsamkeit und in der Kindheit schon Reden verstehen und geschickt werden nicht nur zu Rednern und Poeten, sondern zu bürgerlichem und Kirchen-Recht, zur Geschichte und zum Verständniß jener großen Väter Augustinus, Hieronymus, Tertullian, Lactanz, Leo, Cyprian, Bernard, und lernten gewandt schreiben. Denn wie uns die artikulirte Sprache von den Thieren, so scheide uns die Schreibweise von den Ungebildeten. Denn aller Dinge Lehrer sei die Übung, wie Julius Celsus sage oder Cicero: stete Übung an etwas gewandt, überwindet oft Genie und Kunst.

Jegliche Wissenschaft habe, fährt er dann im 21. Kapitel

1) Auch diese Anordnung der Stilübungen bezeichnet einen großen Fortschritt des damaligen Schulwesens, da so etwas den alten scholastischen Pädagogen nicht in den Sinn kam.

fort, nach Aristoteles nur einen Feind, den Unwissenden und nur der, der nichts davon wisse, welche Wonne im Mark des Humanitätsstudiums wohne, verachte dasselbe. Möchten die Verfolger der schönen Wissenschaft erst Erfahrung machen, ehe sie verdammen, wie Plinius der Jüngere unter Trajan mit dem Christenthum zu thun sich vorgenommen. Aber freilich das könnten sie nicht, denn sie könnten ja nichts davon verstehen, auch wenn sie damit sich beschäftigten. Selbst einst nur mit Alexander, Florista, Cornutus, Katholikus, Petrus Heliä, Joannes de Garlandria vollgepfropft, wollten sie auch anderen die Dichter und Redner vorenthalten. „Aber, ihr barbarischen Schwätzer, was giebt es Besseres für die Elemente der Grammatik als Priscian, und doch ist der ja voll von Zeugen der Profanliteratur. Lernen wir nicht die Prosodie nur aus den Dichtern, nur von den Rednern lateinisch reden, schreiben und all' die Redeschönheiten, die die heilige Schrift gebraucht, verstehen, nicht aus dem Cicero die besten und vorzüglichsten Gedanken?" Wer solle denn die alten Väter, welcher Geistliche ihre Homilien, wer auch nur Augustin mit Gewinn lesen, ohne vorher ganz genau die Fabeln, Geschichten, Poeten und Redner studirt zu haben? Was bringe der christlichen Religion mehr Nutzen? Dürfe man die Dichter nicht lesen, dann auch den Augustin nicht, noch den Hieronymus, noch Lactanz ꝛc., denn ihre Schriften seien voll Citate der classischen Literatur [1]). Ja der Apostel Paulus sogar citire Asymenides, Neander und Aratus. Diese großen Kirchenlichter also hätten gefehlt, da sie die Dichter gelesen hätten, die die Feinde der Humanität zu lesen verböten! Man solle nicht einwenden, daß Hieronymus gegen den Papst Damasius klage, daß die Theologen statt der Evangelien und Propheten Lustspiele lesen und die Dichtungen des Virgil, und also zum Vergnügen trieben, was die Knaben nur der Nothwendigkeit wegen thäten, daß er also nur für Knaben, nicht für Priester nach dem Besitz der Bibel jenes gestatte;

1) Man glaubt es kaum, daß das derselbe Mann ist, der hernach im Locher'schen Streit die alten Dichter so schmäht und verwirft.

auch er wolle nichts Anderes behaupten, als daß die Knaben ohne Poeten und Redner nicht fruchtbringend und ausreichend unterrichtet werden könnten. Seien die Dichter überhaupt schlecht, so seien es Ambrosius, Lactanz ꝛc., die gedichtet hätten, auch. Seien diese aber nicht zu lesen, so irre die Kirche, die viele ihrer Verse, „die du, zweibeiniger Esel, nur von der Prosa nicht unterscheidest“, als Antiphonien ꝛc. gebraucht. Außerdem fordere für die Knaben das Humanitätsstudium Basilius der Große, Hugo, Vincentius Gallus, Johann Gerson, Pius II. und Nicolaus Perottus. Beda Venerabilis habe sogar eine Ars poëtica geschrieben. „Öffne die Augen, Maulwurf, und siehe, wie oft der heilige Thomas Aquinas Seneca, Cicero ꝛc. citirt. Durften diese die Dichter gebrauchen, so wirst du, der du viel gelehrter und heiliger bist, dir wohl die Finger verbrennen. Wir wollen nur lieber noch länger im alten Schmutz der Barbarei, die uns ja immer vorgeworfen wird, zu unser Schädigung und Schande bei Alexander, Florista ꝛc. bleiben, als zum Nutzen und Ruhm unseres Volkes das Latein verbreiten. Denn wie sollten die Deutschen beredt werden, wenn sie nicht die Beredten lesen? Aus deinen Grammatikern, du träge Bestie, kannst du das nicht lernen.“ So aber kämen die schauderhaften Fehler, daß einer venantes von venenum ableitet, daß ein Prediger contagium nicht erklären konnte ꝛc. Ja, man könne ohne Kenntniß der Classiker selbst das erste Wort des Donatus: Musa — nicht verstehen und andere mythologische Anspielungen. Oder nenne man das lehren, daß man nur die Rinde des Wortes ohne das Mark gebe und gar nicht wisse, was man rede? „Mit dem Messer müsse dir die Zunge abgeschnitten werden, der du wagst, eine so große Frucht der Wissenschaft der Humanität Deutschland zu entziehen, die Tugend zu verderben, die besten Geister der Knaben Hungers sterben zu lassen, die edelsten Wissenschaften wegzustreichen, die Zeit zu vergeuden, das leichtere Verständniß des Augustin und Hieronymus und Anderer unmöglich zu machen und die alte Barbarei fortzupflanzen, damit immer und immer wieder ein Studirender, der 10, 12, ja 15 Jahre

alle möglichen Academien besucht hat, auf die Frage, welche Wissenschaften er gehört habe, nichts Anderes antworten könne, als: „die beiden Theile“.

Vielleicht wende man ein, in den Dichtern fänden sich unzüchtige Worte. Aber man solle nur zusehen, ob nicht auch in der heiligen Schrift einige Stellen angetroffen würden, die vor den Mädchen und unschuldigen Jünglingen, so wie sie lateinisch klängen, nicht ins Deutsche übertragen werden dürften. So dürfe auch, wenn eine anstößige Sache mitunter von den Dichtern züchtig und verblümt vorgetragen werde, dieselbe durch eine abgeschmackte und gehässige Auslegung oder Widerlegung nicht verschlimmert werden. Es könne das, was man bei den Dichtern Obscönes findet, wenn nur ein sittlich-ernster, züchtiger und maßvoller Lehrer da sei, durch Umschreibung und schickliche Umkleidung der Worte zugedeckt werden, damit nicht durch schandbare Worte die jugendliche Unschuld befleckt würde. Er stimme also keineswegs einem gewissen Prediger großen Rufes bei, der beharrlich jeden lateinischen Ausdruck, und wenn er noch so schamlos sei, ohne alle Umschreibung in der Kirche, auf dem Katheder, in der Predigt, vor Jungfrauen und Frauen nach Bauernart ins Deutsche übersetze, mit der Behauptung, wenn der heilige Geist so rede durch das Organ des Propheten, sei auch ihm dies gestattet. Nach seinem Urtheil sei dies ganz falsch. Denn es gäbe viele Dinge, die in einer Sprache nicht unzüchtig klängen, aber in eine andere übersetzt obscön würden. Manches könne man mit lateinischen Worten ganz anständig erklären, ins Deutsche übertragen aber verletze es keusche Ohren. Doch er wolle die endlich lassen, die nicht werth seien, daß man zu ihnen rede. Er wolle zu seiner Aufgabe zurückkehren. — Der Lehrer solle am rechten Orte und in rechter Ordnung den Knaben die Poeten geben, aber nicht alle. Von den Heroikern (Epikern) den Virgil und Lukanus. Von den Satyrikern den Horaz mit Ausnahme der Oden; den Juvenal verbiete er wegen seiner Unfläthigkeit, den Persius wegen seiner Unverständlichkeit, den Ovid wegen seiner Weichlichkeit und Lascivität.

Martial sei ganz gefährlich. Auch jene Elegiker, Tibull, Properz, Katull, müßten wegen ihrer Schamlosigkeit den Knaben ganz verschlossen bleiben. Von den Komikern dürften Plautus und Terenz benutzt werden. Aber einige Komödien des Plautus, die weniger von Liebe handelten, möchte er vorziehen, wie Aulularia und Stycus, welche Johann Capnion von Pforzheim jüngst vor Jo. Cam. Dalburg, dem Bischof von Worms, dem Pfleger aller Musen, habe aufführen lassen. Plautus scheine ihm lieblicher und gedankenreicher. Von den heidnischen Rednern sei zu lesen Cicero, und zwar die Briefe, de amicitia, de senectute, de offic., Tusculan. quaestion., Salustius, Valerius Maximus, Seneca; von den christlichen aber Ambrosius, Hieronymus, Lactanz, Franz Petrarcha, Leonardus Aretinus, Platina Philelfus. Oder werde nicht der Knabe bei vernünftiger Anleitung alle diese Autoren voll Formenschönheit und Erhabenheit der Gedanken ebenso verstehen, als die unverständliche Vires genitivi, die Anxiome über die Impersonalia, all das unzählige Unsichere über den Vocativ, die Gerundien, die Untersuchungen, Beweisführungen, die Labyrinthe über die Wortbildung? Bei der Vorlegung der Komödien solle der Lehrer genau darauf achten, daß es nicht den Schein gewänne, als ob er etwas Schlechtes empfähle, sondern solle genau die Personen, die Situation der Redenden, ihre Empfindungen und seelischen Zustände in Erwägung ziehen lassen und zu den Tugenden reizen, die Laster aber abweisen. Ferner, wenn die Schüler Dichter und Redner nun wie üblich wiederholten und das Gelesene abgefragt würde, so solle der Lehrer fragen, wie sie die oder jene Redeweise lateinisch ausdrücken und wie sie die oder jene Wendung deutsch geben würden, damit sie so die Handhabung des Lateins leichter erreichten. Er solle fragen, welchen Regeln und Sprachgesetzen die oder jene Wortstellung angepaßt sei, fragen nach hervorragenden Eleganzen, nicht vergessen die Ableitungen, Composita, Gegensätze und Synonyma. So würden die Jungen schlagfertig und gewandt werden und, während sie zu immer Größerem aufstiegen, auch das Geringfügige nicht vergessen. Der Lehrer

solle ferner darauf sehen, daß die Schüler verbesserte und mit richtiger Interpunction versehene Ausgaben hätten, welches Letztere zum schnelleren Verständniß ungemein viel beitrüge, und nur die allerkürzesten Commentare oder Auslegungen gebrauchen und nicht jedes Wort mit einer Glosse verunzieren, wie ein gewisser Audaculus den Terentius verunstaltet habe, indem er kein Wort unerklärt gelassen. Denn so werde sowohl der menschliche Geist als auch der Text selbst verwirrt und umnebelt. Es sollten mitunter die Knaben selbst ganz kurze Erklärungen schreiben, oder überhaupt angehalten werden, etwas zu schreiben, damit sie nicht, im Vertrauen auf die Menge der gedruckten Bände, zuletzt die edlen Schriftzeichen nicht mehr zu malen verstünden, was doch eine schreckliche Schande für sie wäre.

Er habe betreffs der Dichter bisher nur von den Heiden gesprochen, es gebe aber auch christliche, die ihnen nicht ebenbürtig seien. Daß diese von den Knaben gelesen würden, dazu mahne er ganz besonders. Hier wolle er nur den Prudentius und den Sedulius, beide Sänger der heiligen Geschichten, ferner Baptista von Mantua nennen, aus dem jetzt im Allgemeinen in Wahrheit dem Knaben gelehrt werden könne, was er bisher nur aus Virgil zu erlangen im Stande gewesen sei.

Hätte man doch auf den Prudentius dieselbe Sorgfalt des Erklärens gewendet wie auf den Martial, Tibull und andere Unzüchtige! — Leider fänden manche höchst gelehrte Italiener an den heidnischen Fabeln mehr Gefallen als an den christlichen Geschichten; an den Thaten der Götter und Göttinnen als an denen Christi und der heiligen Maria, an sinnlicher Liebe als an heiliger Liebe. Denn viele erklärten die heidnischen Dichter und ließen die christlichen unbeachtet. Sebastian Murrho, allerdings ein Deutscher und Landsmann von ihm, habe nun zwar auf sein Bitten den Baptista von Mantua zu erklären begonnen, aber ein verderbliches Geschick habe ihn dem unvollendeten Werke entrissen.

Indem er hierauf im 22. Kapitel noch einmal auf die heidnischen Dichter zurückkommt, fordert er, daß der Lehrer,

da man wegen ihrer Schlüpfrigkeit manche heidnische Dichter nicht ganz in die Hände der Jugend legen könne, aus denselben mit Geschick Stellen auslese, die die Schüler zu ihrer sittlichen Förderung, zur Erweiterung ihrer Lebenserfahrung und zum Verständniß anderer Wissenschaften gebrauchen könnten, z. B. aus Ovid: Nitimur in vetitum etc. Denn wer den Kern haben wolle, müsse die Nuß zerschlagen. Doch, fährt er im 23. Kapitel fort, solle sich der Jüngling mit den Rednern mehr beschäftigen als mit den Poeten, weil sie wegen der ungebundenen Rede leichter zu verstehen seien und mehr Wahrheit und Sittlichkeit enthielten; denn die Prosa lasse sich für jede Lebenslage anwenden; sie sei nützlich fürs lateinisch Reden, für Briefe, Reden u. s. w. Auch habe die Prosa immer mehr Erfolge gehabt als die Dichtkunst, z. B. bei Cäsar und Cicero, die die Consulatswürde erlangt, während Virgil und Ovid nur Leiden geerntet hätten.

Doch bemerkt er hierzu in Kapitel 24, daß er die Prosodie nicht verachtet wissen wolle, damit die Deutschen nicht die Quantität verwirrten, wie die ungelehrten Franzosen, die jede Mittelsilbe ganz nach Belieben nähmen. Er wundere sich nur, wie dabei ihre Schüler den Unterschied der Conjugationen fassen könnten, da sie den Infinitiv der zweiten kurz sprächen gerade wie den der dritten. Hierauf spricht er von der Muta cum liquida und giebt dann Spezialregeln über jeden Vokal, z. B. A vor B, C, D, F, G, Q, R, T, V sei gewöhnlich kurz, vor den übrigen, nemlich M, N, L, S lang, und um das zu behalten fügt er Merkverse bei. Auch wenn der Knabe selbst nie Verse machen lernen sollte — fährt er dann fort —, so verlohne es sich doch, die Prosodie zu erlernen, damit er auch die Prosa ohne Zagen und Schwanken richtig lesen könne, ebenso aber auch die Verse kunstgerecht, nicht wie Prosa vortrage. Ein Weiteres darüber habe er in seiner „Ars poëtica“ gegeben. — In Kapitel 25 wendet er sich dann zur Frage nach dem Griechischen und bemerkt im Voraus, daß er über dasselbe kein Urtheil abgeben könne, weil er dafür in dem besten Jugendalter keinen Lehrer gehabt hätte, obwohl, wenn er es mit

Marcus Cato noch im Alter lernen wollte, es ihm an tüchtigen deutschen Lehrern nicht fehlen würde. Es könne und lehre es Rudolf Agricola, es treibe es Jo. Cam. Dalburg, Bischof von Worms (dem er hier die ehrendsten Beinamen giebt), ferner Jo. Tritemius, Abt von Spanheim, Jo. Capnion, vulgo Reuchlin von Pforzheim, ein Jurist, und Conrad Celtes, gekrönter Dichter. Auch erkläre Augustin de doctrina christiana zur Kenntniß der heiligen Schrift das Griechische für nothwendig. Auch hätten die Lehrer aus Unkenntniß des Griechischen oft genug den Schülern Falsches gelehrt.

Der Zweck der gesammten Grammatik aber, so erklärt er schließlich in Kapitel 26, sei, das gesammte Latein richtig sprechen und vollständig verstehen und es verwenden zu können zu fruchtbareren Wissenschaften. Dies sei die Summa des Unterrichts in der Elementarschule. Wer aber durch kurze Arbeit das Ziel erreichen könne, handele der nicht thöricht, wenn er auf weiten Umwegen sich umhertreibe? „Ihr also, die ihr den öffentlichen Schulen vorsteht, führt eure Schüler treulich auf dem kürzesten Wege zum Verständniß des Lateinischen, mit Weglassung der alten Commentare, die voll Thorheiten sind, die eher zum Verlernen als zum Lernen sich eignen, denen die angenehme Leichtigkeit, aber auch die moralische Energie fehlt und die keinerlei Nutzen für das Sprechen oder das Verständniß des Lateinischen haben." Denn die lateinische Sprache sei die vornehmste Sprache, die jede Nation verstehe, in der Unzähliges niedergeschrieben sei, was kaum in die deutsche und Volks-Sprache übersetzt werden könne. Und Jeder, der sie verachte, bleibe ein wildes Vieh und ein zweibeiniger Esel und verdiene nicht dem römischen Kaiserreich anzugehören. „Unsere Fürsten und ihre intimen Stutzer und Schmeichler, um nicht mit Augustin Anbeter zu sagen, mögen als Verächter des Latein und aller schönen Wissenschaften im Ausland Barbaren heißen; sie sind's auch. Ihr aber, edle Jünglinge, liebt das Latein, denn keine Sprache ist adeliger, keine lieblicher, keine reicher, keine, die mehr Glanz und Überfluß hätte an größter Weisheit der Gedanken."

Einen pädagogisch wichtigen Gegenstand berührt er weiter noch in Kapitel 28. Es sollten nemlich die alten Namen der Würden und Ämter, der Städte, Flüsse und Staaten den Schülern genau überliefert werden. Denn das trüge zum leichten Verständniß der Autoren bei, wie des Cäsar, Tacitus und Cornel, so auch der heiligen Schriften. Daher solle des Cornelius Tacitus „Germania" dem Knaben vorgelegt werden, damit er daraus die alten Sitten unserer Vorfahren erkenne. Auch sei er nicht dagegen, daß man das Liber augustalis benutze (das Manche dem Franz Petrarka, andere dem Benvenuto de Rambaldis zuschrieben), damit mit der Zeit auch der Eintritt in die Heiligenlegende sich eröffne.

Hierauf faßt er seine methodischen Regeln noch einmal kurz zusammen. Der Lehrer solle also bei Seite lassen alles Unnütze und Überflüssige, Dunkle, Falsche, Sophistische, und nur das Nothwendige klar, deutlich und mit Beispielen lehren nach jedes Verständniß in der angegebenen Ordnung. Zuerst komme das apostolische Symbol, dann das Vaterunser, dann das Vor- und Nachtischgebet, dann gleich der Donatus. Das Glaubensbekenntniß müsse den Gebeten vorausgehen; denn erst müsse man wissen, wer und wie Gott sei, ehe man zu ihm beten könne. Hierauf die vis nominum, die man aus der sogenannten „Grammatica positiva" schöpfen solle. Hier seien einige wenige Verse des Alexander an der Stelle, ebenso Sulpicius, Franciscus niger, oder besser Nicolaus Perottus, oder das in Basel erschienene Compendium der acht Redetheile. Aber nur eins von diesen. Dann gehe man über zu den Gesetzen der Eleganzen und des Redeschmuckes. Dazu komme Basilius der Große, die Praecepta des Isokrates, Cato, Seneca über die vier Tugenden, die Briefe des Philelfus, die ihm ganz besonders behagten, Virgil, Plautus, Cicero, besonders De officiis; dazu vielleicht noch die Hymnen und Kirchencollecten, die bei ihrer Kürze das Eleganteste seien, was die Kirche habe. Nicht zu vergessen Sebastian Titio, vulgo Brant aus Straßburg, in seinen Gedichten über das Leiden Christi, über die Himmelskönigin, das Manna ꝛc. Auch könne gelesen werden sein Narrenschiff, aus

dem Deutschen ins Lateinische kürzlich übersetzt von Jacob Philomusus. Ebenso die Gedichte und Episteln Peter Schotts aus Straßburg. Nach der Lectüre und Kenntniß dieser Dichter und Poeten würden die Jünglinge zum Verständniß der Gesetze, der Kanonen, der Historien, der alten und christlichen Redner und Theologen nicht ungeschickt sein. Ferner solle der Lehrer durch eindringliches Zureden bewirken, daß der Knabe Lust und Liebe zum Studium bekomme und Ordnung bei der Lectüre halte, damit er nicht verschiedene Bücher unter einander lese, sondern für die einzelnen Lectionen besondere Stunden bestimme, auch für sich allein laut lese; denn das trüge zum besseren Behalten bei. Er solle sich ferner mit ehrbaren Jünglingen vereinigen, auf gute Sitten halten, Niemanden verletzen, sich jeden Morgen, wenn er vom Lager aufstehe, auf seinen Knieen dem Schutze seines Gottes empfehlen und sich fern von Leidenschaften, vom Zorn, Luxus und Wollust halten. Denn wenn er dahinein geriethe, sei es um ihn geschehen. Die müßiggehende Jugend, schlecht erzogen, sei nach Chrysostomus schlimmer als die wildeste Bestie. Daher müßten ihr Zügel angelegt werden.

Zu einem der Hauptpunkte kommt er endlich in Kapitel 30, nemlich zur Frage nach der Art des rechten Lehrers. Ein Lehrer müsse vor allem selbst in der ganzen Grammatik und den Wissenschaften der Humanität fest, ferner ein sittlich edler Charakter, mild, freundlich, angenehm in seiner Rede, würdig im Gang, nicht unstät, nicht schläfrig, sondern lebhaft und aufgeweckt, voll Energie beim Unterrichten sein. Beim Schelten über sittliche Vergehen solle er Strenge und sittlichen Ernst, aber nicht in trübseeliger oder mürrischer Weise handhaben, jeden einzelnen Schüler in väterlicher Liebe auf dem Herzen tragen, nicht anders als wie mit eigenen Söhnen mit ihnen verkehren, doch — um ihnen nicht verächtlich zu werden, keine laxe oder schwache Liebe zeigen. Er solle nicht mißmuthig über die Arbeit werden, auf Fragen gern antworten, gern und freundlich antworten; dem, der zu schüchtern zum Fragen sei, freiwillig entgegenkommen und erforschen,

wo es ihm fehle; er solle frei sein von Jähzorn und keinen in der Leidenschaft züchtigen, im Tadel nicht hart und ehrverletzend werden; denn das habe Vielen schon das Lernen verleidet, daß die Lehrer sie angefahren hätten, als ob sie Haß gegen sie hegten. Immer solle er, was edel, was ehrbar, was schön, was eine Zierde, was eine Tugend ist, im Munde führen, Vorbilder zur Nachfolge täglich in lebendiger Frische hinstellen, ja selbst ein Vorbild für die Knaben sein, so daß er vor ihnen weder etwas Unanständiges rede noch, sei es durch die kleinste Geberde, thue. Wie vor der Schlange solle er vor den Augen der unmündigen Knaben liederliche Frauenzimmer fliehen und daran gedenken, daß schon ein heidnischer Dichter daran erinnere, welche Macht das Beispiel auf die Kinder ausübe und welche heilige Scheu man dem Kinde schuldig sei. „Wehe der Welt der Ärgerniß halber", sage der Heiland und „Wehe dem, der eines von diesen geringsten Kleinen ärgert". O, viele so wohlbefähigte Jünglinge gingen zu Grunde, weil ihre Lehrer sie in schmählichster Weise zu Liebesboten und Bedienten ihrer Buhldirnen und zum Mitwisser sündlicher Dinge machten. Sie möchten also abgeschreckt werden von den Lastern, selbst von jedem Versuch in Wort oder That; es müßte in ihnen der Zug zur Scham erzogen werden. „Denn wenn jemals die ehemalige Blüthe des christlichen Lebens und eine wahre sittliche Erneuerung in unserer Kirche zurückgeführt und wieder erweckt werden kann, so muß das unbedingt seinen Ursprung und Grundlage von einer guten Erziehung nehmen."

Denn wir fänden Sittlichkeit und Tugend ohne Zweifel bei solchen Greisen, die von zartester Jugend an bis zu ihrer Mündigkeit in den schönen Wissenschaften geübt worden seien und die Laufbahn der Tugenden wacker durchlaufen hätten. Und nicht der, der nur jedes beliebige Wissen ihnen beibringe, mache sich wahrhaft wohl verdient um seine Schüler, sondern der, der sie fromm und unschuldig leben lehrte. Deswegen hätten bei den Griechen die Philosophen mehr gegolten als die Redner.

Wenn aber ein Knabe überhaupt die lateinischen Wissenschaften und das Gymnasium fliehen wollte, so dürfe man ihn hierin nicht seiner Willkür überlassen, sondern müsse ihn dazu nöthigen, nach dem Beispiel des Augustin, der in der Kindheit die Wissenschaften auch nicht geliebt und später doch gesagt habe, es sei ihm Recht geschehen, daß man ihn dazu gedrängt habe; denn wenn er nicht gezwungen worden wäre, so hätte er nichts gelernt.

Doch so weit möglich solle der Knabe weniger durch Zwang und Strafe als vielmehr durch die Lust an der Wissenschaft und die Erkenntniß des von ihr ausgehenden Segens dahin gebracht werden, sie zu ergreifen. Denn offenbar sei freie Wißbegierde eine größere Förderung beim Lernen, als eine mit Furcht verbundene Nöthigung. Man müsse, so sage der heilige Bernhard, mit dem Knaben im Geiste der Lindigkeit und freundlicher Nachgiebigkeit handeln; denn so werde er leichter zum Guten vermocht, als wenn er durch Scheltworte und Drohungen verhärtet werde. Deswegen habe nicht ohne reifliche Erwägung Quintilian und nach ihm Äneas Silvius gerathen, die Knaben nicht mit Schlägen zu behandeln [1]). Man solle es also so anfangen: die schon einige Zeit die Wissenschaft getrieben hätten, denen solle man, damit in ihnen die Neigung und Liebe dazu wachse, wenn sie aus niedrigem Stande seien, die grobe Handarbeit, der sie sonst anheimfallen würden, vorhalten, desgleichen die Mühseeligkeiten des Ehestandes, das Elend der Nahrungssorgen, und ihnen zu bedenken geben, daß von dem allen sie nur das Studium befreien könne. Seien sie aber Söhne von Militärs, so solle man ihnen zeigen, wie für die Masse der Erben das Vermögen nicht ausreiche, wie die Familie dadurch herunterkomme, wie da Beute und Räuberei nothwendig werde, wie ihre Mittellosigkeit oder vielmehr ihre Unwissenheit sie

1) Es ist für die in unserer Zeit lebhaft ventilirte Frage, ob das Schlagen pädagogisch sei oder nicht, gewiß bedeutungsvoll, daß schon dieser alte, einer rohen Zeit angehörige Pädagog, indem er die Ansicht des Äneas Silvius acceptirt, die Prügelstrafe gänzlich aus der Schule verbannt.

überall verdrängen werde; oder wenn sie, wie es ja vorkomme, schon als Knaben Pfründen und Domherrnstellen haben sollten, solle man ihnen klar machen, daß sie doch nur durch wissenschaftliche Tüchtigkeit sich vor den übrigen hervorthun und Ansehen und Ehre erlangen könnten. Dasselbe Verfahren gelte für die Söhne hoher Beamter und vornehmer Bürger; denen solle man es vorhalten, daß sie für den Beifall ihrer Mitbürger und für die Rathssitzung der Bildung bedürften; nur durch sie könnten sie aller Hörer Augen auf sich ziehen und sich für das Vaterland Verdienste erwerben. Demnach solle also der Lehrer in der Züchtigung Maß halten, ja nicht einmal des Knaben Haupt mit dem Finger berühren, und wenn derselbe, wie so häufig, das Vorgetragene weder fassen noch wiedergeben könne, so solle er ihn nicht zu sehr drücken und es nicht auf Rechnung kindlicher Bosheit und Trägheit schreiben, sondern mehr für eine augenblickliche Indisposition ansehen und die Repetition auf eine gelegenere Stunde verschieben, desgleichen solle er auch den Jungen nie über seine Kräfte belasten. Auch möge er es wie Plato machen: das sich überstürzende Talent halte er im Zügel zurück, das träge aber sporne er an. Und was die Jünglinge am Tage Gutes gelesen und gehört, das solle er sie veranlassen am Abend sich noch einmal ins Gedächtniß zu rufen, sowie sich dergleichen beim Lesen zu notiren. Doch sollten sie aus den Büchern nur einzelne hervorragende Stellen sich merken, damit sie nicht von der Menge übermannt würden. Solch Hervorragendes aber sollten sie in ein Verzeichniß nach dem Alphabet eintragen und dabei auf die Quellen verweisen. Von den Lastern aber, die das Ausland den Deutschen zuschreibe, sollten sie vor zweien besonders gewarnt werden, nemlich vor der Trunkenheit und Leichtgläubigkeit, mit dem Bemerken, daß jenes Schande, dieses Schaden bringe.

In Kapitel 32 wendet er sich dann noch zu der Gleichförmigkeit des Unterrichts und seiner Bemessung auf die natürlichen Anlagen.

Eine Gleichförmigkeit des Unterrichts sei nem-

lich nicht nur bei ein und demselben Lehrer, sondern auch durch ganz Deutschland nothwendig. Denn die Verschiedenheit des Unterrichts und die wirre Überlieferung verschiedenen Stoffes verwirre auch den Geist der Knaben, die ja oft aus ganz berechtigten Gründen Ort und Lehrer wechseln müßten, und vergeude die Zeit. Man könnte hierauf das Gebot Moses anwenden: „Du sollst deinen Acker nicht mit verschiedenen Saamen besäen." Auch müßten sich die Lehrer hüten, daß sie ihren Schülern keinen Unterricht ertheilten, der für ihre geistige Anlage nicht bemessen sei oder ihre Kräfte übersteige, wie die meisten thäten, die mehr zu ihrer eigenen wissenschaftlichen Förderung, als zum Fortschritt der Schüler zu Hohes und Dunkles unvernünftigerweise einkeilten. Vielmehr nach dem Fassungsvermögen geschehe der Fortschritt, allmählig, mit Rücksicht auf Zeit und Alter.

Endlich giebt er noch einige Winke über die Lehrvortragsweise. Hier solle man die rechte Mitte einhalten, nicht zu langsam, aber auch nicht überstürzt und zu rasch dociren; denn wie einem reifen und weisen Manne ein gemessener Gang zieme, so solle die Redeweise des Lehrers nicht jagend, schreiend, hastig, aber auch nicht in einer Art Erstarrung oder weibischer Trägheit sich bewegen. Die aber von Natur und Mutterleib einen Sprachfehler hätten, die müßten dem Lehramt ganz fern bleiben.

Dies habe er, so schließt er, auf Drängen seines guten Freundes, des Caspar Murrho, gelegentlich ausgearbeitet, zugleich selbst von dem Verlangen nach einer guten Erziehung der deutschen Jugend beseelt, damit ihnen nicht Überflüssiges, Dunkles und Vergebliches gelehrt werde, die Zeit verloren gehe und sie sich dann Barbaren nennen lassen müßten; damit sie nicht in den unentwirrbaren Irrgängen das Ziel der Grammatik suchten und niemals fänden und so eben keinerlei Gewinn fürs practische Leben davonbrächten.

Wir haben kaum nöthig, dem etwas hinzuzufügen. Der große innere Werth dieses Buches dürfte jedem Leser von selbst einleuchten, zumal wenn er sich noch einmal die Unmanier der

scholastischen Pädagogik, wie wir sie oben geschildert haben, ins Gedächtniß zurückruft. Auch haben wir uns schon in der gegebenen Lebensskizze ein kurzes Urtheil über dieses höchst bedeutungsvolle Werk, das, wie man sieht, nicht nur den lateinischen Unterricht [1]), sondern die ganze Schule, selbst die Person des Lehrers umfaßt, erlaubt. Wir wollen daher hier nur noch über den äußeren Werth des Buches (so zu sagen) die Notiz hinzufügen, daß dieses Werk als die erste rationelle deutsche Pädagogik und Methodik anzusehen ist.

Zwar gab Locher bereits 1495, also zwei Jahre vor dem „Isidoneus", eine „neue Grammatik" heraus, die Hehle die augenscheinlich erste von einem Humanisten nach richtigeren Grundsätzen ausgearbeitete Grammatik nennt. Allein dies dürfte kaum geeignet sein, den Ruhm unseres Autors als ersten Verfassers einer systematischen Pädagogik zu schmälern. Denn erstens ist jene Locher'sche Schrift verloren gegangen oder doch wenigstens selbst von dem gründlichen Forscher und neuesten Bearbeiter jenes Mannes nicht aufgefunden worden, so daß für uns wenigstens Wimphelings Buch das bleibt, was dasselbe oben genannt wurde. Das würde es aber auch sein, selbst wenn das Locher'sche Werk vorhanden wäre. Denn dasselbe war — entsprechend einem in demselben Jahre herausgegebenen Buche über die Rhetorik — wohl eben nur eine bloße Grammatik, nicht eine allgemeine pädagogische Methodik, wie es annähernd wenigstens Wimphelings Buch ist; ja es war jedenfalls, ebenso wie die genannte Rhetorik, nur „ein Compendium, ohne Zweifel dazu bestimmt, seinen Vorlesungen über diese Disziplin als Grundlage zu dienen" [2]). Daher erklärt sich, was sich Hehle nicht erklären kann, daß jenes Buch „nicht den durchschlagenden Erfolg hatte, wie die etwas später erschienenen analogen Schriften des Wimpheling". Freilich dazu wirkte wohl noch ein anderer Umstand mit als der allein, daß seine Bestimmung nicht über den engen Studentenkreis hinaus-

1) Wie Hehle meint.

2) So drückt sich nemlich Dr. Hehle selbst (Thl. I, S. 16) aus.

führte, nemlich der, daß die ganze Persönlichkeit Lochers — eine mehr poetisch angelegte — nicht im Stande war, dem Unterricht die klaren und sittlich hohen Bahnen zu weisen, die Wimpheling ihm vorzeichnete. Locher war eben nichts weniger als das, was von Wimpheling im eminenten Sinne gilt, ein Volksschulmann, sondern nur ein vorzüglicher akademischer Docent. Nach alledem werden wir bei unserer obigen Hochstellung des Wimpheling'schen Buches stehen bleiben dürfen.

III.

Wimphelings zweite theoretisch-pädagogische Schrift: „Über die rechte Unterweisung u. s. w."

Nachdem also Wimpheling seine gesammte Theorie im vorerwähnten Buche erschöpfend ausgesprochen, konnte er später etwas Neues dem nicht mehr hinzufügen, sofern er nur überhaupt bei den ausgesprochenen Grundsätzen stehen blieb. Dies letztere aber war der Fall, wie wir bereits in seiner Lebensskizze erwähnten; trotz mannigfacher Schwankungen und Rückschritte, die wir sonst an ihm wahrnehmen, hat er doch im Bezug auf seine große Idee eines rationellen, kurzen, anschaulichen und anziehenden Unterrichts gegenüber dem Unsinn der Scholastik sich nie geändert, und daher dürfen wir nicht erwarten, daß in seinem später noch verfaßten zweiten theoretisch-pädagogischen Buche etwas Neues gegeben sein werde. Dasselbe ist nichts weiter als eine nochmalige kurze Zusammenfassung seiner methodischen Hauptgrundsätze, daß man nicht willkürlich nach verschiedenen Lehrbüchern die Schüler unterrichten solle (Kap. 2), daß das Latein frei sein müsse von Germanismen (Kap. 3), daß gleich nach der schnellen Einprägung der grammatischen Hauptregeln Lectüre der Schriftsteller und practische Übung einzutreten habe (Kap. 4), daß all' die scholastischen Umschweife wegzulassen seien, da die Grammatik

nicht Selbstzweck sei, sondern nur uns zu Lateinern machen solle (Kap. 5), daß aus Sittlichkeitsgründen die den Schülern vorzulegenden Autoren wohl ausgewählt werden müßten, nemlich von den römischen Dichtern nur Virgils Äneide; betreffs der Eklogen desselben Schriftstellers rathe er mehr zu Baptista Mantuanus, empfehle ferner Äneas Silvius u. s. w., einzelne Komödien des Terentius und Plautus u. dergl. (Kap. 6), daß bei einem derartigen Unterricht die Deutschen in ihrem Vaterlande ganz tüchtig werden könnten (Kap. 7), daß man durch die aufgekommene Kunst des Druckens doch sich nicht verleiten lassen solle, das Schreiben in den Schulen zu vernachlässigen (Kap. 8), daß bei der intellectuellen Ausbildung der Schüler immer auch die sittliche im Auge zu behalten sei (Kap. 9), und daß man seinen Lebensberuf nicht in Übereilung auswählen solle (Kap. 10). An diese mehr allgemein pädagogischen Grundsätze reiht sich dann eine spezielle Anweisung für die Heranbildung der Geistlichen mit einem ausgeführten Tageskalender für dieselben. Das Büchlein schließt endlich mit einem Gebete Wimphelings an Christum den Erlöser:

„Sei Jesus gnädig mir, obgleich ich's nicht verdiene, wiewohl ich der Einigkeit der christlichen Kirche, der heiligen Schrift und einer tüchtigen Jugenderziehung immer beflissen gewesen." [1])

Außerdem bezieht sich dies Buch [2]) ganz ausdrücklich immer auf den „Isidoneus" als das mit ihm übereinstimmende nur ausgeführtere Werk [3]). Wir können uns also nach der ausführ-

---

1) Dies Gebet entnimmt Wiskowatoff aus Melchior Adam und scheint in Folge davon über seine Authentizität in Zweifel; er hat wohl gar nicht bemerkt, daß es sich auch hier findet.

2) Der Titel des Büchleins lautet übrigens vollständig: „Diatriba iacobi wimphelingii Seletstattini: sacre pagine licentiati, de proba institutione puerorum in trivialibus et adolescentum in universalibus gymnasiis. De interpretandis ecclesiae collectis. Regule XVI. De ordine vitae sacerdotalis." Das ganze Büchlein hat nur XVI fol. 4° und ist gedruckt in Hagenau 1514, im August. Das mir vorliegende gut gehaltene Exemplar gehört der Hamburger Stadtbibliothek.

3) So im Prolog, cap. 2, cap. 3 etc.

licheren Besprechung des letzteren mit diesen kurzen Andeutungen über dies Büchlein begnügen und gehen nun zur Betrachtung der practisch-pädagogischen Schriften, der Schulbücher unseres Wimpheling über.

IV.

Wimphelings bedeutendstes Schulbuch: „Die Jugend“ [1]).

Unmittelbar nach dem Titel findet sich ein Tetrastychon Crato Udenheims, Lehrers der Schlettstadter Jugend auf Wimphelings „Adolescentia“, worin er wünscht, daß demselben für die den Jünglingen gegebene Anleitung, durch edle Sitten der Götter Behausung zu erklimmen, selbst der Himmel geöffnet werde: „nempe tua multis causa salutis ope es“.

Gleichfalls interessant ist ein diesem folgendes neun Distychen umfassendes Gedicht von Philipp Fürstenberg aus Rinkau,

---

1) Der vollständige Titel lautet: „Ad illustris domini Ludovici Comitis in Leuenstein filium primogenitum D. Wolfgangum adolescentia Wymphelingii.“ — Am Ende des Buches findet sich die Angabe: „Ex officina providi viri Martini Flach, civis Argentinentis: VI. Cal. Sept. ann. mil. quingent.“ (in 4°). — Ein schönes Exemplar dieser ersten Ausgabe befindet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek. — Eine zweite Ausgabe erschien ebenfalls in Straßburg von der Hand des Gallinarius bei Joh. Knoblauch (1505), durch einige weniger wichtige Briefe im Eingang vermehrt. Eine dritte Ausgabe erschien ebendaselbst bei Matth. Hupffuff (1506); eine vierte in Hagenau (1508), die einzige in 8°; eine fünfte (1511) wieder in Straßburg (bei Flach gedruckt, von Knoblauch verlegt); eine sechste nochmals bei Hupffuff (1514); eine siebente endlich gleichfalls in Straßburg (1515); ein Beweis von dem ungemeinen Anklang, den das Werk fand (vgl. Riegger, S. 198—205). Wir geben auch von diesem Buche einen längeren Auszug (wenn auch — wie es in der Sache liegt — nicht in der Ausführlichkeit wie vom „Isidoneus“), zumal Wiskowatoff nur auf Erhard verweist, mit Ausnahme einiger weniger herausgegriffener Stellen.

in dem die Jünglinge vor der Schwelgerei in der Kleidung, im Essen (Hasen, Drosseln, Austern, Falerner Wein) und in der Liebe gewarnt, und zur Lectüre der Autoren, vor allen des weisen Jacobus angehalten werden, dessen Schriften selbst des Tajus Goldsand weichen müßten.

Dem schließt sich dann die Eintheilung des Werkes, des umfangreichsten von Wimpheling, in 109 Kapitel und darauf die Angabe der Schriftsteller an, aus denen er die dem Buche einverleibten Lesestücke entnimmt. Die Namen derselben sind: Socrates, Plato, Aristoteles (natürlich alle drei, da er des Griechischen, wie er im „Isidoneus" bekennt, nicht mächtig war, in lateinischer Übersetzung), Plautus, Valerius Maximus, Salust, Curtius, Martialis coq., Cicero, Seneca, Gellius, Terenz, Horaz, Ovid, Macrobius, altes und neues Testament, Lactanz, Juvencus, Basilius, Gregor, Ambrosius, Hieronymus, Chrysostomus, Augustin, Orosius, Anselm, Bernhard, Vinzent. Belvarius, Thomas Aquinas, Egidius von Rom, Bonaventura, Franz Petrarka, Gerhard von Zütphen, Pogius, Joh. Gerson, Vergerius, Äneas Silvius, Jacob der Karthäuser, Alanus, Franz Philelfus, Baptist von Mantua, Joh. Sulpizius, Sebast. Brant, Hermann Busch, Matthäus Bossus.

Charakteristisch für ihn, den Verächter der Poesie, ist die daran angeschlossene Bemerkung, daß er Prosa und Gedichte sich abwechseln lassen wolle, um Ermüdung zu vermeiden; denn wie es einem anwidere, entweder immer Wein oder immer Wasser zu trinken, sondern die Abwechselung mit beiden am meisten behage, so werde auch den Lesern Prosa und Poesie durcheinander munden. Denn manche behielten einen Gedanken besser, wenn er in einen Vers gekleidet sei, manche, wenn er in Prosa ausgesprochen werde, jeder nach seinem Naturell.

Es kommen aber nun nicht ohne Weiteres die Lesestücke aus den oben genannten Autoren, dieselben finden sich vielmehr mit wenig Ausnahmen erst weiter unten, sondern er giebt auch hier wieder zuerst eine Art theoretische Einleitung, die sich vielfach mit dem Inhalt des „Isidoneus" berührt, sogar auf ihn verweist, gleichwohl in einer Hinsicht sich wesentlich

von jenem unterscheidet. Dies Letztere wollen wir hier besonders herausheben. — Zuerst hören wir auch hier wieder in einem Vorwort an die Lehrer seine Hauptansicht, daß der Unterricht nicht zu weitschweifig sein und auf dunkle und noch dazu unnöthige Dinge sich ausdehnen solle; denn die Eltern wollten ja nicht in Syllogismen und dergleichen ihre Kinder unterrichtet sehen, sondern in Dingen, die sich aufs practische Leben (res gerendae) bezögen [1]).

Aber auch da, wo subtile Dinge vorgetragen werden müßten, müsse, so oft es nur angehe, der empfängliche Sinn der Jugend auf Tugend und Edles, auf Gottesfurcht und Furcht vor dem letzten Gerichte hingelenkt werden [2]). „Müht euch also nicht von Kindesbeinen bis zum Mannesalter nur mit Spekulationen, unfruchtbaren Conjecturen, Wortkreuzundquerzügen, Gattung und Spezies, und den anderen allgemeinen Begriffen (universalia) ab. Rafft euch auf, erwacht.“ Nicht so sehr möchten sie durch diese Begriffe sich bestricken lassen, als ob von ihnen die Religion, das Recht, Kunst und Wissenschaft, leibliche und seelische Heilung, Staatsleitung, der katholischen Kirche Verneuerung (ecclesiae catholicae reformatio), der römischen Kirche Schutz [3]), der Laster Verscheuchung, des Kriegs Vermeidung, der Ruhm des Friedens, der Türken Abschreckung, ja der ungestörte Fortgang der ganzen Weltmaschine abhinge.

Nach einem weniger wesentlichen Brief an den Adressaten des Buches folgt nun eine Exposition über die Reihenfolge

---

1) Man sieht hier wieder, wie Unrecht Wiskowatoff unserem Manne thut, wenn er sagt, seine Pädagogik habe keinen centralen, sondern nur einen einseitig auf die Kirche bezogenen Zweck (Wiskowatoff a. a. O., S. 52).

2) Dieser moderne Grundsatz — der tiefste Gedanke aller Pädagogik —, daß jede Unterweisung auch zugleich Erziehung sein müsse, findet sich hier also deutlich ausgesprochen, er bildet neben der Verdrängung der Scholastik das zweite positive Verdienst Wimphelings, wenn ihn auch derselbe zu manchen Ausschreitungen veranlaßte, wie wir sahen.

3) Charakteristisch für den Mann steht hier Reformation und Reaction (wie in seinem Leben) unmittelbar neben einander.

der Bücher, die dessen Lehrer einhalten sollen, und hierbei eben weist er nicht nur auf den „Isidoneus“ zurück, sondern wiederholt auch die dort gegebene Anordnung des grammatischen Unterrichts. Diese Darlegung aber führt ihn auf eines seiner Lieblingsthemen, nemlich darauf, daß die Knaben frühzeitig den Wissenschaften zugeführt werden sollten. Hier lesen wir ganz besonders schöne Sentenzen. So stellt er es gleich an den Anfang dieses Abschnittes, daß die Väter den Söhnen keine sichereren Schätze oder einen bleibenderen Schutz fürs Leben mitgeben können, als eine tüchtige Ausbildung in den edlen Wissenschaften [1]). Dies müßte aber, so fährt er fort, geschehen, so lange der Geist noch empfänglich sei, denn in späteren Jahren dürfte es schwer halten. Die Gestaltung aber, die der Geist aus der Jugend mitbringe, die behalte er fürs ganze Leben. Wenn nun aber eine derartige Erziehung Pflicht aller Eltern sei, so natürlich ganz besonders derer, die auf hervorragende Stelle gestellt seien. Denn es sei nur billig, daß die, die die höchste Stelle beanspruchten, auch das Höchste leisteten [2]). Und es sei die sicherste Grundlage des Thrones eines Fürsten, wenn ihn alle auch für den der Herrschaft Würdigsten hielten. Geld, Ehre, Vergnügungen seien hinfällig, nur die Frucht innerer Tüchtigkeit, die allein den Adel verleihe, bleibe unberührt und mache unsterblich.

Es müsse aber von vornherein ein Jeder seine Anlage prüfen, oder — wenn er dazu noch zu jung sei, müsse dies von seinen Eltern und Lehrern geschehen, um zu sehen, wozu er sich neige und eigne.

Der Unthätigkeit und dem geistigen Tode oder unfreien Geschäften aber dürfe man Keinen, auch den Vornehmsten nicht,

---

1) Schon dieser eine Satz, der eine Erkenntniß ausspricht, wie sie weit über jene rohe Zeit (s. oben die Einleitung), ja zum Theil noch über die Einsicht der Gegenwart hinausgeht, sichert Wimpheling den Ehrennamen eines echten Pädagogen und erhebt ihn weit über das unberechtigte Urtheil Wiskowatoffs, der ihm dieses Prädikat streitig machen will.

2) Auch dies ist eine echt liberale, über jene Zeit des unwissenden, arroganten Adels hinausgeschrittene Ansicht.

überlassen, weil sie alle einen freien Geist erhalten hätten. Denn was sei z. B. die Jagd für eine Auszeichnung für einen König (wenigstens wenn er daneben alle geistige Thätigkeit verabscheue), da doch darin der elendste Galgenstrick es ihm gleich thun, wie wahnsinnig dahersprengen, ein Horn am Hals tragen und die Luft mit wüstem Geschrei erfüllen könne?

Nach diesen allgemeineren Bemerkungen geht er nun auf die speziellen Anlagen der Knaben ein und giebt — was er in keinem anderen seiner pädagogischen Werke thut, auch vor ihm noch Niemand in Deutschland gethan hat — eine Art Psychologie der Kindesseele, bei welcher Gelegenheit wir die tiefsten und zugleich auch liberalsten Sentenzen aus seinem Munde vernehmen. Freilich das Fortschrittliche ist in diesem Abschnitt mehr in dem Inhalt [1]) zu suchen als in der Form, denn diese ist eine rein mechanische, scholastische, indem in gänzlich unvermittelten Kategorieen die geistigen Eigenschaften der Jugend nebeneinandergestellt werden. Zuerst nemlich giebt er sechs Zeichen und Beweise einer guten Anlage und eines freien Geistes an, als: von Streben nach Lob und Ehre entzündet werden, Trägheit meiden und immer etwas Rechtes vollbringen wollen; Drohungen und Schläge, noch mehr Schande und Unehre fürchten, woraus die zarte Scheu erwächst, die für dies Alter das beste Zeichen ist. Gut stehe es, wenn die Kinder beim Tadel errötheten und durch Strafe besser würden; ebenso wenn sie den Lehrer und seinen Unterricht hoch hielten und auf wohlgemeinte Mahnung nicht trotzig würden. — Ganz unvermittelt [2]) bespricht er dann die sechs guten und sechs schlechten Eigenschaften der Knaben, wie sie Aristoteles aufzähle, daß sie

1) Auch von jenen öfters wahrhaft großartigen Einzelansichten abgesehen, liegt ja doch diesem ganzen Abschnitte die Erkenntniß zu Grunde, daß der rechte Lehrer die genaueste Kenntniß der Kindesseele haben müsse — ein Satz, der eins der Losungsworte der modernen Pädagogik bildet.

2) Er nennt z. B. wieder manches, was eben schon erwähnt worden.

erstlich von Natur freigebig seien; doch solle man diese Anlage nicht zur Verschwendung ausarten lassen; daß sie ferner, weil sie noch keine schlimmen Erfahrungen gemacht hätten, immer der besten Hoffnungen seien, wogegen man ihnen die Kürze und Hinfälligkeit des Lebens einprägen müsse; daß sie ebenso noch keinen Verdacht und Mißtrauen kennten und alle Menschen für gut hielten, und — weil sie in ihrer Unschuld jeden auch für unschuldig ansähen — alle Leidenden tief bedauerten u. s. w.

Die schlechten Anlagen aber, die er nun viel ausführlicher behandelt, seien erstlich die Wollust, die Körper und Geist entnerve. Gegen sie müsse man frühzeitig geeignete Mittel suchen. Dahin rechnet er: Beschäftigung mit edlen Dingen, Mäßigkeit in Speise und Trank, Gebet zu Gott, Gedanken an den Tod und Betrachtung einer Leiche, süße und tägliche Verehrung der heiligen Jungfrau, Abwehr ausschweifender Phantasie, Erwägung der aus der kurzen Lust resultirenden langen Reue und des Elendes, das im Gefolge jener Sünde sich befinde, als: ihre ganze thierische Art, die Brunst, die nachfolgende Beschämung, die körperlichen und geistigen Nachtheile, als Blässe, Zittern, Ausschlag, Schwindel, Verdauungsschwäche, Podagra, Blindheit, geistige Dürre, Ekel vor geistiger Arbeit, Abscheu vor dem Wort Gottes, Verlust des Gedächtnisses, Furcht vor dem Tod, Unzufriedenheit mit dem vergangenen Leben, frühes Alter und Tod u. s. w. Als fernere Mittel gegen dies Laster empfiehlt er dann, die Einsamkeit zu fliehen, die den schwachen Sinn leicht in schlüpfrige Gedanken wiege, sowie sich alles Umganges mit dem weiblichen Geschlechte zu enthalten, ebenso auch das Theater gar nicht zu besuchen.

Zuzweit spricht er gegen die Unbeständigkeit. Der Jüngling solle im Voraus die Ordnung seines Lebens festsetzen, fest aber nicht dickköpfig (capitosus) sein, denn sowohl die letztere Art von Menschen wie auch die, die sich von jedem Winde bewegen ließen, seien fürs practische Leben unbrauchbar. Müsse irgend eine Änderung im Lebensplan eintreten, so solle

sie so geschehen, daß man sehe, sie sei erst nach reiflicher Erwägung eingetreten. Darauf wendet er sich gegen die Leichtgläubigkeit und giebt hierbei dem Jüngling zu bedenken, daß, je weniger leicht er glaube, um so weniger leicht er betrogen werde.

Was die Heftigkeit anlange, so weist er darauf hin, daß der Beleidiger in den Staub, der Beleidigte aber in den Marmor schreibt, d. h. daß man Beleidigungen, die man Anderen zufügt, vergißt, die man dagegen von Anderen erhält, im Gedächtniß behält.

Besonders eifrig räth er dann, die Knaben vom Lügen abzubringen. Denn wenn sie das als Knaben nicht sich abgewöhnten, würden sie es auch als Männer nicht los werden können. Und doch sei nichts des Menschen unwürdiger als dieses Laster. Denn durch dasselbe werde nach und nach das eigene bessere Bewußtsein gedämpft, die Vernunft immer mehr ertödtet und der Stachel des Gewissens allmählig abgestumpft, und so gehe der Mensch sehend, wollend, wissend unter. Es sei doch zu thöricht, daß man die Falschheit am Menschen nicht bessere, während man doch jede falsche Münze selbst im Kramladen zurückweise. Ein Lügner sei verächtlich, und wenn er noch so vornehm sei und eine noch so hohe kirchliche Würde bekleide [1]). Ein Lügner vor allem aber sei nicht werth, daß man ihm seine Kinder anvertraue. — Am Ende dieses Abschnittes empfiehlt er der Unmäßigkeit gegenüber den Jünglingen Maß zu halten in allen Dingen, im Anzug, im Reden wie Schweigen, in der Fröhlichkeit wie in der Trauer, im Spiel wie im Ernst, im Studium wie in Speise und Schlaf.

Ebenfalls unvermittelt stellt er hierauf die zehn Gebote Gottes in folgenden zwei ganz geschickten Distychen hin [2]):

1) Wieder eine Äußerung, die seine Freimüthigkeit auch in kirchlichen Dingen documentirt, soweit überhaupt seine kirchliche Befangenheit eine solche zuließ.

2) Man hat in diesen Distychen, von denen er übrigens nicht sagt, daß er sie selbst gemacht, wohl den Anfang zur Darstellung einer Art Katechismus zu erblicken.

„Unum crede deum, nec jures vane per ipsum.
Sabbata sanctifices et venerare parentes [1])
Non sis occisor, fur, mechus, testis iniquus,
Vicinique thorum resque caveto suas.“

Dazu bemerkt er noch, daß die drei ersten Gebote sich auf Gott, die sieben anderen auf den Menschen bezögen.

Das Jugendalter, so fährt er dann abermals ohne directe Anknüpfung an das unmittelbar Vorhergehende fort, sei voll Leidenschaften; es dominire in ihm nicht die Vernunft, sondern das Gefühl. Gleichwohl gäbe es für dasselbe vier Tugendwurzeln [2]), nemlich zuerst die Gnadenwirkung Gottes, die Einwirkung der Eltern durch Wort und Beispiel und endlich die Erziehung zur Tugend (d. h. die Schule).

Werde es aber ohne Zügel seinen Leidenschaften überlassen, so berausche es sich in dem unvermischten Moste der Freiheit und trinke die Hefe des Bösen aus. Der wilde Trieb, der den Menschen bald hier-, bald dorthin reiße, müsse der Vernunft unterworfen werden, die da lehrt, was zu thun und was zu meiden sei, — so daß dann der Knabe nichts thue, für das er keinen vernünftigen Grund angeben könne. So erwachse die Charakterfestigkeit, die nichts zufällig thue.

Für die christliche Religion und die Kirchenreformation komme das Allermeiste darauf an, daß die Knaben und Jünglinge echt sittlich erzogen würden. (Christianae religionis et ecclesiae reformationis plurimum interest, pueros et adolescentes bonis in moribus institui.)

---

1) Soll wohl heißen patrem.

2) „causae“, so daß schon durch dieses Wort die Aufzählung einen scholastischen Anstrich erhält (causa prima-gratia dei; causae secundae parentes etc.). Trotzdem liegen derselben zwei großartige Ansichten zu Grunde: 1) daß für die Jugenderziehung die Einwirkung der Familie und zwar in Wort und Vorbild nöthig sei; 2) daß zu derselben hinzu die Schule zu kommen habe. (Haus und Schule!)

Die Zurückführung der Kirche zu der alten sittlichen Größe müsse bei der Jugend anfangen, da ihre Entartung (deformatio) von der schlechten Erziehung ausgegangen sei. (Catholicae ecclesiae ad pristinos et sanctos mores reformatio a pueris inchoanda esset, quum ejus deformatio ab eis prave et nequiter institutis processit.) Auch sei auf die Jugend ja leichter einzuwirken, als auf Erwachsene, da die Ruthe sich leichter biegen lasse als der Stamm.

Wiederum in scholastischer Weise werden nun vier Wege (viae) genannt, auf denen diese Erziehung zu ermöglichen sei, die aber, da sie im Wesentlichen nur eine Wiederholung der vier causae sind, von uns übergangen werden können.

Hierauf aber folgt abermals einer der Hauptsätze der Pädagogik Wimphelings überhaupt: die Erziehung der Knaben zu echter Sittlichkeit ist der größte Segen für alle staatlichen Gemeinwesen, Königreiche und Städte. Denn es habe nicht nur das Christenthum Interesse an einer tüchtigen Erziehung, sondern dieselbe fördere auch alle materiellen Interessen, diene dem Frieden, der Eintracht, dem Glück und Gedeihen des Gemeinwesens [1]).

An diese allgemeinen Grundsätze reiht sich nun eine Art Schulgesetz, eine Aufzählung all der Tugenden, auf die die Erziehung hinzuzielen hat. Dieselbe ist allerdings auch wieder eine mechanische, noch dazu unmäßig ausgedehnte (es werden 19 Gesetze aufgestellt), doch enthält sie wiederum manche vortreffliche Bemerkungen, von denen wir die hauptsächlichsten herausheben wollen. Den Anfang bildet wieder die Gottesfurcht, die dem frühesten Alter schon einzuimpfen sei. Denn was könne dem Menschen heilig sein, dem es Gott und göttliche Dinge nicht seien? Dem Jünglinge solle also die Überzeugung beigebracht werden, daß ein Gott sei, der alles ver-

1) Wiederum ein Beweis, daß er mit seiner Pädagogik nicht einseitig kirchlichen Zwecken dienen will, sondern daß er sie in einem Umfang auffaßt, zu dem sich kaum noch unsere Zeit erheben kann. Wenigstens ist der obige Satz in der Anwendung noch lange nicht allgemein durchgedrungen.

möge, und auch die geheimsten Gedanken durchdringe; ferner, daß seine Seele unsterblich sei und daß er für gute Thaten den schönsten Lohn, für böse aber Strafe empfangen werde [1]). Zuzweit warnt er vor dem leichtsinnigen Schwören, das allmählig zur Geringschätzung des Eides überhaupt führe nach dem Vorgang der meineidigen Franzosen, die überall par ma foi riefen. — Nach dem Gesetz über die Verehrung der Eltern stellt er als viertes das des Umgangs mit Älteren auf, deren Erfahrung die Unerfahrenheit der Jugend zu ergänzen bestimmt sei.

Denn ohne dies würde die Freiheit zur Frechheit, besonders im alleinigen Umgang mit Altersgenossen. Wohl sollen die Jünglinge auch der Erholung pflegen, aber gerade so wie des Schlafes, erst nachdem sie ernsten Dingen genügt. Und selbst ihr Spiel solle nicht ungezügelt sein, sondern von Älteren überwacht werden [2]).

Im fünften Gesetz ordnet er die Ehrerbietung gegen die Priester an, die man einerseits als Diener Gottes, andererseits — um ihre Schwächen nicht zu hart zu beurtheilen — doch auch als Menschen betrachten möge. Ebenso wenig dürfe der Jüngling — dies ist das sechste Gebot — über Jemanden Böses reden, besonders nicht über Magnaten und Regenten, noch über den Papst. *Denn in Folge der Gelegenheit, alle seine Lüste zu befriedigen, der ungeheuren Menge von Schmeichlern, die aus Thoren Wahnsinnige machten, und der ungeheuren Last der Geschäfte sei es schwer, daß ein Fürst ein guter Mann sei. Wenn er also einmal irre, verdiene er Mitleid, nicht Schmähung.*

Im siebenten Gebot spricht er über die Vermeidung schlechter

---

1) Merkwürdigerweise fordert der so strenggläubige Wimpheling für den Religionsunterricht in der Schule hier nur die allgemeinsten Grundlagen nicht einmal des Christenthums, sondern nur der Religion überhaupt.

2) Ebenfalls ein modern-pädagogischer Grundsatz, daß man auch die Spiele der Kinder überwachen, eventuell benutzen müsse.

Gesellschaft, indem er behauptet, daß kein Geschöpf so von Seinesgleichen angezogen und angesteckt werde als der Mensch. Wie man aber den Ausschlag von dem Aussätzigen, so erhalte man die Wollust vom Wollüstigen, werde mit dem Spieler ein Spieler, mit dem Lästerer ein Lästerer u. s. f.

Man solle also die Jünglinge nur solchen anvertrauen, deren Leben klar vorliege [1]), durch deren Vorbild sie nicht zur Sünde, sondern zur Tugend geleitet würden. Ebenso müsse ein wissenschaftlich strebsamer Jüngling nicht nur die bösen, sondern auch die gemeinen und ungebildeten Leute meiden, denn der zu intime Umgang mit ihnen mache ihn verächtlich. Denn „wer sich unter die Schoten macht, den fressen die Schweine". Das führt ihn auf die Klage, die er häufig anstimmt, daß sich zu seiner Zeit gewisse leichtfertige Menschen, besonders an der Seite der Großen, fänden, die das Latein ärger haßten als das Zeichen des Kreuzes, und des Latein mächtige Fürsten Federfuchser (calami cultores) zu nennen sich nicht scheuten. Von solcher Gesellschaft halte sich der feinere Jüngling fern.

In ähnlicher Weise werden auch die übrigen Gesetze, z. B. über die Schweigsamkeit, die Schamhaftigkeit, die Sparsamkeit (doch ohne Neigung zu unrechtmäßigem Erwerb), die Mäßigkeit im Trinken, die Anständigkeit und Reinlichkeit im Äußeren, die Lernbegierde u. s. w. abgehandelt. Erst dann folgt der eigentliche Hauptinhalt und Hauptzweck des Buches, nemlich eine reiche und geschickt ausgewählte Sammlung von Lesestücken aus den oben angegebenen Autoren, die allerdings den Nachtheil, daß in ihr neben die klassischen auch die zum Theil höchst unbedeutenden Autoren der christlich-lateinischen Periode gestellt sind, dafür aber auch den Vortheil hat, daß sie eine Art Literaturbild von der altrömischen Zeit bis auf das Zeitalter Wimphelings bietet. Die übrigen inneren Vorzüge des Buches erhellen theils aus dem hier gegebenen Material, theils haben

1) Ein hochwichtiger Satz, daß der Lehrer eine ethische Persönlichkeit sein müsse. (Hauptthese auf einer kürzlich abgehaltenen Hauptversammlung der Lehrer Rheinbaierns zu Kaiserslautern. Allgemeine deutsche Lehrerzeitung, Jahrg. 74, Nr. 40.)

wir in unseren Noten noch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht. Hier sei nur noch einmal auf eine mehr äußerliche, in den Zeitverhältnissen begründete Bedeutung des Buches hingewiesen. In einer Zeit, wo eben erst die Buchdruckerkunst ins Leben getreten war und die Bücher noch immer einen sehr hohen Preis hatten, wo aber eine durchgreifende Erneuerung der Pädagogik, ohne daß dem Schüler wie dem Lehrer wieder die lebendigen Beispiele zu dem todten grammatischen Unterricht in die Hand gegeben wurden, gar nicht möglich war; in einer Zeit endlich, wo eine neue, frischere Strömung in das gesammte alte, stagnirende Geistesleben überhaupt nur durch die Wiedererweckung des klassischen Alterthums einzuführen war, in einer solchen Zeit mußte ein derartiges Buch, das erste seiner Art, einen ungemeinen Nutzen schaffen. Es sind denn auch die rasch nach einander sich nöthig machenden Ausgaben (bei der, wie Wiskowatoff glaublich macht, damals üblichen hohen Zahl von circa 1000 Exemplaren pro Auflage) die besten Beweise für den Anklang, den dies Schulbuch in allen Kreisen fand.

Es wird uns aber auch ausdrücklich berichtet, wie bald es schon in den Schulen Eingang gefunden habe [1]).

So dürfte denn auch dieses Buch unserem Wimpheling nicht nur den Namen eines Pädagogen und zwar eines großen, sondern auch den eines wirklichen Reformators der Schule zu erwerben geeignet sein. —

Wir kommen nun zu dem anderen bedeutenden Schulbuch Wimphelings, seiner „Deutschen Geschichte“, von der wir ebenfalls einen detaillirteren Auszug geben wollen, um so mehr, als dieses hochwichtige Buch vor Wiskowatoff noch gar keine, durch Letzteren aber nur eine ganz kurze Besprechung erfahren hat.

1) Vgl. Riegger, S. 222.

V.

Wimphelings „Abriß der deutschen Geschichte“ [1]).

Dem Texte selbst vorausgeschickt ist ein das Werk und den Verfasser charakterisirender Widmungsbrief Wimphelings an seinen Freund Thomas Wolf jun., in dem er sich folgendermaßen ausläßt: „Da er gesehen habe, daß die römische, venetianische, französische u. s. w. Geschichte täglich gelesen werde, so habe er vor Kurzem den Sebastian Murrho veranlaßt, aus den alten Geschichtsschreibern wenigstens einen Auszug der deutschen Geschichte zusammenzustellen, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob die Deutschen, während die übrigen Nationen die herrlichen Thaten ihrer Ahnen zu verbreiten sich beeifern, allein wie Schlafmützen (somnolenti) aller höheren Regungen baar und gegen den Ruhm ihrer Väter gleichgültig seien. Murrho habe eingewilligt, sei aber durch einen zu frühen Tod seinem Vorhaben entrissen worden. So wolle er denn seine angefangene Arbeit vollenden, damit alle Deutschen daraus die hohe Begabung, die kriegerischen Triumphe, die Erfindungen auf dem Gebiet der Künste und den herrlichen Charakter der Deutschen kennen lernten und i h r e s t r e b s a m e n N a c h k o m m e n

---

1) Der Titel des ebenfalls lateinisch geschriebenen Werkes lautet: „Epithoma rerum Germanicarum usque ad nostra tempora.“ Am Ende des Buches findet sich die Bemerkung: „Johannes Prüs in aedibus Thiergarten Argentinae imprimebat. Mathias Schürer recognovit, anno 1505. quinto Idus Martii. Conrado Duntzenhemio dictatore Argentinensi.“ (4°.) Wieder herausgegeben wurde es 1532 apud Jo. Xervagium in: Wittekindi Saxonis rerum ab Henrico etc. gest. lib. III. una cum aliis etc. ab anno 800 usque ad praesent., fol. Desgleichen in Sim. Schardii hist. op. Tom. I. Basil. 1574 ex offic. Henricpetrina, fol. (Diese von mir benutzte schön gedruckte Ausgabe befindet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek.) Endlich in Sim. Schardii rer. Germ. script. var. (Giessen 1673), fol., tom. I. Außerdem noch eine Separatausgabe Marp. 1562, 8°. Desgleichen eine 1524, 1532, 1594 u. s. w. S. R i e g g e r, S. 250.

eine Veranlassung erhielten, täglich noch größere Thaten hinzuzuthuen.“ [1])

Darauf antwortet Thom. Wolf jun. in einem kurzen, aber gleichfalls interessanten Brief, in welchem er unter Anderem sagt: Das vorliegende Werk werde seinen Verfasser auch nach dem Tode noch fortleben lassen. Freilich auch Tadler würden nicht fehlen. Er selbst kenne welche in der Welt, beinahe hätte er gesagt in der Stadt, die, obgleich sie die Priesterweihe erhalten hätten und in der Klasse der Geistlichen als Fahnenträger gälten, doch an Würfel- und Kartenspiel mehr Gefallen fänden als an Hieronymus und Cyprian; die, während sie im Heiligthum die Horen sängen, sich innerlich darüber ängstigten, ob auch daheim die Pfefferbrühe tüchtig gewürzt, der Braten gut gesalzen, die Bratwürste gehörig dick seien, und die, obwohl ohne Vorzüge der Geburt, des Geistes oder Herzens, doch in der Versammlung der Gelehrten obenan sitzen wollten. Dies erwähne er nur nebenbei, damit die, die vom blinden Glück mit Amt und Würden bedacht worden seien, sich nicht zu viel anmaßten. Die unlautersten Leute erhielten hohe Stellen, wie allbekannt, woher das Sprichwort: „Der Esel trägt das Heiligste.“ [2])

Dieser Brief ist datirt aus Straßburg vom Jahre 1504 [3]).

1) Dieser Satz bestimmt ausdrücklich dies Buch wieder mit für die Jugend, obwohl natürlich Wimpheling nur wünschen konnte, daß es eine möglichst allgemeine Verbreitung und Benutzung fände.

2) Ein damals übliches Sprichwort, das wir oft antreffen: „asinus sacra portat“.

3) Wiskowatoff, der die Marburger Ausgabe hatte, beklagt, daß dort der ganze Brief, bei Riegger, S. 258, aber das Datum wenigstens fehle, aus dem man vielleicht ersehen könne, ob nicht schon vor 1505 das Werk herausgekommen. Es ist merkwürdig, daß bei solchen Scrupeln Wiskowatoff nicht noch eine andere Edition, die leicht zu erlangen gewesen, sich verschafft; noch merkwürdiger aber, daß er ganz übersehen hat, daß Riegger wirklich das Datum angiebt, nemlich 1504. Wiskowatoff möge sich, da auch in meiner Ausgabe dies Datum sich findet, nunmehr überzeugt halten, daß, da das Jahr 1504 jedenfalls von der Fertigstellung des Werkes in Anspruch genommen worden, dasselbe factisch nicht vor 1505 erschienen ist.

Hierauf folgt in 72 längeren oder kürzeren Kapiteln die geschichtliche Darlegung. Dieselbe beginnt damit, daß er erwähnt, die Deutschen beständen aus fünf Stämmen: 1) den Vindelikern, von denen die Burgunder ein Theil seien; von diesen wieder stammten die, die Frankreich inne hätten, die aber als deutsche Colonisten französische Sitten und Gebräuche angenommen hätten; 2) den Ingevonen, von denen die Cimbern ein Theil seien; 3) den Istevonen am Rhein; 4) den Hermionen, zu denen die Sueven gehörten; 5) den Peucinern, den Nachbarn der Dacier. Von diesen hätten zu den Zeiten des Homer die Cimbern Krieg geführt bis an den mäotischen See und als Denkmal dafür den cimmerischen Bosporus hinterlassen (denn die Griechen nennten die Cimbern *Κιμμέριοι*) und seien dann bis Jonien vorgedrungen, wo sie Sardes zerstört hätten. Das Klima ihres Landes sei neblig und finster; nie leuchte ihnen Phaëton, immer breite sich über ihnen schreckliche Nacht aus, wie der Poet sage. Sie wohnten an der Küste Deutschlands, zwischen Ostsee und schwarzem Meer. Bis nach Jonien vorgedrungen, seien sie aber dann wieder von den Scythen verdrängt worden. „O daß doch", fügt er hier hinzu, „heutzutage unsere deutschen Fürsten so viel Muth hätten, jene Ländereien, die die Cimbern einst lediglich des Kriegsruhms willen eroberten, für das Christenthum den Türken wieder zu entreißen." [1])

Nach diesen Mittheilungen über die Urgeschichte unseres Volkes kommt er zu den Berührungen der Cimbern mit den Römern, wo er im Ganzen übereinstimmend mit den Resultaten unserer heutigen Geschichtsforschung berichtet. Bei dieser Gelegenheit erzählt er, daß nach der Überlieferung zuweilen auch deutsche Frauen mitgekämpft und ihre Kinder schon in der Wiege dem Kriegsgott Mars geweiht hätten. Denn bei den Sternkundigen stehe es fest, daß die Deutschen nicht allein durch den Einfluß des Mars nur zum Kriege herangebildet, sondern auch unter diesem Sternbilde geboren seien;

1) Der Krieg gegen die Türken war das „Ceterum censeo" der Meisten der Humanistenpartei, u. A. auch Huttens.

daher ihre lange, kräftige Gestalt, daher ihr im Frieden freundliches, im Krieg aber schreckliches Antlitz, ihre flammensprühenden Augen und furchterregende Stimme.

Den Sieg der Deutschen über Varus, von dem er dann berichtet, läßt er bei Augsburg stattgefunden haben. Von der nachfolgenden Zeit der Völkerwanderung berichtet er hierauf nur andeutungsweise und läßt sich dann von der Erwähnung der Longobarden gleich auf Karl den Großen hinleiten, bei dem er länger verweilt. Er sei nach Rom gekommen, habe dem Papst die Füße geküßt und Pipins Schenkung vergrößert. Durch einen Aufstand der Sachsen sei er dann heimgerufen worden. Dort habe ihn der vertriebene Papst Leo III. aufgesucht. Mit demselben sei er dann wieder nach Rom geeilt und habe in St. Peter ein Verhör über denselben anstellen wollen. Einstimmig aber hätte Volk und Clerus geantwortet: „Der apostolische Stuhl, das Haupt aller Kirchen, dürfe von keinem Laien gerichtet werden." Deswegen habe Karl sein Vorhaben unterlassen und Leo auf das Evangelium einen Reinigungseid geleistet. Aus Erkenntlichkeit habe Leo, in der Erkenntniß, daß die constantinopolitanischen Kaiser diesen Namen nur mühsam aufrecht erhielten und Italien dadurch geschädigt werde, Karl zum Kaiser verordnet (Imperatorem decernit) „Was konnte", so ruft er hierbei aus, „den Deutschen Glorreicheres widerfahren, als wegen hervorragender Verdienste im Krieg und um die Vertheidigung des Priesterstandes sich die Weltherrschaft verdient zu haben und zu besitzen, so lange die Erde steht?" Sein Endurtheil über Karl ist, daß er ein Kaiser war, wie keiner je ihn übertroffen, ja nicht einmal erreicht hat; er sei auch, so weit es die Zeit gestattete, ein Liebhaber der Wissenschaften gewesen und habe als der erste, allerdings auf Albinus Rath, das Gymnasium zu Paris gegründet. Als Vertreter der Wissenschaften zu Karls Zeit nennt er dann noch Bonifacius, den Apostel der Deutschen, Rhabanus, Theolog und Poet, Strabus und Haymo.

Von Ludwig dem Frommen rühmt er vor allem seine Freundlichkeit gegen die Kirche, in der er sogar verordnet habe,

daß die Knechte Christi keiner menschlichen Knechtschaft unterworfen würden. Ebenso habe er seinen Erstgeborenen, Lothar, zum Papst gesandt, damit der ihn salbe. Dessen Sohn, Ludwig II., sei ebenfalls vom Papst ehrenvoll empfangen, geküßt, gesalbt und mit der Krone beschenkt worden. Derselbe Fürst habe auch seine Zustimmung zur Verordnung Nicolaus I. gegeben, daß kein weltlicher Fürst den Conzilien der Geistlichen beiwohnen dürfe, außer wenn über den Glauben verhandelt würde.

Der Kaiser Arnulf aber habe gegen die Geistlichkeit gewüthet, weswegen er auf Gottes Wink bald von der Läusekrankheit hinweggerafft worden sei. So habe noch nie einer ein gutes Ende gehabt, der den Clerus, die Kirche, die Diener Gottes verfolgt habe. Hierauf hätten längere Zeit kraftlose Regenten, sowohl auf dem deutschen Thron als auf dem Stuhle Petri geherrscht; eine Ausnahme mache nur Heinrich, der die Ungarn bei Mersburg geschlagen. Vor allem brandmarkt er dann den Papst Johann XII., der ein von Jugend auf in allen Schlechtigkeiten geübter Mensch gewesen und die von seiner Wollust erübrigende Zeit der Jagd gewidmet habe. Der Papst Leo, den hierauf der Kaiser Otho auf den Rath des Clerus gewählt, habe dann, der Wankelmüthigkeit des römischen Volkes überdrüßig, die Papstwahl vom Clerus und Volk auf den Kaiser übertragen.

Übereinstimmend im Ganzen mit unserer Geschichtskenntniß wird nun das Leben Othos II. erzählt, desgleichen das Othos III. Von dem mit diesem gleichzeitigen Papste Gregor berichtet er, derselbe habe in Erkenntniß der Schwäche des Reiches und des Wechsels des Glücks und damit immer auch der Tüchtigkeit die Würde zufiele, über die Kaiserwahl 1002 bestimmt, was sich bis auf seine, Wimphelings, Zeit erhalten habe, daß es den Deutschen allein zustehen solle, einen Fürsten zu wählen, der aber dann erst als Kaiser angesehen werden solle, wenn der römische Papst ihn gesalbt habe. Dagegen solle aber auch jene Wahlbefugniß den Wählern kein Papst nehmen können.

Obgleich, so fährt er fort, das Schirmrecht der Kirche

und das römische Kaiserthum also einer hochherzigen, charakterfesten und wahrhaftigen, statt einer leichtsinnigen und wandelbaren Nation übertragen gewesen, so hätten doch die Westfranken dies sehr übel genommen. Allein weil das Geschlecht Karls des Großen bei ihnen ausgestorben gewesen, so hätten sie doch davon abgesehen, das Kaiserthum wieder zu verlangen. Und das mit Recht. Denn das echte Geschlecht Karls, wie von den Deutschen entsprungen, habe auch daselbst Dauer gewonnen in den Häusern Sachsen, Baiern und Östreich, welchen Ländern Karl Herzöge aus seinen Verwandten gegeben habe. Überhaupt stammten alle Franken des rechten Rheinufers, zu denen Karl seiner Abkunft nach gehöre, in langer Reihe von trojanischem Geblüt nach Ilions Eroberung ab. Der heilige Arnolphus, Bischof von Metz, vorher Magister Domus bei den Frankenkönigen, habe nemlich zwei Söhne gehabt, Anghisus und Clodulph. Der Name Anghisus nun soll von Anghises, dem Vater des Äneas, der von Troja nach Italien kam, abgeleitet sein. Dieser Anghisus habe Pipin gezeugt, dieser Karl, den Sieger über die Sarazenen; dieser aber den Pipin, den Vater Karls des Großen.

Nach dieser merkwürdigen Episode geht er zu Heinrich dem Heiligen fort, über dessen Leben er nichts zu sagen wage, da es seine Kräfte übersteigen würde. Doch habe er, der wegen der Heiligkeit seines Lebens unter die Heiligen versetzt worden sei, auch den Krieg nicht vernachlässigt und die Sarazenen aus Kapua vertrieben.

Von dem auf Heinrichs Nachfolger Conrad folgenden Heinrich II. erzählt er, daß er auf einer Synode in Italien die drei Scheusale Benedict IX., Sylvester III., Gregor VI. abgesetzt und Clemens II. auf den Stuhl Petri erhoben, auch die Römer verpflichtet habe, nie ohne Befehl des Kaisers an einer Papstwahl sich zu betheiligen, in der Erwägung, daß jeder Ränkesüchtige durch Bestechung nach dieser höchsten Würde trachte, die nach Gottes Fingerzeig doch nur frommen und gelehrten Männern zu Theil werden dürfe. Von dem von diesem Kaiser später ernannten Papst Leo IX., einem Elsässer (Bruno,

Graf von Dabisburg, vorher Bischof von Toul), der den constantinopolitanischen Kaiser genöthigt habe, das von den Barbaren geschändete Grab wieder herzustellen, berichtet er, daß er bei Gott so wohl angeschrieben gewesen, daß er gewürdigt worden sei, noch bei Lebzeiten die Englein singen zu hören und Christum in Gestalt eines Armen gastlich aufzunehmen. In der Wissenschaft habe damals Burkhard von Worms, Bruno, Bischof von Würzburg, und der Mathematiker Hermannus Contractus geglänzt, der über die Quadratur des Zirkels geschrieben haben solle. Von Stephan IX. erzählt er die durch ihn bewirkte Zurückführung der fast 200 Jahre abgefallen gewesenen mailändischen Kirche zum Gehorsam gegen Rom, als der wahren Mutter und Ernährerin. „Möchten doch", so ruft er bei dieser Gelegenheit aus, „auch in unserem Jahrhundert der Papst und unsere Fürsten endlich wirksam darauf denken, das Königreich Böhmen unter die heilige und ungetheilte Einheit der römischen Kirche zurückzuführen, sei es, daß das leichter auf dem Wege der Milde oder der Waffen möglich erscheint!"

Nachdem er dann den Streit Heinrichs III. [1]) mit Gregor VII. kurz berichtet, sagt er: „Wir wundern uns, daß dieser Heinrich mit so heftiger Feindseeligkeit den Gregor quälte, da er sonst vielfachen guten Werken ergeben, auch ein tüchtiger Kriegsheld war."

Friedrich I., Barbarossa, auf den er dann weiter unten zu sprechen kommt, nennt er einen ohne Zweifel dem großen Karl gleichen Kaiser. Auf seinem zweiten Römerzuge seien Gesandte vom Papst Alexander III. zu ihm gekommen, die ihn gebeten hätten, den Zwiespalt zwischen Octavian und Alexander aufzuheben. Der gute Fürst habe sodann beide Päpste nach Pavia citirt. Der stolze Alexander habe diese Aufforderung zweimal schnöde zunückgewiesen und den Kaiser, der nun den

1) Er irrt sich hier, weil er Heinrich den Heiligen nicht mit einer Zahl bedacht hat, constant in der Zahl der Heinriche und nennt Heinrich III. den, den wir den IV. nennen u. s. f.

Octavian bestätigt habe, gebannt. Hierauf habe er sich nach Frankreich geflüchtet, während Friedrich alle päpstlichen Städte besetzt und Mailand zerstört habe, aus dem die Leiber der drei heiligen Könige nach Köln gebracht worden sein dürften. Nachdem er hierauf den weiteren Verlauf dieser Kämpfe ausführlicher, jedoch immer so berichtet, daß er dem Papst die Hauptschuld beimißt, erzählt er ihre von dem Kaiser ausgegangene Versöhnung zu Venedig und fügt folgendes Schlußwort hinzu: „Über was soll ich mich mehr wundern, über des Papstes Übermuth oder des Kaisers Hartnäckigkeit oder der übrigen Fürsten Trägheit, daß sie zum unersetzlichen Schaden der Christenheit diese fluchwürdige Entzweiung geduldet?“ Denn das sei die Quelle aller Übel bis auf seine Zeit geworden.

Auch den Streit zwischen Friedrich II. und dem Papste stellt er so dar, daß der letztere als der eigentliche Friedensstörer erscheint, indem er hinzufügt, daß derselbe die Familie der Hohenstaufen wohl persönlich gehaßt habe. Daran schließt sich folgende höchst merkwürdige Darlegung. Die Städte Italiens, so fährt er nemlich fort, hätten sich damals in zwei Theile geschieden; die dem Papst anhingen, seien Guelfen, die Parteigänger des Kaisers aber Gibellinen genannt worden. Diese Namen aber seien zuerst in Pistoria aufgekommen, wo zwei deutsche Brüder, der eine Guelph, der andere Gibel mit Namen, die beiden Parteien angeführt hätten (!). Sein Endurtheil über Friedrich II. lautet: „Er war der mächtigste Kaiser seit Karls des Großen Zeiten, ein tüchtiger Feldherr, sprachenkundig, ausgezeichnet an Körper und Geist. Hätten ihn die Italiener nicht gehindert, seine Waffen gegen die Feinde Christi zu führen, und hätte er die Päpste weniger angegriffen, so würde er unsterblichen Ruhmes werth geachtet worden sein. Nachdem er hierauf den Untergang der noch übrigen Hohenstaufen berichtet, schließt er diesen Abschnitt mit den Worten: So endete das glorreiche Haus Schwaben nach Gottes unerforschlichem Rathschluß auf so klägliche Weise.

Die weitere Darstellung nimmt unser besonderes Interesse

erst wieder bei Kaiser Karl IV. in Anspruch, von dem er beklagt, daß er mehr für Böhmen als für das Reich gesorgt habe. Auch habe er seinen völlig trägen Sohn Wenzel schon in dessen 15. Jahre zum Kaiser erhoben. Unter diesem thörichten Menschen sei die wahnwitzige Secte der Hussiten entstanden, die den an Böhmen angrenzenden Theilen Deutschlands viel Schaden gethan. „Möchte nur", so ruft er hierbei aus, „dieselbe nicht noch zuletzt im oberen Deutschland sich einschleichen." Dagegen kann er seinen Unwillen auch darüber nicht bergen, daß Papst Innocenz Karls Krönung nur unter der Bedingung zugelassen, daß er Rom und Italien meide. Er citirt hierbei unter Anderem einen Ausspruch Petrarka's, der da lautet: „Was ist das für eine Frechheit, dem Herrscher Roms die Freiheit zu nehmen?"

Die Besprechung der Regierung Wenzels bringt ihn noch einmal auf die Hussiten, die, Verächter der heiligen römischen Kirche, der päpstlichen Herrlichkeit und des kirchlichen Cultus, daher entstanden seien, daß die Doctoren und vorzüglichen Gelehrten durchaus nicht in das Domkollegium Prags aufgenommen worden seien. „Daß nicht ein ähnliches Gift unter der deutschen Nation ausbreche, davor mögen sich hüten die Kirche zu Speier, Augsburg u. a., die nach Ausstoßung der gelehrten Männer nur solche allein aufnehmen, die durch ihren Adel glänzten. Mögen an diesem Wenzel aber auch unsere Fürsten lernen, daß eine gute Regierung nicht aus Trägheit, Üppigkeit, Wollust, Jagd, sondern aus Arbeit, Wachsamkeit, Energie, Weisheit, Tugend, Gerechtigkeit, Einfachheit, Frömmigkeit, Vaterlandsliebe hervorgeht."

Von Sigismund berichtet er, daß derselbe, den Nothstand der Kirche beklagend, ein Conzil zu Constanz zu Stande gebracht habe. Unter vielem Anderen, das innerhalb dreier Jahre von den dort versammelten Vätern beschlossen worden, sei besonders das wichtig [1]), daß der vom Conzil gewählte

1) Höchst auffallend muß es erscheinen, daß er von Huß und seiner Verurtheilung, resp. Verbrennung gar nichts erwähnt. Es kann doch,

Papst nach fünf Jahren, seine Nachfolger nach je sieben Jahren allgemeine Conzilien zur Erhaltung der Einheit der Christen zu berufen verpflichtet sein sollten, in denen die Freiheit gegeben sein sollte, was innerhalb der Kirche dem Christenthum zuwiderzulaufen schiene, zu ändern und zu verbessern, vor allem an den Häuptern. Von dem Baseler Conzil berichtet er nur, daß die Väter, die dort das von Papst Martin beschlossene, von Eugen gebilligte Conzil abgehalten hätten, von Eugen abgewichen seien, daß aber diese Streitigkeiten ausgeglichen worden wären. Von Sigismund erzählt er, um seine Wissenschaftlichkeit zu rühmen, daß er einst geäußert, er erröthe über die Unwissenheit der Kurfürsten, die Latein weder lesen noch verstehen könnten. Derselbe habe außerdem Gelehrsamkeit immer höher als den Adel der Geburt gehalten, indem er zu sagen gepflegt habe: Geistesgrößen vermöge nur Gott ins Dasein zu rufen, Vornehme an Titel und Gütern könne er selbst jeden Augenblick schaffen. Derselbe Sigismund solle, wegen einiger grammatikalischer Schnitzer getadelt, geantwortet haben: „Wenn wir über dem Gesetz stehen, warum nicht auch über der Grammatik?“ Dagegen, so fährt Wimpheling fort, schämten sich zu seiner Zeit die Fürsten des Lateins und der Wissenschaften, da die Schmeichler, die wie Blutsauger ihnen stets anhingen, es ihnen einredeten, das sei eines Fürsten unwürdig. Denn jene schamlosen Hunde fürchteten dann, ihre Macht an die Gelehrten zu verlieren. Gelegentlich der Erzählung des Siegs, den der Dauphin Ludwig von Frankreich mit 30,000 Franzosen über 2000 Schweizer davongetragen, erwähnt er, daß die ersteren nun prahlten, sie hätten sämmtliche Deutsche besiegt. Er wundere sich nur, wie

---

da dies Factum von seiner Zeit nicht so weit entfernt lag und er sonst auch die Geschichte jenes Conzils zu kennen scheint, unmöglich angenommen werden, daß er gar nichts davon gewußt habe. Das Richtige ist vielleicht, daß er doch die große Strenge gegen Huß, besonders seine Hinrichtung, nicht gebilligt (vgl. den Brief über Luther in unserer Lebensskizze Wimphelings), aber aus Scheu vor den kirchlichen Machthabern lieber gänzlich darüber geschwiegen habe.

trotzdem sowohl die Schweizer lieber den französischen als den römischen Fahnen folgten, wie auch, daß einige Deutsche die französische Herrschaft über Deutschland wünschten. Sie sollten doch ja die Folgen bedenken, damit sie nicht, wenn es zu spät wäre, dann thöricht jammerten: hätten wir dies doch nicht gethan. „Möchten nur", so setzt er hinzu, „auch unsere Fürsten nicht am Pipps (pituita) leiden, sondern die Einigkeit unter einander pflegen, durch die sie allein das Heil des Vaterlands, für sich Ehre und Ruhm, und unüberwindliche Widerstandskraft gegen alle Feinde, vor allem die Türken, schaffen können."

In anziehender und eingehender Weise berichtet er dann die Niederwerfung des französischen Nachtrabs durch die Schlettstädter Bürger unter Anführung des langen Conrads. Die damals erbeuteten Fahnen seien zum ewigen Gedächtniß in der Pfarrkirche der Stadt aufgepflanzt. Hier giebt er auch wieder einen längeren literarischen Exkurs und erwähnt, daß Theologie, Astronomie, Mathematik, Latein und Griechisch damals geblüht habe. Er nennt hierbei Nicolaus von Cusa, Mathematiker und Theolog, Cardinal, gestorben 11. August 1400; ferner den Karthäuser Jacob Teutonicus; den Karthäuser Dionysius; Laurentius von Köln; Johann von Vuesalia; Agrikola u. A. Besonders über Letzteren verbreitet er sich weiter, giebt auch sein Todesjahr auf 1486 (28. October) an. Auch Musiker nennt er, so Conrad von Zabern, der ein Buch über das Monochord und eins über den rechten Gesang geschrieben habe. Zuletzt nennt er Gabriel Byel aus Speier; er bezeichnet denselben als einen Theologen von großem Genie und Gelehrsamkeit, der an der Universität Tübingen mit höchstem Ruhm Vorlesungen gehalten habe.

Auch eine längere Auslassung über die Tapferkeit der Deutschen findet sich hier wieder. Sie seien das Volk des Sieges, nicht einmal von den Römern, den Weltbezwingern, überwunden. Hätten letztere wirklich einzelne Theile Deutschlands bewältigt, so hätten sie dies mit Hülfe Deutscher vollbracht, durch die allein sie auch den Erdkreis erobert hätten. Später

aber hätten die Deutschen selbst die Weltherrschaft in die Hand genommen. Wahrer Adel, wahre Freiheit, Treue, Stärke, Tapferkeit, Ausdauer finde sich bei den Germanen. Deshalb wundere er sich, daß die alten wahr sein wollenden Historiker immer die Fehler der Deutschen aufzuzählen bereit wären, ihre Tugenden aber nur mit Widerwillen nennten oder ganz verschwiegen. Hätten die Germanen ihre Schriftsteller gefunden wie andere Völker, so würden ihre Heerführer ebenso im Munde der Menschen leben wie die Scipionen u. s. w.

Zuletzt bespricht er auch noch den zu seiner Zeit herrschenden Maximilian, von dem er behauptet, daß er ein noch größerer Kriegsheld als Alexander der Große genannt werden könne. Schon als Knabe habe er siegreich mit den Franzosen 2c. gekämpft. „Unter ihm führen wir ein ganz glückliches Leben, denn Niemand ist gegen die Seinen gütiger, gegen die Feinde schrecklicher." Seine glänzenden Siege habe Hermolaus Barbarus in Versen, Marullus aus Constantinopel in Prosa verherrlicht.

Nachdem er dann den glorreichen Kampf des Erzherzogs Sigismund von Östreich gegen die Venetianer unter Robert von Sanseverino ausführlich erzählt, fährt er fort: „Könnten denn die Deutschen mit ihren von mehr als 50 Stämmen noch übrigen Völkern mit Gottes Hülfe nicht auch die Türken besiegen? Ist's nicht verwunderlich und ein wahres Werk des Teufels, der zwischen die Deutschen Zwietracht säet, daß die gesammten christlichen Fürsten und Völker, wie vom Schlaf übermannt, Constantinopel nicht wieder erobern und gar nicht daran denken, daß es sich um ihr eigenes Wohl handelt, wenn die Wand des Nachbars brennt? Es könnte doch dabei auch der Deutschorden, der ja aus Fürsorge für die Christen unter den Sarazenen gestiftet worden wäre, mithelfen." Diese Betrachtungen bringen ihn dann zu folgender Anrede „an alle deutschen Fürsten": „Was dürft ihr, wenn ihr nur erst eure gegenseitige Feindschaft bei Seite gelegt, nicht alles hoffen auszuführen, da doch einst ein ganz geringer Theil der Germanen von einer unbekannten Insel aus bald ganz Europa und einen

Theil Afrika's und Asiens unterjocht hat! Sollte im ganzen Körper weniger Kraft sein als im einzelnen Finger? Wie lange also laßt ihr Constantinopel, die Hauptstadt des östlichen Kaiserreichs, die Säule Griechenlands unrechtmäßig besetzt, der Christen Blut vergossen, der Heiligen Reliquien den Hunden vorgeworfen, Gottes und seiner Mutter Bildnisse zerstochen und bespeit und Christen in die Sklaverei geschleppt werden?

Vielleicht führt ihr unter einander gerechte Kriege. Aber gerechter ist es, für Christum kämpfen, und nöthiger, sein Erbe als das eure zu schützen. Denkt an die gemeinsame Gefahr, stellt das Kleine dem Großen nach! Tragt kein Bedenken, um des Friedens und um Gottes willen den Kürzeren zu ziehen. Die deutsche Uneinigkeit nehme endlich ein Ende! Erlöset die unglücklichen Christen aus türkischer Gefangenschaft! Das ist für euch wahre Ehre, das wahrer Glaube. Ihr seid von Adel, tragt goldene Waffen; nun, ihr seid auch Christen, so zeigt denn auch diesen Adel, zeigt den christlichen Kriegerstand, zeigt Glauben und Religion durch That und Wahrheit! Hütet euch, daß eure Widersacher euch nicht Trägheit, Trunkenheit, Tändelei, Üppigkeit, Wollust u. s. w. vorwerfen! Laßt euch endlich bewegen von den Anregungen, die ihr schon oft auf den Reichstagen zu Nürnberg und a. a. O. erhalten habt."

Ein allgemeines Lob der Deutschen bildet den Schluß des Werkes. Zuerst berührt er ihre Tüchtigkeit in den Künsten, und zwar rühmt er vor allem die Erfindung der Donnerbüchse, die nicht nur Mauern brechen, sondern auch den Himmel erschüttern könne; desgleichen die der Buchdruckerkunst. „1440 wurde durch Johann Guttenberg aus Straßburg dem Erdkreis eine fast göttliche Wohlthat erwiesen, da er in Straßburg eine neue Art zu schreiben erfand." Hierauf nennt er die berühmtesten Buchdrucker Straßburgs bis auf seine Zeit, desgleichen auch solche, die von Straßburg aus diese Kunst nach außen getragen, wie z. B. Ulrich Han, der die erste Druckerei in Rom aufstellte. Darauf rühmt er die deutsche Baukunst; besonders erwähnt er hier den Straßburger Dom, von dem,

wenn ihn Phidias und die anderen alten Meister sehen könnten, sie sich und die ägyptischen Pyramiden für besiegt erklären würden. Ebenso großartig sei die deutsche Malerei und Plastik. Die Deutschen aber seien auch sonst den anderen Völkern überlegen, z. B. durch ihren Adel. Denn wenn man den Adel durch Thaten erlange, welche Nation sei dann prächtiger als die deutsche; wenn man ihn aber nach dem Alter berechne, so hätten ebenfalls die Deutschen den Vorzug; denn sie seien älter als die Römer; Rom sei wohl 752 Jahre älter als Christus; dagegen stehe fest, daß die Stadt Trier 2000 Jahre älter als Christus sei.

Die Deutschen seien ferner freundlich, freigebig, gastfrei. Letzteres aber rechne man ihnen gerade zum Laster und bezüchtige sie der Völlerei. Betreffs der Fruchtbarkeit des Landes wolle er sich nur auf das Elsaß beschränken, das mit Recht die Kornkammer Deutschlands heißen könne. Z. B. seine Weine hielten sich 60 Jahre, während die italienischen und spanischen wohl feinen Geschmacks, dick und fett seien, aber bald schlecht würden. Hierauf nennt er noch die vorzüglichsten Männer dieses seines engeren Vaterlandes. „Allen Nationen", so schließt er endlich, „ist Deutschland überlegen durch die Masse seiner Männer, die Züchtigkeit seiner Frauen, die Tüchtigkeit seiner Führer, die Tapferkeit seiner Soldaten, seinen Gehorsam gegen den römischen Stuhl, reiche Spendung des Zehnten und der Almosen, anständige Kleidung und gesundes Klima, vielfache Heilquellen, Mangel an reißenden Thieren." Endlich aber seien die Deutschen der Wahrheit treu ergeben, die sie heiliger noch als die Perser verehrten, „und das ist doch von Allem das herrlichste".

Wir haben uns besonderer Hinweise auf die vielfachen Mängel dieses Buches in vorliegender Darlegung seines Hauptinhaltes meist enthalten zu können geglaubt, da dieselben ganz von selbst einem Jeden entgegentreten müssen. Wir wollen indeß zur richtigen Beurtheilung des so wichtigen Werkes dieselben hier nur einmal kurz zusammenfassen. Zuerst ist die unwissenschaftliche Art der ganzen Darstellung hervorzuheben.

Eine wirkliche kritische Sichtung seines Materials hat Wimpheling nicht geübt, sondern berichtet Alles, wie er es gefunden. In Folge dessen finden wir mehrfache Fehler, Widersprüche, Übertreibungen, sagenhafte Partieen u. dergl. Noch schärfer aber tritt der Mangel objectiv-klarer Beurtheilung der Facta und die Geltendmachung seines subjectiven Standpunktes heraus, in Folge dessen die ganze Darlegung fast durchgängig unter kirchlicher Befangenheit leidet. Das wären die Hauptfehler des Buches. Dem treten nun auch eine Anzahl Vorzüge entgegen. Die Darstellung ist im Ganzen eine fließende, meist im angenehmen Erzählerton gehaltene, oft zu fesselnder Anschaulichkeit sich erhebende, durchweg aber populär gegebene. Ferner durchzieht das Ganze ein echt sittlicher Geist, der sich in einem entsprechenden Pragmatismus zur Geltung verhilft und allenthalben belobend oder strafend aus der Vergangenheit Blicke auf die Gegenwart wirft, nach dem Grundsatz: die Vergangenheit ist die beste Lehrerin für die Zukunft. Desgleichen manifestirt sich in Zweck, Inhalt und Form des ganzen Buches allenthalben ein warmer Patriotismus, der ihn mitunter sogar zu einem überschwenglichen Chauvinismus sich versteigen läßt, ebenso oft aber auch ihm die freimüthigsten und tiefsten Mahnungen an sein Volk an die Hand giebt, ja oft sogar die kirchliche Einseitigkeit paralysirt. Ein weiterer Vorzug ist die stete Beziehung auf das literarische und artistische Leben des betreffenden Zeitalters, die doch gewiß aus der echt pädagogisch-historischen, modernen Ansicht erwächst: daß die Geschichte eines Volkes nicht bloß seine Thaten nach außen, sondern ebenso sein Geistesleben nach innen zu umfassen habe, ein Grundsatz, der in der damaligen Zeit als ein völlig neu auftretender zu betrachten ist.

Dies alles aber überwiegt noch eins, was wir mehrmals schon in ähnlicher Weise bei unserem Wimpheling antrafen. Die Geschichtsforschung der damaligen Zeit war durch die scholastische Periode zur todten Chronikendarstellung herabgesunken, ja bald fast ganz verdrängt worden. Besonders war es zu einer deutschen Geschichte, von verschiedenen meist älteren Einzel-

12*

darstellungen oder bloßen Versuchen abgesehen, noch gar nicht gekommen. Darnach haben wir die deutsche Geschichte Wimphelings als die erste ihrer Art zu betrachten. So war es denn natürlich, daß sie eine ungemeine Einwirkung auf das geistige Leben ihrer Zeit entfalten mußte (wie ja auch die zahlreichen Ausgaben beweisen), und dürfen wir demnach Wimpheling als den Vater der deutschen Geschichtsschreibung bezeichnen. Aus all' dem aber erhellt, daß wir dies Buch mit Recht als ein pädagogisches in den Kreis unserer Darstellung, auch abgesehen von der ausdrücklichen Bestimmung (s. oben), ziehen durften. Denn pädagogisch ist die ganze sittlich-pragmatische, patriotische, populäre Darstellung, die überall durch die Thatsachen belehren will; pädagogisch war aber auch die Wirkung des Buches, indem es die vaterländische Geschichte für die Schule und zwar zum erstenmal zugänglich machte.

Wir haben nun nur noch die indirekt pädagogischen Schriften Wimphelings zu betrachten, die Schriften, in denen er seinen anderwärts ausgesprochenen pädagogischen Grundsätzen Eingang unter dem Volke, practische Durchführung zu verschaffen sucht. Hier ist entschieden am Bedeutendsten das Buch, in welchem er sich an die Stadt Straßburg, die freie deutsche Reichsstadt, wendet, von der er die Realisirung seiner Schulpläne wohl am ehesten erwarten konnte.

VI.

Wimphelings Schrift „Deutschland" an den Rath der Stadt Straßburg [1]).

Diese Schrift zerfällt in zwei Theile; im ersten sucht er den deutschen Charakter des Elsässer Landes nachzuweisen; im

1) Der vollständige Titel des Buches lautet: „Germania Jacobi Wimphelingii ad rempublicam Argentinensem." — Am Ende des Buches

zweiten giebt er dann dem Rath der Stadt Straßburg allerhand vortreffliche Rathschläge für die Verwaltung ihrer Stadt, die sie nach den Beweisen im ersten Theil nun mit vollem Rechte als die ihre ansehen dürften.

Diese Auslassungen haben für unseren Spezialzweck natürlich erst von da an Interesse, wo er auf die Wissenschaft und die Schule zu sprechen kommt. Auf dieses Gebiet führen ihn nemlich die folgenden Erwägungen:

Es sei neben vielen anderen Obliegenheiten auch Sache eines klugen Magistrats, alle erwähnenswerthen Begebenheiten genau in Jahrbücher niederzulegen, damit es durch schriftliche Denkmäler vom Vater auf den Sohn und so für das kommende Geschlecht fortgepflanzt werde. Denn das dürfte zum Ruhm und Nutzen, für Krieg und Frieden, für die Erweckung der Jugend, die Berechnung der Zukunft, für Erhaltung aller Gerechtsame und päpstlicher wie kirchlicher Privilegien, für Krieg und Frieden des Staates bedeutsam sein.

„Wahrhaft zu beklagen ist", so fährt er dann fort, „daß viele vom gemeinen Volk, wie sie selbst vor Wissenschaften und Künsten einen Abscheu haben, wie der Teufel vor dem Kreuz, in ihrer Verblendung auch anderen das Studium derselben widerrathen und viele Eltern davon abbringen, ihre Kinder der Philosophie, dem Recht, der Geschichte oder Theologie zu widmen. Solche Verächter können freilich Ziegen- oder Schweinsleder besser unterscheiden als gute Bücher und werthvolle Karten. Solche Feinde, sage ich, beneiden euch nur um den Ruhm eurer Kinder und sehen mehr auf ihre Ehre als auf das Heil des Staates.

---

findet sich die Notiz: „impressa per industrium Johann. Prüss civ. Argent. XIII. Kal. Januar. 1501" (4°). Damit alle Rathsherren es verstünden, hatte er es auch deutsch verfaßt. Doch gab er diese letztere Bearbeitung, nachdem er sie an den Rath abgegeben, nicht heraus, da sie ihm ihren Zweck erfüllt zu haben schien, und edirte nur die lateinische. Jene deutsche Bearbeitung erschien dann erst 1648 durch Moscherosch, der 1649 auch die lateinische wieder edirte. Die letztere erhielt ich durch die Güte der Leipziger Universitätsbibliothek.

Wäre es nicht ehrenvoller, wenn eure Söhne, sofern sie Anlage dazu haben und noch jung sind, sich mit der lateinischen Literatur befaßten und daraus die vornehmste Sprache, die lateinische, erlernten und die Ansprache an die Gesandten, Bischöfe, Cardinale, ja vorkommenden Falls auch an den Papst halten, die Gespräche der Priester und die Bibel verstehen und nach Art der Franzosen und Italiener selbstständig ihre Erkenntniß fördern könnten. Ich meine die Literatur, aus der sie Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Staatsleitung, gute Gesetze, Geschichte, die Thaten der Alten, die besten Sitten, die vorzüglichsten Tugenden, die Naturgesetze, Milde und Billigkeit für den unbeugsamen Gesetzesbuchstaben und die Kriegswissenschaften schöpfen können, damit sie dann, zu Männern herangereift, die Gesandten und Redner auf den Reichstagen, oder doch wenigstens in eigener Angelegenheit das Latein ihrer Advokaten verstehen und wenigstens das Bewußtsein haben, daß ihre auf sich und die Ihrigen zu verfassenden Lobgedichte fehlerfrei sind, damit nicht zu Ehren eines trefflichen Schwiegersohnes ein Schnitzer auf der Grabschrift steht; damit sie ferner die Inschriften der Münzen lesen können und es ihnen nicht unbekannt ist, warum die Klöster des heiligen Johannis und St. Nicolaus in Undis genannt würden und sie nicht ganz unpassend ‚zum Hunden' übersetzen. So sind aus Unkenntniß des Lateinischen gar viele Ortsnamen verdorben und mißverstanden worden. Z. B. ist die Stadt in den Alpen Interlaken in ‚Hinderlappen', Domus Petri zwischen Mollisheim und Sulce in ‚Dompfietern', Alta ripa bei Speier in ‚Altrip' verderbt worden.

Wäre es nicht besser, sage ich, eure Söhne, die zu zeitig aus den Knabenschulen, wenn sie kaum die Buchstaben lesen können, herausgerissen worden, wenigstens auf fünf, ja auch nur drei Jahre auf ein Gymnasium zu schicken, das ohne alle Kosten für die Stadt, das Gebäude allein ausgenommen, in eurem Ort gegründet werden könnte, um die schönen Wissenschaften zu lehren; besser wäre es, daß sie so in der Vaterstadt bei den Eltern mit geringen

Kosten durch einen kurzen aber nützlichen Unterricht tauglich würden für die allgemeinen Studien, vielleicht für Rom, für den geistlichen Stand, für das Notar- oder Schreiberamt, für Handelsreisen in das Ausland, für den Dienst bei Cardinälen, ja zuletzt zur Berathung im Senat; besser sage ich, als daß die Nachsicht, um nicht zu sagen die Nachlässigkeit der Eltern oder Verwandten durch Vogelstellerei, durch Trinkgelage, Müßiggang, Spiel, Stutzerthum, schlechte Gesellschaft beiderlei Geschlechts sie verdorben werden läßt. Und um nicht den Kirchen und Klosterschulen zu nahe zu treten, so sollen nur solche Knaben aufgenommen werden, die bestimmte Jahre schon andere Schulen vorher besucht haben und dieselben nun auch so verlassen würden, um entweder hier in Trägheit oder Unsittlichkeit unterzugehen oder mit großen Kosten für die Eltern auf auswärtige Schulen oder zu zeitig auf die Universität geschickt zu werden, um, wenn sie noch nicht einmal das Lateinische oder die Grammatik ordentlich inne haben, ohne gediegene Grundlage Aristotelische Philosophie oder Kirchenrecht zu hören und so die ganze Lebenszeit leer zu bleiben und nie in Gesellschaft von Gelehrten ohne Zittern mit reden zu können, wegen Unkenntniß der klassischen Wissenschaften (litterae humanitatis) und Mangel einer wahren Grundlage im Lateinischen. Es wird also durchaus kein Nachtheil aus diesem neuen Gymnasium den Dom-Collegialschulen (scholae cathedrales) erwachsen, denn das beabsichtige ich durchaus nicht, irgend einem Menschen zu schaden oder zu nahe zu treten, vor allem am wenigsten den Herren Scholastici, meinen vortrefflichen Gönnern; auch ist nicht zu befürchten, daß durch dies Gymnasium die Zahl der Priester wachse, da aus der Literatur der Beredsamkeit, der Ethik und Geschichte nur das gelehrt werden dürfte, was nicht allein für den geistlichen, vielmehr allgemein für den bürgerlichen, Krieger- und Rathsherren-Stand nützlich ist. Und was wäre es denn auch, wenn aus solch heilsamen Unterricht mehr Söhne eurer Stadt als bisher zum heiligen Amt tauglich würden? Es würde wahrlich der Stadt nichts entgehen, wenn die kaiserlichen, bischöflichen, adeligen und

bürgerlichen Stiftungen in dieser Stadt euren Söhnen und Enkeln zu Gute kämen, anstatt daß wir sehen müssen, daß Leute aus anderen Provinzen, ja aus anderen Nationen sie sich und für die Ihrigen aneignen. Und damit die von den auserlesensten Lehrern zu unterrichtenden Schüler der neuen Schule auch nicht der Musik ganz fremd bleiben, so könnten die Lehrer ja ganz leicht mit den Schülern in der nächstgelegenen Kirche, um Übung im Gesang zu haben, zum Gottesdienste sich einfinden.

Folgt doch dem Beispiel des Königs Philipp von Macedonien, vieler Kaiser, Kurfürsten, Grafen, Barone, Vornehmer und klugen Bürger aus den berühmtesten Städten, achtet nicht auf das Abreden scheelsüchtiger Leute und laßt eure Kinder in den schönen Wissenschaften erziehen, zur Zierde des Herzens, zur Förderung der Tugend, zu eurem Trost, zum Heil des Staates, zur Ehre der ganzen Familie, zur Erkenntniß des eigenen Wesens und der Erkenntniß der Unsterblichkeit ihrer Seele, zur Befestigung der Religion und der Erreichung des ewigen Lebens sammt euch.

Denn was sollen eure Söhne, die ohne höhere Bildung sind und weder in der Armee dienen, noch Handel oder sonst eine Kunst betreiben, anders ihre ganze Lebenszeit machen als sich dem Müßiggang, dem Spiel, Schlaf, Trunk hingeben, wie nur zum Brodessen geboren, züchtigen Jungfrauen und ehrbaren Frauen den Hof machen und sie verführen? Denn wozu reizte Müßiggang nicht an? Sie mögen doch ja nicht sich als von Gott in diese Welt gestellt ansehen nur zur Jagd und Vogelfang, und nur um Sklaven der Sklaven zu sein, d. h. Sklaven der Falken und Habichte, die sie zur Ermüdung ihrer Arme und in steter Furcht vor Beschmutzung ihrer Kleider herumtragen. Sie mögen nur jenen rohen Menschen nicht glauben, die sie von den Wissenschaften abhalten wollen und die wahrlich die Feinde der Stadt, das Gift des Vaterlandes, die Rivalen der Tugend, die Freunde des Lasters, die Gönner des Müßiggangs, die Anreizung zur Unsittlichkeit, der Sporn zur Wollust, die Entzünder der Leiden-

schaften der Jugend, das Verderben der Seele, der Schiffbruch für wahre Größe, die Gefahr der Tugend und Zerstörer eurer Stadt sind, die in der That nicht wissen, welchen Gewinn, welches Vergnügen, welchen Ruhm das Studium, das Latein und die Wissenschaft bringt. Verzeiht mir, fährt er dann fort, aber meine Liebe zu euren Kindern und eurer Stadt, die ich von Jugend auf hege, ist ungleich größer als die jener Barbaren. Ich fürchte, eure talentvollen Söhne möchten ohne wissenschaftliche Bildung später unter den Gelehrten, ja bei den eigenen oder staatlichen Angelegenheiten wie stumm dasitzen und ihr vergeudetes Leben beweinen, ihrer Unwissenheit sich schämen und ihre Eltern der Nachlässigkeit beschuldigen, wie ich denn dergleichen Klagen von Söhnen vornehmer Eltern mehr als einmal hören mußte."

Weiter unten kommt er dann abermals auf die Jugenderziehung zu sprechen und hier beachtet er — das einzigemal in seinen Schriften — auch das weibliche Geschlecht. Er sagt nemlich: „Endlich müssen die Eltern ihre Töchter vom Klatschen, von der Geschwätzigkeit und vom Müßiggang abhalten, und auch wenn sie reich und vornehm sind, Handarbeit treiben lassen [1]), um so Unsittlichkeit und schlechte Eingebungen zu unterdrücken. Mögen sie sich ein Beispiel nehmen an den Töchtern des Kaiser Augustus und Karls des Großen, die auch weibliche Arbeiten verrichten mußten. Denn beide Väter kannten den Unbestand des Glücks und die Masse der Laster, die der Müßiggang erzeugt; ja ihr Vorbild kann sogar die Mutter Gottes, die hochheilige Jungfrau sein, die nach der Erzählung des Hieronymus im Tempel webte, desgleichen die Gemahlin des Pfalzgrafen Philipp, Margarethe die Tugendhafte, aus dem Hause Baiern, die, so lange sie lebte, mit ihrem ganzen weiblichen Hofstaate spann und stickte.

Schließlich [2]), so fährt er fort, ist es heilige Pflicht der

1) Dies ist also das Einzige, was er die Mädchen lernen lassen will!

2) Diese Stelle ist eine der liberalsten und hochsinnigsten Auslassungen unseres Autors, die so recht seine aufrichtige Liebe zur Jugend documentirt.

Eltern, die ihre Kinder wahrhaft lieben und sie dereinst droben wiedersehen wollen, dieselben nicht schon in zarter Jugend, wo sie die Welt und ihr Fleisch noch nicht kennen, weder durch Lockung noch durch Drohung zu einer strengeren Lebensweise zu zwingen, als die uns Christus unser Gesetzgeber vorgeschrieben. Denn wenn gemäß menschlicher Schwachheit kaum die Eltern die einfachen Gebote Gottes erfüllen können, so scheint es der Liebe des Vaters zu seinen Kindern widersprechend zu sein, die zarten Kleinen, noch dazu gegen ihr Wollen und widerstrebend an strenge Gelübde und Gebräuche zu fesseln, nur um sie los zu werden und keine Sorge mehr mit ihnen zu haben; wenig darum bekümmert, ob so die Kinder in wissenschaftlicher Bildung, Gesittung, Gottesfurcht und Beobachtung seiner Gebote, fern von bösem Beispiele täglich zunehmen [1]). Denn nicht die Tonsur oder die Kapuze kann Jemand seelig machen, sondern nur die Beobachtung des göttlichen Gesetzes. Daher ist es sehr thöricht, die unschuldigen Mägdlein in solche Orte hineinzustoßen, die vom Bordell kaum sich unterscheiden; solche Eltern geben sich den Anschein, als ob sie ihre Töchter lieber als Huren, denn als Miterben ihrer anderen Kinder sehen wollen, und laufen Gefahr, während sie eine Verringerung ihres Familienvermögens oder eine niedrige Heirath fürchten, ihre eigene und ihrer Kinder unsterbliche Seele zu verlieren und über die ganze Familie ewige Schande zu bringen.

Viel heilsamer wäre es, wenn eure Söhne, so lange sie wegen ihrer Jugend zum Militär- oder Staatsdienst noch zu unreif sind, im Latein unterrichtet würden, um die Erzählungen des Valerius und Salustius zu verstehen, gute Staats- oder Hauswirthschaft vom Ägidius, Sittlichkeit vom Valerius, Recht-

1) Wir gewinnen hier Kenntniß von einem schlimmen Gebrauch jener Zeit, nach welchem besonders vornehme Familien häufig ihre Kinder, vorzugsweise die Mädchen, aber auch die jüngeren Söhne, um sie los zu werden, ins Kloster steckten. Diese seine edelmüthige Fürsorge für die armen Mägdlein kann uns darüber wieder mit ihm etwas aussöhnen daß er sonst für die weibliche Jugend so wenig Sinn bezeigt.

schaffenheit des Jünglings vom Seneca, andere Tugenden vom Cicero, Kriegskunst vom Vergerius, Feldzugskunst vom Fronto, Baukunst vom Vitruvius, Ackerbau vom Varro, Palladius oder Petrus von Bologna zu lernen. Und dies alles und noch mehr könnten eure Söhne in dem oben erwähnten Gymnasium, das in eurer Stadt zu erbauen wäre, mit wenig Kosten, wenig Anstrengung, in kurzer Zeit und so, daß sie bei euch wohnen blieben, sich aneignen. Es würde dazu den Lehrern ein kurzer und zweckmäßiger Lehrplan vorgeschrieben, an den sie sich eidlich binden müßten. Solche für das Fach der Redekunst, Geschichte und Moral tüchtige, unbescholtene, milde, gereifte, nicht zum Schlagen geneigte Lehrer würdet ihr bei der großen Menge Universitäten in Deutschland, auf denen sich ja tüchtige Männer finden lassen, immer haben können. Das wäre für eure Söhne und die Stadt besser, als wenn sie, noch nicht 15 Jahre alt, dem Müßiggang überlassen werden, alle Liederlichkeit im Anzug, in den Reden, im Haar, in der ganzen Erscheinung annehmen, in den Barbierläden (um nicht zu sagen Hurenkneipen) oder öffentlichen Gasthäusern sich herumtreiben und durch Spiel und Völlerei an Leib und Seele, an Geld und Ehre Schaden leiden und Sklaven des Fleisches und Bauches werden, so daß man von ihnen nach ihrem Tode nichts sagen kann als: er war ein guter Zechbruder, er spielte, trank und liebte die Weiber.

Wenn also eure Söhne, die von Natur Anlage haben, so lange sie zum Gewerbe, Militär, Ehestand noch zu jung sind, den Wissenschaften sich hingeben, und die häufigen Gelage in den Wirthshäusern, die man Stuben nennt, unterdrückt würden, damit nicht die guten Bürger die kostbare Zeit und ihr Geld durch den Würfel verlören und oft an einem Tag für ihre Person so viel vergeudeten, als sonst für sie sammt Weib und Kind für zwei Tage hinreichte, dann erst würde ich hoffen, daß eure Stadt vor allen anderen Städten Deutschlands glücklich sei, ja die Zierde und Krone des Reiches genannt werden dürfe."

Nach noch einigen die bevorzugte Lage Straßburgs rühmen-

den Worten schließt das Buch mit der Versicherung, daß er es aus Vaterlandsliebe, vor allem aber ihrer Kinder wegen geschrieben habe, die dereinst erst, wenn sie zu Männern herangereift seien, erkennen würden, daß ihnen damit kein Schaden geschehen sei.

Eines besonderen Urtheils über dieses Buch wird es nach den hier gegebenen Excerpten nicht noch bedürfen, zumal wir bereits in der oben entworfenen Lebensskizze unseres Autors auf das Verdienst desselben hingewiesen haben. Dasselbe besteht vor allem darin, daß Wimpheling in der freien Reichsstadt eine von der Kirche und den mit ihrem Unterrichte verbundenen Mängeln losgelöste städtische, bürgerliche, weltliche Schule errichtet haben will, eine echte Volksbildungsanstalt, wie Deutschland bis dahin in dem von ihm angegebenen Umfange und solcher systematischen Durchführung noch keine besaß. Nach solcher Erwägung werden wir auch in dieser Hinsicht unserem Wimpheling den Namen eines pädagogischen Reformators nicht verweigern dürfen. —

Von den übrigen etwa noch hierher gehörigen Schriften wollen wir nur die eine noch herausheben, wo er in ähnlicher Weise auch auf die Fürsten und Hohen in der Welt zu Gunsten seiner Schulideale einzuwirken sucht. Es ist dies sein Fürstenspiegel „Agatharchia".

VII.

Wimphelings „Fürstenspiegel" [1]).

Nach einem kurzen und unwesentlichen Dedikationsbrief geht der Verfasser sofort auf seinen Gegenstand ein, indem er denselben in 30 meist kleineren Kapiteln behandelt.

1) Der volle Titel lautet: „Agatharchia, id est bonus principatus vel epithoma conditionum boni principis Jac. Wimphelingii Sletstatensis." Am Ende des Buches die Notiz: „Impress. a Martino Schotto,

„Der Fürst“, so beginnt er, „ist im Verhältniß zu seinen Unterthanen dem Haupte des Menschen gleich. Wie dieses über allen Gliedern, so steht er über allen seinen Unterthanen, um alle zu regieren und für alle zu sorgen; dazu gehört Tugend und Klugheit, ja er muß darin die, die er regiert, übertreffen. Er wisse daher vor allem, daß er nicht um seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht zu befriedigen, überhaupt zu seinem Vortheil, sondern zu Gottes Ehre und seines Volkes Frieden, zu Arbeit und Sorge, zur Ausbreitung der Religion und zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft die Herrschaft übernimmt.

Zuerst ziere ihn aber die Ehrbarkeit in seinem Wandel. Denn ein gutes Beispiel von seiner Seite nützt mehr als strenge Gesetze. Ferner ziemt ihm die Milde, durch die er Gott ähnlich wird und am ehesten den Namen eines Vaters des Vaterlandes verdient. Er muß mitleiden mit den Unglücklichen, der Schuldigen Strafen mäßigen, der Armen Elend erleichtern, dem besiegten Feinde verzeihen; immer möge er bedenken, daß Gott auch gegen ihn mild ist und nicht gleich mit seinen Blitzen die Sünden der Machthaber verfolgt. Wie er sich Gott gegen sich wünscht, so möge er gegen seine Unterthanen sein. Zur Milde komme sodann die Gerechtigkeit, denn ohne diese möchte das Fürstenthum als nichts Anderes denn ein großer Raub erscheinen. Er sei aber in der Hinsicht gerecht, daß er keine Gesetze gebe, als solche, die mit den Gesetzen Gottes übereinstimmen, die Übelthäter zur Sühne zwinge, Niemand das Seine von Anderen nehmen lassen, das Recht nicht verkaufe, Niemand durch die Macht unterdrücke, ohne Ansehen

civ. Argent. XI. Kal. Dec. 1498“ (4°). Das mir vorliegende schöne Exemplar dieser, wie es scheint, einzigen Ausgabe, befindet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek. Übrigens geben wir von dieser Schrift etwas mehr als das rein Pädagogische, weil auch die meisten ihrer übrigen Partieen die vortrefflich-lehrhafte Art unseres Wimpheling documentiren. Wir glaubten dies um so mehr thun zu dürfen, als Wiskowatoff die Schrift nur flüchtig bespricht.

der Person richte, Fremdlinge, Witwen und Waisen vertheidige, die Kirche schütze und auf den Aberglauben der Wahrsager und Zauberer nichts gebe, endlich aber Rathgeber sich erwähle, die den Muth haben, dem Fürsten zu sagen, was recht und was unrecht ist. In seinen Richtern muß die Wahrheit wohnen.

Der Fürst muß ferner die Geschichte kennen, überhaupt aber von Niemand an Wissen übertroffen werden, gegen unanständige Schauspieler und Possenreißer geizig, gegen wirklich wohlverdiente Männer freigebig sein, Jedem nach seinem Werth lohnen, alles aber mit Freundlichkeit thun, denn nichts gewinnt die Herzen so sehr und erzeugt Gehorsam als dies. Er sei ferner langmüthig und lasse sich nicht gleich durch Jemandes Wort oder That zu weibischer Wuth reizen, die hinterher doch nur Reue gebiert. Er lerne also Selbstbeherrschung. Tyrannei und Grausamkeit sei fern von ihm und er nie geneigt Menschenblut zu vergießen. Er müsse aber nicht nur selbst wissenschaftlich sein, sondern auch darauf sehen, daß unter seiner Regierung die Wissenschaften allenthalben im Lande blühen, besonders die Humanität, die den Jünglingen ganz besonders nöthig ist. Es genüge auch nicht, daß ein oder zwei Fakultäten an einer Universität blühen, es müssen alle Fächer gut vertreten sein. Dadurch eben hätten sich die Akademieen den Namen Universitäten verdient. Auf den Universitäten aber ist es besser, wenn Lehrer und Schüler in einem Collegium zusammenwohnen, als wenn sie ohne Oberhaupt zerstreut sind in Spelunken. Zu Leitern solle der Fürst aber nur tüchtige Leute nehmen, die unterrichten können. Zum Studium aber solle selbst durch fürstliches Machtwort Niemand gezwungen werden, etwa weil sein Vater Hofkoch, Hofjäger oder Hofmusikus gewesen; die Prüfung und Auswahl hierfür solle vielmehr reifen Männern überlassen bleiben [1]). Auf der Univer-

1) Man erinnere sich nur, wie damals besonders zum Studium der Theologie, theilweise auch der Jurisprudenz (Hutten, Luther u. A.) so Viele gegen ihre Neigung gezwungen wurden, lediglich aus materiellen

sität selbst aber solle nicht geduldet werden, daß eine Disziplin die andere herabzudrücken strebe, sondern die Gleichheit erhalten werden."

Hierauf rügt er den Mißbrauch jener Zeit, nach welchem wahre Gelehrte mehr und mehr aus den Domherrnstellen verdrängt und nur Adelige aufgenommen würden. „Wenn heute Christus wieder erschiene, würde er wohl auch nicht aufgenommen werden, weil seine Eltern nicht dem Wehrstande angehörten."

Besonders gut solle ein Fürst die eigenen Kinder erziehen lassen. Denn das Studium habe noch nie einem Fürsten Schande gebracht oder ihn abgehalten.

Der Fürst solle ferner auch Niemanden zu einer Ehe zwingen. „Denn für dieses Band ist ganz unerläßlich Freiheit des Willens und freudige Zustimmung, und es ist eine Härte und Versündigung, Leute durch dies unlösliche Band zu fesseln, die keine Liebe zu einander haben." [1])

Der Fürst solle auch sein Glück nicht in Reichthum und Ruhm finden; so allein werde er von Eroberungsgelüsten abgelenkt werden. Durch Anlegung von Proviantmagazinen solle er dafür sorgen, daß in Zeiten der Theuerung nicht durch die unersättliche Habsucht der Bürger oder Priester die Marktpreise unerschwinglich gesteigert würden. Denn Manche kauften das Getreide auf, um es dann theuer zu verkaufen [2]).

Ebenso solle der Fürst verhüten, daß so viel Geld aus Deutschland ins Ausland wandere. Denn unglücklicherweise pflegten die anderen Nationen immer Deutschland auszuziehen, während von ihnen doch ihm kein Gewinn zuflösse. Die römischen Annaten, die venetianischen Gewürze und Stoffe, die

Rücksichten; und man wird das oftmalige Eifern Wimphelings gegen dieses Unwesen ein echt pädagogisches und heilsames nennen müssen.

1) Auch für dieses ihm durch eigene Erfahrung gar nicht nahegerückte Gebiet hat der vielseitige Mann ein und zwar in welch' treffende Worte gekleidetes Interesse.

2) Hier lernen wir eine noch wenig gekannte Spekulationsthätigkeit der damaligen verkommenen Geistlichkeit kennen.

Bettelmönche und Pilger, ihre Häuser und Hospize machten in Deutschland ein ungeheures Geschäft [1]).

Ferner dulde der Fürst keine Wucherer im Lande, ebensowenig wie die Leihgeschäfte treibenden Hebräer, diese Blutsauger, bei denen der Pöbel, nur um seiner Genußsucht zu fröhnen, alles versetze, auch gestohlenes Gut unterbringe [2]). Der Fürst solle auf eigene Faust auch keine neuen Steuern auferlegen, um nicht das, was dem Staate gehört, zu seinem Eigenthum zu machen, seinem Volke nicht durch übermäßigen Glanz seiner Hofhaltung zur Last fallen, Niemand Audienz während des Gottesdienstes gewähren, sonst aber immer und Allen zugänglich sein, und nie Zwischenträgern Gehör schenken. „Auch dulde er nicht, daß gemeine Dirnen durch ausgesuchten Staat Weiber und Jungfrauen zur Nachahmung reizen. Denn das Geschlecht der Weiber ist putzsüchtig, sagt Hieronymus (philocosmon). Verträge mit den Nachbarfürsten möge er halten, denn des Nachbars Hand bauet Haus und Scheuer. Daher beginne er nie einen ungerechten und überhaupt nicht leicht einen Krieg, in der Erwägung, daß ein solcher auch bei gerechtem Anlasse immer ein Unglück ist. Er stelle sich nur alle Folgen, die brennenden Häuser und Scheuern, die Verarmung der Bewohner, die Entehrung der Frauen und Jungfrauen u. dergl., vorher lebhaft vor. Gegen wirkliche Feinde, gegen die Türken, müsse er indeß allerdings das Schwert ziehen."

In dem nun folgenden Schlußwort sagt er endlich: „Der Fürst bedenke immer, daß er ein Mensch, daß er sterblich und einem höheren Könige unterworfen ist. Er lebe so, daß er diesem höchsten Herrn dereinst über seine Regierung Rechenschaft ablegen könne."

Dies der Hauptinhalt dieser Schrift, aus dessen Darlegung

1) Hier kommt er dem Mißbrauch des Ablaßwesens und des sogenannten Peterspfennigs, die dann den Anstoß zur Reformation gaben, ziemlich nahe.

2) Also war er ein Judenfeind nicht nur aus religiösen, wie Wiskowatoff, S. 213 ff., anzunehmen scheint, sondern auch aus damals allerdings berechtigten practischen Gründen.

man einen Einblick in die allgemeine, auf alle Stände, Verhältnisse und Alter sich erstreckende lehrhafte Art Wimphelings und seine hohe Lebensweisheit und Lebenserfahrung gewonnen haben wird.

Überhaupt glauben wir, daß das bisher Gegebene zur rechten Beurtheilungs Wimphelings vom pädagogischen Standpunkt aus hinreichend sein werde und wollen wir nur noch durch einige wenige zusammenfassende Sätze dieselbe erleichtern.

VIII.

Zusammenfassende Winke für die Gesammtbeurtheilung Wimphelings.

Das Urtheil über Wimpheling lautete bis auf die neueste Zeit dahin, daß man in ihm vor allem einen bedeutenden Pädagogen zu erblicken habe. So feierten ihn schon viele seiner Zeitgenossen, z. B. Beatus Rhenanus in seiner Grabschrift auf ihn [1]), desgleichen Gallinarius [2]) und viele Andere. Diese Ansicht behielten denn auch seine meisten späteren Beurtheiler bei. Erst Wiskowatoff [3]) trat derselben in eingehender Begründung entgegen. Derselbe erkennt nemlich die großen Verdienste Wimphelings um das Schulwesen wohl an, aber behauptet doch, daß alle jene seine Thätigkeiten auf diesem Gebiete doch, sowohl was ihren Ausgangspunkt als ihr letztes Ziel betrifft, bewußt und fast ausschließlich dem Vaterlande und der Kirche gegolten hätten. „Immer sind die Wissenschaften nichts als das Mittel, und zwar das Mittel, ausschließlich den Ruhm der Kirche und des Staates wieder herzustellen und zu erhöhen."

1) Riegger, S. 165 f.

2) Am Ende der „Germania"; s. den Schluß dieses Abschnittes.

3) a. a. O., S. 50 ff.

Angenommen nun, daß dem wirklich so wäre, daß nicht sein Zweck, sondern nur sein Erfolg ein pädagogischer gewesen, so würde doch Wimpheling immerhin eine der Größe jener Erfolge angemessene Stellung in der Geschichte des Schulwesens zu beanspruchen haben, gerade so wie der, der auf seinem Berufsgebiet eine für ein anderes Fach epochemachende Erfindung unbewußt und ungewollt gemacht hat, dann doch in die Zahl der um dies Fach wohlverdienten Männer eingereiht wird.

Allein die Voraussetzungen, auf die Wiskowatoff sein Urtheil basirt, sind nicht einmal vorhanden. Gewiß hat Wimpheling eine klare Erkenntniß von dem Werth der Wissenschaften, durch den dieselben Selbstzweck werden, nicht gehabt; allein das ist doch zumeist nur eine Schuld seiner Zeit und trifft zum Theil auch die fortgeschrittensten Humanisten jener Epoche. Die unklare Geschmacksrichtung, die damals z. B. altklassische und nachklassische Dichtungen ungesondert nebeneinanderstellte, hat auch ein Locher u. A. Sodann aber lag eine Zweckbeziehung der Wissenschaften auf das practische Leben nicht nur in der practischen Natur Wimphelings begründet, sondern war auch geboten, um jene rohmaterialistische Zeit anzulocken, die vor allem nach dem Nutzen der empfohlenen Studien fragte; aus Klugheit geboten. Endlich hat Wimpheling an verschiedenen Stellen seiner Werke auch bereits wenigstens eine Ahnung der Schönheit des klassischen Alterthums an den Tag gelegt, so z. B. in der „Adolescentia“, wo er rühmt, daß man aus den lateinischen Autoren die Thaten der Alten kennen lerne [1]). Was heißt aber auch: die humanistischen, vorzugsweise klassischen Studien zum Selbstzweck machen; doch eben im Grunde nichts Anderes, als sie im weitesten Umfange immer nur wieder als Mittel, nemlich für wahre Herzens- und Geistesbildung des ganzen Menschen benutzen. Daß aber Wimpheling dies durch die Classiker anstrebte, beweist eben jene Stelle seiner „Jugend“, wo er „Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, wahre Sittlichkeit, herrliche Tugend“

1) Brief an Wolfg. v. Lewenstein im Eingang der „Adolescentia“

aus dem Studium herleitet. Es ist ferner richtig, daß er den alten Poeten gegenüber eine moralische Beschränktheit erkennen läßt. Allein eine solche lag damals jeder tieferen, ernsten Natur nahe genug gegenüber den sittlichen Ausschreitungen, zu denen ein Theil der Humanisten nach italienischem Muster sich hinreißen ließ. Oder soll man Wimpheling deswegen den Charakter eines Schulmannes absprechen, weil er eine Ansicht hatte, die von vielen Philologen bis in die Neuzeit herein vertreten wurde und die im Grunde zur Aufstellung des Schulbibelprojects Veranlassung gab? Gewiß aber dürfte Wimphelings Ängstlichkeit hinsichtlich der unumschränkten Zurückführung der heidnischen Classiker in die Schule, so wenig wir dieselbe ohne Weiteres billigen, ein wenigstens zu reiflicher Überlegung mahnendes Gegengewicht gegen die ausschreitenden Humanisten gegeben haben.

Aber dabei bleibt Wiskowatoff nicht stehen, sondern meint auch, daß Wimphelings Pädagogik nicht einmal dem Nützlichen, dem practischen Leben gegolten habe. Indessen eine Menge Stellen in seinen Schriften, auf die wir in unseren Auszügen öfters noch besonders aufmerksam machten, widerlegen dies aufs evidenteste. Denn mehrmals betont er ausdrücklich, daß die Schule für alle drei Facultäten vorzubilden, öfters auch, daß sie auf das practische Leben abzuzielen habe [1]).

Allerdings ist dabei fast allemal auch das kirchliche Gebiet mitgenannt, oft wohl auch allein angeführt und gewinnt es dadurch freilich den Anschein, als ob auch er noch im Sinne der alten Richtung die Schule nur als eine Präparandenanstalt für tüchtige Geistliche oder doch tüchtige Glieder der Kirche im Allgemeinen ansähe. Nun in einer Zeit, wie der damaligen, wo der kirchliche Gesichtspunkt noch das ganze Lebensgebiet beherrschte, wo die Theologie als die ganz unvergleichliche Wissenschaft, als die „Königin" erschien, mußte es nahe liegen, der Schule ein derartiges Ziel nicht als das einzige, aber doch als das höchste aus dem gesammten Gebiete des practischen Lebens zu stecken; ja in den Augen der meisten Zeitgenossen konnte die von Wim-

1) „ad res gerendas" in der „Adolescentia". S. unseren Auszug.

pheling angestrebte verbesserte Schule gar keine bessere Empfehlung erhalten als die, daß sie mittelbar der Kirche nütze. Vielleicht könnte man hier eher das Gegentheil behaupten, daß nemlich Wimpheling eine zu hohe und zu umfassende Meinung von der Schule wie der Wissenschaft überhaupt gehabt und von ihr eine directe Beeinflussung und Förderung aller Gebiete, selbst der Kirche gehofft habe. Diese Ansicht findet sich mehrmals gerade bei Wiskowatoff angedeutet, und der Umstand, daß Wimpheling selbst die Kirchenreformation von der Schule allein abhängig machte, ist ein Beweis dafür. Sicher aber werden wir aus dem Gesagten erkennen, daß Wimpheling den Einfluß der Schule nicht unterschätzte, sondern gewiß die im Grunde ganz richtige Ansicht hatte, daß durch die Art der Erziehung alle, auch die höchsten Interessen der Menschheit mit bedingt würden. Und einem solchen Manne wollte man das Prädikat eines Schulmannes absprechen?

Doch wir glauben, diese Seite noch tiefer erfassen zu dürfen. Wimpheling hatte, wie wir sahen, die Ansicht, daß jeder Unterricht zugleich Erziehung, die rechte Schule eine intellectuell-moralische Anstalt sein müsse. Nun aber — das läßt sich nicht leugnen und das scheint uns sein Hauptfehler gewesen zu sein — identifizirte er noch Sittlichkeit und Kirche; konnte sich noch nicht, wie seine Nachfolger, zu der Erkenntniß erheben, daß das damalige Kirchwesen die Sittlichkeit geradezu schädige, sondern meinte noch, die letztere könne nicht sein ohne die erstere. Die Moral war für ihn an das herrschende Kirchwesen gebunden. So war es natürlich, daß seine auf die Sittlichkeit abgezielte Schultheorie auch die Kirche mit in ihren Kreis ziehen mußte. Ist doch der Scheidungsproceß von Moral und Kirchlichkeit noch bis auf unsere Zeit nicht zur klaren Vollendung gekommen und manifestirt sich noch immer in der Frage der confessionslosen Schule.

Was endlich Wiskowatoff damit will, daß er unserem Wimpheling die stets vaterländische Beziehung seiner Pädagogik zum Vorwurf macht, begreifen wir nicht. Angenommen auch, daß diese Beziehung eine zu straffe wäre, so werden wir doch

deshalb Wimpheling nicht die Eigenschaft eines Pädagogen streitig machen können, und ihn etwa deshalb einen Politiker nennen dürfen, noch viel weniger wie einen Theologen um der kirchlichen Beziehung willen. Denn die Kategorie Vaterland ist doch eine viel umfassendere. Vielmehr möchten wir hier einen ungeheuren Fortschritt finden, der in dem Grundsatze besteht: „jede Erziehung muß national sein", freilich nicht national-chauvinistisch, bis wohin Wimpheling in seiner Leidenschaftlichkeit mitunter fast geräth, sondern vielmehr das nationale Element verklärend und so dem allgemeinen Menschheitsideale nicht sich entgegensetzend, sondern vielmehr ihm sich nähernd.

Somit müssen, so glauben wir, alle Gegenbeweise hinfällig werden und das Urtheil als das allein berechtigte erscheinen, das in Wimpheling einen echten Pädagogen erblickt. Das erhellt aber nicht nur negativ, sondern auch positiv.

Wimpheling war ein Pädagog erstens nach seiner ganzen Anlage. Er war keine geniale Natur in der Art eines Locher, die ihr Ehrgeiz drängt, überall sich vor allem geltend zu machen, im Brillantfeuer der Gedanken zu glänzen, ohne die echt pädagogische Selbstverleugnung, die vor allem an den Schüler denkt, und auch einer kleinen, verborgenen und für sich selbst unlohnenden Arbeit sich unterzieht, wenn es nur dessen Wohl dient; er war kein großartig angelegter Geist in der Weise eines Luther, den sein Weltblick, seine vorwärtsstürmende, bahnbrechende Natur mehr für das Große und Ganze als für das Einzelne empfänglich macht; er war nicht einmal eine Natur wie ein Geiler, den die beredte Zunge, die treffende Logik, der kühne Freimuth wohl auch zur Belehrung, aber nur für die Erwachsenen befähigte; kein Feuer- und Sturmgeist nach Analogie eines Hutten, der, wo das Schwert des Geistes ihm nicht ausreichend oder rasch genug erschien, sogleich zur Stahlwaffe griff; er war auf der anderen Seite aber auch keine mystisch-speculative Natur, die, vom wirklichen Leben sich mehr und mehr absondernd, in den stillen Wandelbahnen der Idee sich ergeht, — nein, er war eine

mehr nüchterne, durch und durch practische Persönlichkeit, für Grundlegung und Ausbau des Gebäudes mehr als zum kühnen Aufriß desselben befähigt; ein Reformator mehr von innen heraus, als von außen hinein; weniger dazu angethan, sich allenthalben siegreich vorzuschieben, als sich selbst aufgebend so ganz und gar in den Anderen sich einzuleben und dessen Wesen durch das eigene zu heben [1]). Das sind aber die Naturen, die der Schule die segensreichsten Männer geliefert haben.

Darauf hin aber wies auch seine Ausbildung. Er hatte das Glück, seinen ersten Unterricht in einer Anstalt zu erhalten, die zum erstenmal eine wirklich practische Bahn einschlug. „Das war die erste Schul, da mich däucht, daß es recht zuging", sagt einer seiner Zeitgenossen [2]).

Dann fielen auch seine Universitätsjahre, wenigstens in Erfurt und später in Heidelberg, in eine Zeit, wo mit den wiedererwachenden Wissenschaften nothwendig auch der Sinn für eine rationellere Unterrichtsweise erwachte. Sein ganzer Bildungsgang kam seiner Anlage entgegen.

Nach der Schule ging ferner auch seine Neigung. So lebhaft er oft auch für das oder jenes plaidirt, wir merken doch, sein Herz geht ihm erst eigentlich auf, wenn er auf seine „lieben Jünglinge" zu reden kommt.

Thätigkeit für die Jugend heißt ferner eigentlich sein ganzes Leben. Als Pädagog trat er auf, als er sein Studium beendet; in die Pädagogik wandte er sich zurück, als er das ihm nicht zusagende Predigtamt wieder aufgab; die pädagogische Thätigkeit nahm dann sein ganzes Wirken in Anspruch, führte den alternden Mann nach Freiburg und Heidelberg; ja noch in den Gesellschaften zu Schlettstadt und Straßburg nimmt er im Grunde doch die Stellung des Mei-

1) Auch Schwalb a. a. O. beurtheilt ihn so, wenn er S. 7 sagt: „Il brille moins par l'originalité, la richesse et la profondeur de ses idées, par les progrès, qu'il a fait faire aux lettres et aux sciences, que par la tendance pratique de son esprit."

2) Platters Selbstbiographie in Miscell. Tigur. III, p. 245.

sters zu den Jünglingen, die ehrfurchtsvoll zu seinen Füßen sitzen und seiner Erfahrung lauschen, ein.

Nichts aber beweist seinen pädagogischen Charakter so schlagend als seine Schriftstellerei. Denn von den wirklichen Schulschriften vorerst noch abgesehen, so kommt er fast in allen, auch den heterogensten Arbeiten immer unwillkürlich wieder auf sein Lieblingsthema, die Schule, zurück. Seine eigentlich pädagogischen Schriften sodann aber bilden den Haupttheil seiner sämmtlichen Werke, sowohl nach Zahl, Umfang, wie auch Bedeutung. Nirgends ist er so klar, energisch, practisch, fortschrittlich, oft sogar witzig und durchschlagend als hier.

Pädagogisch aber ist weiter überhaupt seine ganze Denk- und Ausdrucksweise. Er denkt nicht in scharf logischem Fortschritt, sondern bewegt sich oft im Kreis herum; es ist mehr die Anschaulichkeit, die hier waltet; daher manchmal auch Breite und Wiederholung, sowie viel stereotype Ausdrücke. Dagegen aber auch populäre, mit Sprichwörtern und Citaten reich ausgestattete, aus dem Leben und der Erfahrung schöpfende, ans Herz greifende, allenthalben von sittlichem Ernste und Liebe zur Sache durchwärmte Darstellung.

Zu einem echten, großen Schulmann stempelt ihn endlich die von ihm vertretene Schultheorie. Er will einen kurzen, durch Beispiele durchgängig belebten, stets anschaulichen Unterricht, der zugleich überall mit sittlicher Erziehung Hand in Hand zu gehen hat. Und das ist und muß doch eben die Grundidee jeder echten Pädagogik sein.

Aber Wimpheling war noch mehr als nur ein echter Schulmann. Er hat all' diese Grundsätze einer rationellen Pädagogik zum Theil selbst erst aufgestellt, ja ersonnen; er hat, mit ihnen als Waffe das alte unsinnige Schulwesen zum erstenmal systematisch und in ausgeführter Weise bekämpft; mit ihnen aber auch als der Erste in klarer, bestimmter Weise das Gebäude des echten Erziehungswesens zu errichten begonnen.

Freilich fehlt es bei ihm auch an Mängeln und Einseitigkeiten mannigfacher Art nicht; aber so bedeutend dieselben auch sein mögen, so beziehen sie sich immerhin doch mehr auf Neben-

sächliches und Einzelnes und können wir ihnen eben so viele Einzelheiten entgegenstellen, in denen er die moderne Pädagogik erreicht, mitunter selbst fast noch über sie hinausgeht. In der Hauptsache dagegen hat er unbedingt das Rechte getroffen, und hat ihn die spätere Entwickelung auch überholt, so gehen auch ihre weitesten Kreise doch von dem Punkt aus, bei dem er einsetzte; er bildete die erste Stufe, von der aus sie dann zu größerer Höhe aufstieg, von ihm aus ging die Anregung zur Weiterentfaltung, er ist der erste Reformator des modernen Schulwesens, ist der Ahnherr, der Altvater unserer deutschen Schule.

Freilich auch darin war er ein echter Pädagog, daß ihm für solche unschätzbare Verdienste der gebührende Lohn nicht geworden ist, daß er vielmehr für alle Mühe und Arbeit eines ganzen Lebens und — was noch weher thun mußte — für volle, treue Liebe, für langjährige selbstlose und selbstverläugnende Hingabe oft genug Anfeindung, Verspottung, Verkennung und zuletzt Vergessenheit geerntet hat.

Nun, wir wollen seiner Zeit keinen Vorwurf daraus machen. Theils verstand sie noch nicht — und das ist das tragische Loos der meisten ihrer Zeit vorauseilenden Männer, besonders unseres Volks — ihren großen Sohn zu würdigen, theils fand sie in dem gewaltigen Weltkampf um die Freiheit des Geistes, in den er gerade hineinfiel, von dem er aber — und das ist seine Schuld — sich verblendet zurückzog, gar nicht die Zeit zur Würdigung seiner mehr seitwärts liegenden, weniger ins Auge fallenden Thätigkeit.

Jeder große Mann verdankt seinen Ruhm zum Theil seinen günstigen Zeitverhältnissen; aber ebenso wahr ist es auch, daß mancher bedeutende Mann in Folge der ihm ungünstigen Zeitumstände die gebührende Ehre erst von der Nachwelt erwarten muß.

Nun, in unseren Tagen hat die Pädagogik ihre Wiedererweckung vollzogen und nimmt nach langem Kampfe mehr und mehr den Platz ein, der ihr gebührt. So hole sie denn nun nach, was sie früher versäumt. Sie gedenke in ihrem

Triumph auch der Todten, deren Vorarbeiten ihr denselben verschaffen halfen, gedenke derer, die, als der Boden noch hart und spröde war, mit mühsamen Hammerschlägen das Erdreich gelockert und den Grundstein zu dem Gebäude gelegt haben, das nunmehr immer herrlicher sich in die Lüfte erhebt; sie frische die verblaßten oder gar entstellten Bilder wieder auf und schmücke sie mit dem verdienten Lorbeer.

So trete vor allem auch das Bild unseres Wimpheling wieder heraus.

Hinweg das Antlitz, das einst seine Zeit für sein wahres hielt, und das man uns auch in unseren Tagen wieder als sein echtes Conterfey zeigen wollte, das Antlitz des Pedanten und Rückschrittlers, des Dunkelmanns und Scholastikers, — das ist nur seine Karrikatur, wenn auch eine, an deren Entstehung er selbst Schuld trug; — von nun an schwebe vor den Augen der dankbaren Schule, ja des dankbaren Deutschlands seine wahre Gestalt, wie er einst auch auf dem Katheder stand, der Mann mit dem unansehnlichen, gebrechlichen Körper, aber mit Augen, aus denen die bis zum Tod getreue Liebe zur edlen Jugend unseres großen deutschen Vaterlandes, und der glühende Eifer strahlt, der mit kühnem, selbstvergessenen Freimuth die alte Knechtung des kindlichen Geistes durchbrach und ihm die Thore zur wahren Humanität öffnete: dies Bild, sage ich, bleibe uns zugleich mit der Umschrift, die ihm ein Zeitgenosse (Gallinarius) gegeben:

„Nun so verdankt dir viel Straßburg und viel der Senat dir;
Aber die Jugend verdankt mehr noch, die lernende, dir!"

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.


G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK

